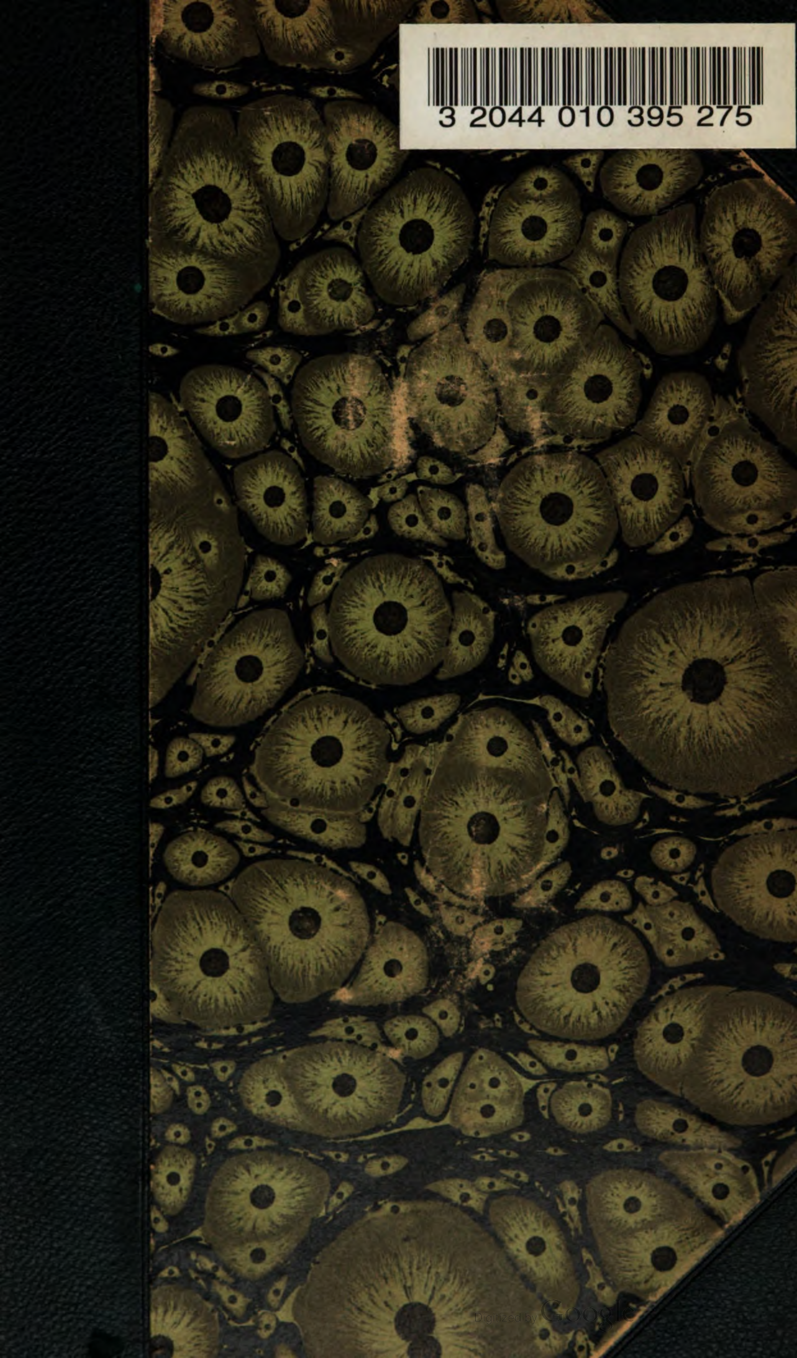
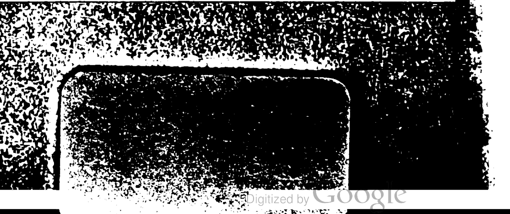

3 2044 010 395 275


SIGILLVM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
CHRISTO ET ECCLESIAE
VE RI TAS





# Christen und Türken.

---

# Christen und Türken.

## Ein Skizzenbuch

von der Save bis zum Eisernen Thor.

Von

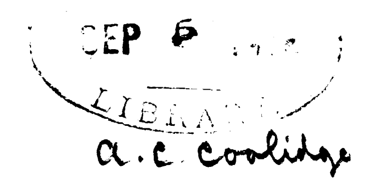
Siegfried Kapper.

Erster Theil.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1854.


LIBRARY
A. C. Coolidge

# Inhalt des ersten Theils.


I. Seite

Der jüngste Lieutenant eines Regiments........... 1

II.

Ein dialogisirender Rosselenker. — Athanassje Pawlowitsch's Familienchronik. — Seine eigene Chronik. — Grenzschulen. — Grenzverwaltung. — Omer Pascha.............................. 19

III.

Ein Stabsort. — Der alte Herr. — Das Fräulein um ihn. — Die Frau Oberstlieutenantin........ 42

IV.

Ein Markt in der Grenze, nebst Betrachtungen. — Die Frau Offizieritza. — Eine Art, Töchter an den Mann zu bringen. — Blut statt Weizen und der Strick um Beides........................ 64

V.

Mirko. — Südslavisches Rhapsodenthum. — Ein blinder Meuchelmörder. — Neunzig statt Sechzig. — Eine Seele für einen Kreuzer.......... 94

VI. Seite

Ein Ausreißer, als Episode. — Athanassje in der Heimat. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 126

VII.

Eine Colonie von Pensionisten. — Nun ist er noch höher avancirt! . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 152

VIII.

Offiziersleben in der Grenze. — Ueber die Una auch ohne Paß. — Ein bosnisches Dorf. — Ein Giaur ist reich ... sein Unglück. . . . . . . . . . . . . . . . 177

IX.

Die Mehana. — Was für Weltanschauungen ein Kadi hat. — Schwaben und Deutsche non iidem. — Ein bosnischer Aeskulap und sein pathologisches System. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 206

X.

Ein Nachtquartier, das Gott erbarm'! — Was der Mehandschi von den Zuständen hält und wie er sich das Ding vorstellt. — Herberggenossen. — Der Pascha von B... — Aufgeschoben ist nicht aufgehoben. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 220

XI.

Türkische Wirthschaft. — Nizamis als Waschweiber. — Eine türkische Festungswache. — Betrachtungen über knappe Jacken. — Auch ein Renegat. — Das Renegatenthum, ein trojanisches Pferd. — Türkisches Exercitium. — Das Renegatenthum und das türkische Heerwesen. . . . . . . . . . . . . . . . . . 235

# I.

## Der jüngste Lieutenant eines Regiments.

---

Von den felsigen Küsten des Quarnero, längs der Ufer der Kulpa und Una, der Save und Donau bis gegen die kleine Walachei hin, zieht sich ein bald schmälerer, bald breiterer Landstrich, oder vielmehr eine ununterbrochene Kette von abgesonderten Gebieten verschiedener anderer Länder, die du, lieber Leser, auf den Landkarten unter dem Namen der östreichischen Militärgrenze verzeichnet findest.

Der Volksstamm, der in diesen Länderstrichen seine Wohnstätten hat, war lange vorher, vielleicht bis in die Zeiten hinauf, da hier die römischen Imperatoren feste Plätze und Wälle bauten, in diesen Gegenden zu Hause, und wechselte im Ver-

lauf der Jahrhunderte vielfach seine Herren und seine Verhältnisse, gehorchte bald den serbischen Fürsten, bald den kroatischen und ungarischen Königen, ehe sich im Gefolge langjährigen und mannichfach wechselnden Kriegsgeschickes jener eigenthümliche, halb soldatische, halb landwirthliche Zustand herausbildete, in welchem wir ihn jetzt vorfinden.

Erst nachdem die Nachfolger des Propheten von Mekka ihre Fahnen aus den Wüsten Arabiens in das byzantinische Europa herübergetragen und in einem Jahrhundert mörderischer Schlachten zwei mächtige Throne, den Serbiens und den zu Konstantinopel, gestürzt und all die kleinern Häuptlingschaften von der Küste des Schwarzen Meeres bis zu den kleinen Seerepubliken an der Küste Dalmatiens hin sich unterworfen hatten, trat für die Bewohner der nördlichen Ufer jener obengenannten Ströme der Zeitpunkt ein, der sie für Jahrhunderte herauf zu einem ewig kampfgerüsteten, jeden Augenblick schlagfertigen Heere umwandelte.

Diese Umwandlung, so drückend und hemmend sie für den betroffenen Volksstamm selbst

in der Folge geworden, war keine plötzliche, gewaltsame. Sie war ein Ergebniß der Nothwendigkeit und bildete sich aus dem Bedürfnisse bis zu einem gewissen Grade von selbst heraus.

Als der Halbmond in seinem siegreichen Vordringen sich den Ufern der Save und Donau näherte, verließen Tausende von Familien, die nicht gewillt waren, den Weiterbesitz ihres angeerbten Grundes und Bodens dem Kreuzesglauben zu opfern, ihre jenseitigen Wohnsitze, und flüchteten an die diesseitigen Ufer zu ihren Stamm- und Glaubensverwandten herüber, und schlugen hier in den Niederungen des Banats, der Batschka, in den Bergthälern der Fruschka Gora und in der unmittelbaren Nachbarschaft des freiheitliebenden Morlachenstammes ihre Hütten auf. Sie kamen, die Waffen, mit denen sie noch kurz vorher gegen den Feind des Kreuzes gekämpft, noch in der Hand, fest entschlossen, die Ströme und Berge als schützende Brustwehr vor sich, den Dränger hinter dieser zu erwarten, und ihm von dem diesseitigen an die jenseitigen Ufer ein „Bis hieher und nicht weiter" zuzurufen. Gastfreundschaft, Stammverwandtschaft, Glaubens-

genossenschaft und die heranrückende Gefahr für das eigene Hab' und Gut machten die bisher unbehelligten Bebauer der diesseitigen Ebenen bald zu ihren Bundesgenossen, und in kurzer Zeit erglänzte der ganze Landstrich von Waffen, ohne Aufgebot, ohne Befehl irgend eines gekrönten Hauptes, ohne andere Führer, als wie sie eben an Ort und Stelle sich an die Spitze der bewaffneten Haufen stellten, aus eigenem Antrieb, aus eigenem Bedürfnisse. Die Save- und Donaugrenze stand zum ersten male als eine kriegerische da.

Allein die Macht der rothen Fahne war damals eine unwiderstehliche. Gegen den Ungestüm der Heeresscharen Mohammed's gab es keinen Halt. Sie drangen über die Ströme. Ihnen voran zogen Entsetzen und Flucht, in ihrem Gefolge tobten Vernichtung und Verwüstung, und hinter ihren Fersen blieben entvölkerte Einöden zurück. An den Stellen, wo Kirchen gestanden, erhoben sich Minarete, von den Zinnen der Klöster verschwand das Kreuz, um dem Halbmond den Platz einzuräumen.

Es kamen auch Zeiten, wo der Wechsel des

Waffenglücks die türkischen Heereszüge über die Ströme zurückwies. Die ödeliegenden Wohnstätten an den Ufern dieser letztern füllten sich wieder mit Zurückkehrenden und neuen Ansiedlern, jedoch nur, um bald wieder zu vereinsamen. So wogten die Geschicke hin und her, bis die furchtbare Macht der osmanischen Kriegesscharen am Schilde Oestreichs sich endlich brach, und zwar um sich nie wieder zu ihrer vorigen Gewalt zu ermannen.

Schon während der vielfachen Kämpfe gegen den „Erbfeind" war es Oestreich, welches in dem kriegerischen Sinne einer Bevölkerung, bei welcher diese Kämpfe allmälig die Bedeutung einer Art von geheiligter Tradition angenommen hatten, eine der mächtigsten Schutzwehren gegen diesen Feind — den damaligen Schrecken Europas und der gesammten Christenheit — erkannte. Es sandte ihr Führer, gab ihr Waffen, organisirte die regellosen Haufen zu strategischen Truppenkörpern, einverleibte diese seinen eigenen Heeren.

Die eroberten Gebiete überließ es Ansiedlern aus dem ganzen Süden Ungarns, aus der Walachei, aus Serbien, aus Bosnien, aus Türkisch-

Kroatien zu freiem Eigenthum, indem es ihnen dagegen die immerwährende Kampfbereitschaft gegen den islamitischen Nachbar zur Pflicht machte, und legte so den Grund zu einem kriegerischen Institute, welches nachmals einen der vorzüglichsten Theile seiner Kraft ausmachte, und welches erst in jüngster Zeit ihm in Tagen äußerster Gefahr zum Theil seinen Bestand sicherte.

Zweck und Absicht dieses Instituts war somit im Anbeginn lediglich Sicherstellung der Grenzen gegen erneuerte Versuche eroberungslüstiger Sultane, ihr Kriegsglück wieder einmal auf den Ebenen Ungarns zu versuchen. Auch die Pest wollte man dadurch von Europa abgehalten wissen, und diese namentlich war es, welche in den nachfolgenden Zeiten, da einerseits geregeltere Staatsverhältnisse und anderseits die fast gründliche Abschwächung der türkischen Macht, jede Besorgniß vor einem unvorhergesehenen Einbruche ziemlich überflüssig machten, bestimmt war, die Thätigkeit der Grenzvölker rege, sie selbst in immerwährender Waffenübung zu erhalten.

Bald jedoch erhielt die Bedeutung dieser letztern eine weitere Ausdehnung. Derselbe Arm,

der die Waffe so siegreich gegen den Erbfeind führte, sollte er nicht auch ebenso gut und ebenso erfolgreich gegen jeden andern Feind verwendet werden können?

Die gesammten waffenfähigen Männer der „Grenze" wurden für einen integrirenden Theil der öſtreichiſchen Armee erklärt, und die Verpflichtung zum Kriegsdienste erstreckte sich nicht mehr gegen die Turbanträger und gegen die Pest, sondern gegen jede Seite hin, wo dem Staate Gefahr drohen und wo sie in Anspruch zu nehmen man es für nöthig erachten würde. Keine größere Kriegsbewegung in Europa hat seitdem stattgefunden, in welcher nicht die ehemaligen Halbmondbekämpfer ihr Contingent auf dem Kampfplatze gehabt hätten. Wir begegnen den Kroaten in Wallenstein's Lager, wir begegnen ihnen, abgesehen von Trenk mit seinen Panduren, auf allen Schlachtfeldern des siebenjährigen Krieges; wir sehen sie Bonaparte gleich im Anbeginne seiner Feldherrnlaufbahn in Italien gegenüberstehen; wir finden sie später in Schwaben und in Franken, am Rhein und an der Spree, in Frankreich und in Polen; wir sehen sie im

Gefolge des französischen Adlers in Moskau und an der Beresina, bei Dresden, bei Leipzig, bei Waterloo, vor Paris.

Alles Dies, namentlich dies Hin- und Herwandern durch aller Sprachen und Sitten Länder, von einem Ende des Welttheils bis zum andern, dies Aufwachsen nicht nur einer Generation nach der andern mit der Waffe so zu sagen in der Hand, sondern die allmälige Umwandlung eines anfangs blos kriegerischen Stammes zu einem völligen soldatischen, konnte am Lande selbst, sowie an den Sitten, den Anschauungen und dem Charakter des Volkes nicht ohne die wesentlichsten Rückwirkungen vorübergehen, als deren Ergebniß wir denn auch Land und Leute, sowie sie jetzt sind, leicht erkennen.

Doch warum wollen wir alles Das so aufs Wort hinnehmen, die wir, auf einer Reise nach den Save- und Donaugegenden begriffen, Gelegenheit haben, wenn nicht das Ganze, so doch einzelne Theile dieses Landes, wenn nicht alle die Hunderttausende, so doch Leute aus ihnen genug kennen zu lernen, um uns aus eigener Anschauung unser eigenes Urtheil zu bilden?

Wir brauchen ja nur der einfachen, treuherzigen Einladung zu folgen, die der jüngste Lieutenant eines der westlichen Grenzregimenter, dessen Wagen, während wir im Gasthof „zur Krone" in der königlichen Haupt- und Banalstadt Agram unser Mittagmahl einnehmen, vor dem Hause zur Abfahrt bereit steht, an uns ergehen läßt, um Alles bald mit eigenen Augen zu sehen.

Der jüngste Lieutenant ...

Wir wollen nun lieber gleich keine Erwartungen nähren, die wir derjenigen schönern Hälfte unserer Leser gegenüber, für welche ein jüngster Lieutenant vielleicht ein Gegenstand ganz besondern Interesses sein könnte — und es soll dies, wie man uns versichert, zuweilen vorkommen — nicht zu erfüllen vermöchten, und es rund heraus sagen, daß der jüngste Lieutenant, von dem hier die Rede ist, wenn sich ein Menschenleben in zwei Theile theilen ließe, diejenige Anzahl von Sommern, mit welchen sich der Träger eines Porte-épée überhaupt noch für interessant halten darf, nicht nur bereits zwei mal zurückgelegt haben, sondern auch mit dem Ueberschusse noch als

ein angehender hoffnungsvoller Fahnenjunker gelten könnte.

Dort sitzt er, der stämmige, doch bereits etwas gebeugte Fünfundvierziger, mit dem kargen grauen Kopfhaar und dem dichten grauenden Schnurrbart, am obern Ende der Tafel, zur Seite des Majors! Und an der Art und Weise, wie er sich hält, wie er, nicht ohne subordinatorische Schüchternheit, zu den Speisen zulangt, Messer und Gabel führt, sich zu jedem Trunke Wein besonders auffodern läßt — sieht man es ihm nicht an, daß er hier noch nie gesessen, am wenigsten aber je der Ehre theilhaftig geworden, an der Seite eines Stabsoffiziers zu speisen?

Dreißig Jahre lang stand er unter der Muskete, dreißig Jahre lang hatte er es nicht wagen dürfen, sich niederzusetzen, wo Offiziere saßen. Dreißig Jahre lang hatte er von Monat zu Monat an demselben obern Ende dieser Tafel gestanden und hatte, die linke Hand salutirend am Czako, einer Suite von nicht weniger als acht Regimentscommandanten den Rapport des Bataillons überbracht, welchem er mit seinem Hause angehörte. Auf das Glück, den gro-

den Commißrock jemals mit der feinen Offiziersuniform, die Muskete mit dem goldbequasteten Säbel vertauschen zu dürfen, so glänzend er es sich auch in seiner Jugend ausgemalt, hatte er längst verzichtet.

Heute endlich, als er dem Major den Rapport überbrachte, sagte dieser: „Athanassie Pawlowitsch, es ist zum letzten mal, daß du mir den Rapport bringst!"

Athanassie mochte diese Mittheilung nicht ohne einigen Schrecken vernommen haben.

Wenn man zwanzig Jahre lang schwere Kerkerketten trägt, so erschrickt man ebenfalls, wenn man plötzlich zugerufen bekömmt: Leg' ab die Eisen! Jetzt sollst du frei gehen! Man traut sich kaum zu, daß man es treffen werde, ohne Fesseln einherzuschreiten.

Wie sollte der arme Unteroffizier, der zeitlebens nichts Anderes gethan als Rapportiren; ja, dessen ganzes Leben bisher in nichts Anderm als in einem continuirlichen Rapport aufgegangen war, nicht erschrecken, wenn ihm sein Vorgesetzter sagte, daß es mit dem Rapport nun aus sei? Mußte es ihm nicht gerade so sein, als ob ihm

der Major verkündet hätte: Athanassie Pawlowitsch, du sollst aufhören zu leben?

„Du zitterst wol gar, Athanassie?“ sagte der Major weiter. „Bogami (bei Gott), das hast du nicht nöthig! Hier setz' dich nieder, du wirst müde sein!“

Niedersetzen! Neben einen Major! ...

Nun, so gar selten kömmt das in der Grenze allerdings nicht vor. Major und Gefreiter sind oft Schulgenossen, Vettern, Schwäger, gute Freunde, und dutzen einander und sitzen beieinander, trinken miteinander, drücken einander die Hände und sprechen zu einander brate (Bruder) — nota bene: außerhalb des Dienstes und im vertrautesten Zirkel, wenn z. B. Niemand anderes, oder doch nur lauter gute Freunde und Familiengenossen zugegen sind. Im Dienste aber ist eine solche Vertraulichkeit gegen alles Reglement und noch nie erhört worden.

Und nun sollte sich Athanassie Pawlowitsch, der dienstthuende Rapportüberbringer, neben seinen Major niedersetzen!

Mit geraden Dingen ging das nicht zu. Ein Zug von Ahnung flog durch Athanassie's

Seele, als ihm der Major den Sessel zurecht-schob ...

„Lieutenant Pawlowitsch!" reichte ihm endlich der Major die Hand; „von heut' an, wenn du nach Agram kommst, ist dein Platz hier — das heißt, wenn kein älterer Lieutenant bei Tische ist; denn dann mußt du um einen Platz weiter hinunterrücken. — Und nun mach' keine Ceremonias!"

Der Glückliche! Der höchste aller Wünsche seines Lebens ist in Erfüllung gegangen. Was zu hoffen er längst aufgegeben, ist unerwartet zur Wirklichkeit geworden. Sich darein finden, das kann er aber immer noch nicht.

Die umhersitzenden Offiziere — denn was von Grenzoffizieren nach der Hauptstadt kommt, speist in der „Krone", das ist Offizierston — behandeln ihn zwar Alle bereits ganz cameradaliter. Ihm aber liegt noch der Unteroffizier in allen Gliedern; er trägt noch den Commißrock, die ungarische knappe Hose, die plumpen Opanken und die wollene Säbelquaste.

Welcher Sterbliche vermöchte auch einen so

plötzlichen Umschwung des Geschickes gleichmüthig zu ertragen?

Der Major war in der Compagnieschule zu Thurn sein Mitschüler gewesen, und noch erinnerte er sich recht wohl, wie sein gegenwärtiger Vorgesetzter damals einmal kreuz- und quergeschlossen von ihm nach Hause escortirt worden, weil er sich hatte einfallen lassen, sich an einem Stücke Maisbrot eines seiner Kameraden zu vergreifen. Einen der anwesenden Offiziere hatte er, selbst schon Corporal und Hausvater, mit dem Haselstock vom Zaune seines Hausgärtchens gejagt, als er ihm daraus Aepfel stehlen wollte. Mehre andere hatte er als Buben bei den Ohren gezogen, oder mit den Füßen bei Seite gestoßen, als sie ihm bei der Ausübung seiner Exerciermeisterspflichten hinderlich in den Weg kamen. Sein eigener Sohn, den er frühzeitig in die Schule gegeben, und der das Glück hatte, nachmals in die Kadettenschule zu Gratz aufgenommen zu werden, stand bereits als Kapitän in einem deutschen Regimente. Weiland Latas vollends, nunmehr Omer Pascha, der in der Schule zu Thurn neben ihm gesessen, und damals schon schöner

geschrieben und gesprochen als sich aufs Exerciren verstanden hatte, war Feldmarschall der türkischen Armee, hatte bereits in Arabien, in Albanien, gegen Montenegro commandirt und stand jetzt an der Donau als Generalissimus dem mächtigsten Herrscher der Welt gegenüber. Und nun darf auch er als jüngster Offizier des Regiments — der jüngste versteht sich nur dem Range nach — an demselben Tische mit ihnen sitzen, und zu ihnen Allen, ohne alte Bekanntschaften ignoriren zu müssen, Kamerad und du sagen!

Doch welches Aufsehen wird es erst in seiner Heimat, in seiner Compagnie, in seinem Regiment erregen, wenn er, der am 30. April Morgens als ältester Feldwebel ausgegangen, am 1. Mai Abends als jüngster Lieutenant des Regiments zurückkehrt; wenn sein Weib plötzlich Offiziersfrau, seine Töchter Offizierstöchter, das ist Fräuleins, geworden!

Wer, den übrigens der Weg dieselbe Route führt, hätte den Wunsch unterdrücken mögen, Zeuge des allgemeinen Staunens, des Umschwunges jahrelang bestandener Kameradschaft zu ehrerbietiger Subordination, des Jubels einer ganzen

Familie zu sein, wenn der neue Lieutenant seinen triumphirenden Einzug hielt, zumal wenn es kein größeres Opfer kostete als diesen Wunsch auszudrücken, um sich alsogleich aufs herzlichste zur Mitreise eingeladen zu sehen? Mußte es denn auch dem jungen Lieutenant nicht schmeicheln, selbst Fremde an seinem Glücke theilnehmen und bei seinem Einzuge in die Heimat als eine Art Ehrengefolge figuriren zu sehen?

Schon erheben wir uns, das Patent in der Tasche, um unsere Reise anzutreten, da tritt ein Offizier hervor, derselbe, dem Athanassje Pawlowitsch einst mit dem Haselstock die Lehre gegeben, daß Aepfel, wenn sie auch noch am Baume hängen, darum doch noch kein vogelfreies Gut für freibeutelustige Jungens seien, und ruft „Halt!"

Was gibt's?

„So", meint er, „soll Athanassje Pawlowitsch nicht einrücken!" und deutet auf seinen grobwolligen Commißanzug.

Der Wink wird allgemein verstanden, und ein lautes „Bravo, Kamerad!" lohnt den ehemaligen Apfelfreund für seinen vortrefflichen Einfall.

„Ablegen, Athanassje!“ heißt es nun wie aus Einem Munde; „ablegen den Kittel! Ablegen den Czako! Fort mit der wollenen Säbeltroddel! Fort mit dem schwarzen Ueberhängriemen!“ Und ehe der jüngste Lieutenant seines Regiments sich dessen versieht, ist er all' dieser Stücke entkleidet.

„Hier! mein Rock wird ihm am besten passen!“ ruft ein junger, stämmiger Kapitän, der es nicht zu beachten scheint, daß er mindestens um einen Kopf kleiner und um einen halben Schuh im Umfange stärker ist als Lieutenant Pawlowitsch, indem er ohne viele Umstände seinen Waffenrock auszieht und ihn Diesem hinhält.

„Da sind aber drei Sterne daran; das geht ja nicht!“ ruft ein anderer der Offiziere.

„Ach, was! Da ist gleich geholfen!“ erwidert der Kapitän. „Da brauchen wir ja nur zwei abzutrennen!“ Und im selben Augenblicke schon hat er ein Messer vom Tisch erfaßt, löst von jeder Seite des Rockkragens zwei Sterne los und verwandelt so im Nu das Kapitänzeichen in das eines Lieutenants; und nun hilft nichts mehr und Athanassje Pawlowitsch muß

trotz aller Complimente und alles ablehnenden Widerstrebens in den Offiziersrock hinein.

An einer Kappe mit goldener Einfassung und goldener Kokarde vornauf fehlt es auch nicht, und da nun auch der Major seinen eigenen Säbel vom Haken nimmt und ihn mitsammt der goldenen Kuppel und dem goldenen Porte-épée seinem thurner Schulgenossen umschnallt, so steht Athanassje Pawlowitsch als completer Offizier da, und kann dessen gewiß sein, daß jede Schildwache, an der er vorüberzukommen hat, es nicht unterlassen wird, das Gewehr zu präsentiren; jeder Grenzsoldat, der ihm begegnet, ihm seine Reverenz zu bezeugen.

Und nun noch ein zehnstimmiges „S bogom, brate!" (Mit Gott, Bruder!) und fortrollt der Wagen vom Thorwege der „goldenen Krone", und über das holperige Pflaster des Harmitzenplatzes nach der Save zu und über die polternde Brücke ins weite Kroatenland hinein!

## II.

Ein dialogisirender Rosselenker. — Athanassje Pawlowitsch's Familienchronik. — Seine eigene Chronik. — Grenzschulen. — Grenzverwaltung. — Omer Pascha.

---

Es ist ein herrlicher Maitag, so blau und warm, so sonnig und frisch, wie er nur unter diesem Himmelsstriche, der die Nähe italienischer Zonen bereits lebhaft ahnen läßt, zu Hause zu sein anfängt.

Die Straße haben wir abseits gelassen, und als ging es über Federn hin rollt unser Karren — denn so müssen wir das Fahrzeug, in welchem wir auf einer bequemen Strohunterlage sitzen, nennen, wenn wir den Leser nicht verleiten sollen, sich von dem Luxus eines Grenzoffiziers

irrigen Vorstellungen hinzugeben, lautlos über Hutweiden und Brachgrund dahin, um den Stabsort, nach welchem unser Weg uns zunächst führt, zu erreichen.

Die Pferde, zwei dürre, braune Wesen von wenig ansehnlichem Wuchse und langen wirren Mähnen, deren Schirrzeug in höchst einfacher Weise zum Theil aus alten Lederstücken, zum Theil aus zusammengeknüpften Stricken besteht, trotten so unverdrossen darauf los, als hätten sie — woran wir jedoch sehr zweifeln — Hafer im Leibe, und der Kutscher, auf einem Bund Heu vor uns thronend, hält mit ihnen, ohne auch nur einen Augenblick auszusetzen, seine bald schmeichelnden, bald drohenden, bald auch fluchenden Zwiegespräche.

Ein sonderbarer Kauz, dieser Rosselenker! Blind auf einem Auge, zernarbt im Gesichte von den Blattern, daß es den Anschein hat, als würde seine zerrissene Physiognomie lediglich durch Kleister zusammengehalten und könne jeden Augenblick wieder auseinandergehen; trotz der brennenden Hitze des Mittags fest in einen zottigen Schafpelz gehüllt, wie er da hockt und mit der

knotigen Peitsche bald durch die Lüfte spielt, bald die beiden Gäule an ihren Flanken kitzelt, scheint er für nichts Anderes auf Erden, als für diese letztern, irgend einen Sinn zu haben. Die plötzliche Umwandlung, die mit dem Herrn, den er fährt, vorgegangen, hat ihn nur im Augenblicke des Einsteigens einen Moment stutzen gemacht. Dann ergriff er die Zügel, warf sich auf sein Bund Heu und begann sich mit seinen Gäulen zu unterhalten, den einzigen Wesen auf Erden vielleicht, die er und die ihn verstehen, mit denen er fühlt und lebt.

„Idi, idi, Schwesterchen!“ ruft er jetzt der handigen Stute zu. „Mach’, daß wir weiter kommen! Jetzt ist keine Zeit zum faulenzen!“

„Daß dich der Teufel, Bruder!“ wendet er dann seine Peitsche dem etwas struppirten Walachen zu. „Willst dich doch nicht von einer Stute beschämen lassen? Idi!“

„Nun, was hast du denn immer, Selenka?“ kehrt er sich dann wieder zur Stute. „Hast dich nicht sattgegessen? Wart’, bis wir nach Hause kommen; kriegst Heu und Wasser soviel du willst! Oder quälen dich die Fliegen? ... Wart’, elen-

des Fliegenpack!" Und mit der Peitsche fährt er durch die Luft, daß der aufgescheuchte Fliegenschwarm klafterweit auseinanderstäubt.

So geht es ohne Unterbrechung von einem der Gäule zum andern.

Aber auch Athanassje Pawlowitsch, der anfangs in der Ueberfülle seines Glückes fast schweigsam uns zur Seite gesessen, wird allmälig gesprächig. Die Freude, der Wein, der Offiziersrock, die goldene Kokarde und schließlich das goldene Porte-épée thuen ihre Wirkung. Athanassje Pawlowitsch hat sich in seine Lage gefunden, nimmt seinen Säbel vor sich zwischen die Beine hin, stützt sich auf dessen Handgriff und streicht von Zeit zu Zeit seinen pfeffer- und salzfarbenen Schnurrbart, indeß um seine Mundwinkel ein ungläubig glückliches Lächeln spielt.

Benutzen wir diesen Moment und erleichtern wir es ihm, sich von Herzen zu reden. Wir sehen ja, daß es ihm noththut, sich auszusprechen!

Wie mittheilsam er nun wird! Einige wenige Fragen, und der beredte Südslave mit allem Schwung seiner Ausdrucksweise hat uns sein

Innerstes geöffnet, und sein ganzes Leben, seine Geschicke, alle seine Erinnerungen liegen wie ein offenes Buch vor uns.

Athanassje Pawlowitsch stammt aus Bosnien oder eigentlich aus Türkisch-Kroatien, aus einem Dorfe in der Nähe von Buzim, dem Stammsitze der Familie, welcher der gegenwärtige Ban von Kroatien und Slavonien, Jellačić, angehört, und von welchem dieser auch den Beinamen de Buzim führt.

Sein Großvater trieb in den Bergen drüben das gefährliche, in den Augen der Rajah aber ritterliche und durchaus nicht unehrsame Gewerbe eines Haiduken, und hatte es verstanden, den Namen Wutschko Pawlowitsch auf zwanzig Meilen weit im Umkreise zu Furcht und Ansehen zu bringen.

Daß ihn keine Kugel treffen könne und die gesammte Heeresmacht des Sultans nicht hinreiche, ihn lebendig zu fangen, galt für ausgemacht. Thatsache wenigstens ist, daß der Pascha von Travnik, nachdem er zu wiederholten malen die zahlreichsten Streifzüge gegen ihn ausgerüstet, ohne daß diese, wie sich Athanassje Pawlowitsch

ausdrückt, auch nur eines Knopfes von seiner Jacke habhaft zu werden vermochten, ihn zu sich in sein Serail berief, ihn nöthigte, sich auf einem Polster zu seiner Rechten niederzulassen, zuerst mit Tabak und Kaffee bewirthete, und dann befragte, was er ihm wol geben müßte, wenn er davon ablassen wollte, die gesammte Türkenschaft in seinem Paschalik in ewige Angst und Besorgniß zu versetzen.

Was der alte Haiduke verlangte, ist nie bekannt geworden. Nur soviel hat man erfahren, daß der Pascha geäußert, wenn er ganz Bosnien, Herzegowina, Albanien, Macedonien und Rumelien verkaufen und dazu noch Konstantinopel, dann Mekka mitsammt Medina verpfänden wollte, wäre er nicht im Stande, das herbeizuschaffen, was Wutschko Pawlowitsch für das Aufgeben seines Haidukenthums verlange, und daß er ihn aus seinem Serail und aus Travnik entließ, ohne daß es ein Türke auch nur gewagt hätte, ihm den Schatten eines Turbans in den Weg zu legen, geschweige ihm ein Haar zu krümmen.

Das Einzige, was ausgemacht worden, war,

daß Wutschko Pawlowitsch versprach, die Geheimnisse seiner Haidukenkunst und namentlich seiner Unverletzlichkeit und Unnahbarkeit auf Niemanden zu übertragen, dafür aber das Recht besitzen sollte, für sich sowol als seine Nachkommen auf ewige Zeiten vor einem Muselmanne, wenn dieser zu Pferde einherkäme, und selbst wenn es der Pascha wäre, die Waffen nicht verbergen und vom Rosse nicht absteigen zu müssen, sowie auch daß allen seinen Erben und Nachkommen für ewige Zeiten der besondere Schutz des Pascha und unbedingte Unverletzlichkeit zugesichert wurde.

Allein die Verheißungen eines türkischen Pascha, meint Athanassje Pawlowitsch, seien zu allen Zeiten gerade so unverbrüchlich gewesen, wie Schiffstaue, die Jemand aus den weißen Fäden des Altweibersommers drehen wollte, haltbar.

Wenige Wochen später, als Wutschko Pawlowitsch hinauszog, um einen alten Freund, der in Zengg wohnte, heimzusuchen, und in argloser Unbesorgtheit Weib und Kinder zurückließ, habe der treulose Pascha die gute Gelegenheit abge-

paßt, sei mit einer namhaften Anzahl von Momken (bewaffneten Dienern) ins Dorf gekommen, und habe alle Anstalten getroffen, Wutschko Pawlowitschens Haus zu umzingeln, offenbar in der Absicht, es auszuplündern, Wutschko's Weib und Kinder zu Gefangenen zu machen, und Dach und Fach dann in Flammen zu stecken. An eine Gegenwehr sei in Wutschko's Abwesenheit nicht zu denken gewesen; das einzige Heil nur schleunige Flucht. So habe man denn in Eile zusammengerafft, was man zusammenzuraffen vermochte, und sich eben angeschickt Haus und Hof zu verlassen, als die Waffen der Momken schon rings um das Haus erblitzten, und der Pascha von seinen Leibgawaffen begleitet in die Stube drang.

Vergebens war's, ihn an seine Verheißungen zu erinnern. Wenn ein Pascha sich an etwas nicht erinnern will, so sind alle Mächte der Erde nicht im Stande, seinem Gedächtnisse auf die Beine zu helfen, viel weniger die Thränen eines wehrlosen, von einem Haufen geängstigter Kinder umrungenen Weibes. Wenn ihn etwas zu rühren vermocht hätte, so wäre es die Jugend und

Schönheit einer der Vatersschwestern Athanassje's gewesen. Wenigstens war sie es, deren er sich vor allem Andern bemächtigte. Doch habe dies nur dazu beigetragen, das Wehklagen der armen Mutter zu vermehren und die Rajah des ganzen Dorfes in Aufruhr zu versetzen, die denn auch sogleich mit Keulen, Aexten und Flinten bewaffnet zur Hülfe herbeieilten. Während des Handgemenges, daß sich da entspann, sei es der muthigen Mutter gelungen, ihre Verwandte den Gawassen zu entreißen und mit ihr zu entkommen. Die übrigen Kinder, im Tumulte unbeachtet, folgten ihr.

In einem nahen Bergwalde fand man sich zusammen, doch nur um von ferne das ganze Dorf in Flammen aufgehen und die Türken mit reicher Beute und zahlreichen Gefangenen abziehen zu sehen.

An eine Rückkehr war unter solchen Umständen ohnehin nicht zu denken. Was jedoch die Lage verschlimmerte, war, daß bei dem unglückseligen Ereignisse zwei Gawassen unter Christenhand ihr Leben gelassen. Die furchtbarste Rache stand zu gewärtigen. Hülflos und rathlos, wie

sie gewesen, habe denn die unglückliche Mutter beschlossen, über die Una zu gehen und auf östreichischem Boden Schutz und Obdach zu suchen.

Ein Grenzerhaus im hohen Gebirge der Lika nahm sie auf und gewährte ihr und den Ihrigen gastliche Unterkunft. Die gute Pflege, die sie hier fand, habe sie nur dem weitberühmten Namen Wutschko Pawlowitsch zu verdanken gehabt; denn die armen Likaner, ihre Wirthe, wären selbst allen und jeden Behelfes so bar gewesen, daß sie ihr eigenes Dasein nur mit genauer Mühe zu fristen vermochten. Doch ging ihre Theilnahme soweit, daß sie selbst von Zeit zu Zeit, ohne irgend ein Aufsehen zu erregen, sich nach Bosnien hinüberschlichen, um womöglich einige Kundschaft einzuziehen, was es denn mit Wutschko Pawlowitsch sei.

Wochen und Monate vergingen, ohne daß man etwas zu erfahren vermochte. Endlich hieß es, der Pascha von Travnik sei eines hellen Mittags von einem Haiduken mitten in seinem Divan erdrosselt worden, ohne daß Jemand den Muth gehabt hätte, den Thäter von seinem Vor-

haben abzuhalten, oder sich gar nachher seiner zu bemächtigen. Alles habe gezittert bei seinem Anblicke, hieß es, wie die Föhren des Hochgebirgs, wenn der Sturm durch ihre Stämme schreitet.

Das konnte Niemand anderes als Wutschko Pawlowitsch gewesen sein, sprachen die Likaner, als sie die Nachricht heimbrachten.

Drei Tage darauf hieß es in der That, Wutschko Pawlowitsch sei in der Lika gesehen worden, und ehe weitere drei Tage vergingen, bewies sein plötzliches Erscheinen im gastlichen Grenzerhause, daß man sich nicht geirrt.

Einmal auf östreichischem Boden, habe Wutschko das wüste Haidukenleben aufgegeben, sich in der Lika angesiedelt, und sei dadurch für sich und die Seinen in den sogenannten Grenzverband getreten, das heißt für alle Zeiten die Verpflichtung eingegangen, daß alle waffenfähigen Männer seines Hauses, so lange sie die Waffen zu führen im Stande, und so oft und wo es der Kaiser, als Herr des Landes, verlangen würde, Kriegsdienst leisten würden.

Wutschko selbst diente nie. Seine drei Söhne aber dienten Alle, und Athanassje's Vater na-

mentlich machte fast den ganzen Napoleon'schen Krieg mit, und war seiner Zeit nicht wenig stolz darauf, vom Marschall „Marmundija" — Marmont — seiner Tapferkeit wegen ein paar mal auf die Schulter geklopft worden zu sein.

Athanassje war sein einziger Sohn, und da seine beiden Oheime, der eine in Italien, der andere am Rhein gefallen waren, der einzige Erbe und somit das Haupt des Hauses Pawlowitsch, das früher schon durch seinen Sohn, nun aber auch durch ihn zur hohen Ehre gelangte, ein Offiziershaus zu sein, dadurch aber auch zugleich aus dem Grenzverbande schied; denn wer es einmal vom gemeinen Grenzer bis zum Offizier gebracht, wer somit „Cavalier" geworden, der tritt schon allein durch diese Thatsache für sich und seine Kinder aus der Reihe der Mannschaft heraus und die Verpflichtungen des Grenzerhauses hören für ihn und seine Familie für alle Zeiten auf.

Athanassje's eigenes Leben bietet von dem irgend eines andern Grenzers wenig Verschiedenes.

Mit zwölf Jahren war er in die thurner

Schule getreten, und hatte sich da, wie hundert Andere, eine schöne Schrift, und wie alle Andere jene eigenthümliche, schlechtaccentuirte deutsche Aussprache angeeignet, die den Grenzer, und trüge er selbst den Generalsrock, immer noch kenntlich macht. Er hatte da ebenso „Filoosof", „Monaate", „ich habe ihm gesaget" und „er hat ihn gesuchet" sprechen gelernt, wie man es vom Quarnéro bis tief nach Slavonien hinein spricht, wo die deutsche Aussprache infolge der häufigern deutschen Ansiedelungen, wol auch der nähern Berührung mit der jedenfalls bessern deutschen Aussprache der Magyaren, eine bessere zu werden beginnt.

Die deutsche Sprache muß jeder Grenzer kennen, der es auch nur um ein wollenes Sternchen über den Gemeinen hinaus bringen will. Sie ist die Sprache des Commandos, die Sprache des Dienstes, die Sprache der gesammten Verwaltung, und deshalb an den Schulen der einzelnen Compagnien sowol als der Regimenter die Unterrichtssprache.

Die Einrichtung dieser Schulen ist eine lediglich auf die Erziehung der männlichen Grenzkinder

zu tüchtigen Soldaten abgesehene, und auch in mancher Beziehung diesem Zwecke vollkommen entsprechend. Im Allgemeinen ist sie etwa die der Volks- und sogenannten Normalschulen im übrigen Oestreich; an den Regimentsinstituten, wie z. B. in Thurn, wol auch die der bessern Bürgerschulen; und man kann nicht leugnen, daß ihr einzelne Grenzer, und zwar oft gerade in den untersten Schichten, einen gewissen Grad von Ausbildung und manche nützliche Fertigkeit verdanken, die oft überrascht. Vor allem Andern aber wird darin auf jene Geschicklichkeiten und Kenntnisse eine besondere Sorgfalt verwendet, die dem künftigen Soldaten und namentlich Unteroffizier von Nutzen sein können. Dahin gehört zunächst eine schöne, correcte, schnelle und deutliche Handschrift. Nicht leicht findet man in irgend einem Lande so viele tüchtige Schreiber als in der Militärgrenze; nicht leicht irgendwo in den Kanzleien so viel schöngeschriebene und in bester Ordnung gehaltene Aktensammlungen als eben wieder in der Grenze. Will der junge Grenzer seinen Vorgesetzten empfohlen sein, so kann er dies zuvörderst nur durch eine schöne

Schrift bewirken. Hat er sich diese zu eigen gemacht, so hat er Aussicht zuerst in der Compagniekanzlei als Compagnieschreiber verwendet zu werden, was freilich eines der am wenigsten glänzenden Loose ist, dem jungen Soldaten aber, namentlich wenn er nur irgend welche Fähigkeiten beweist, wenn auch oft nach jahrelangem Ausharren, doch einmal die Bahn zum Vorwärtskommen öffnet.

Auch Athanassje Pawlowitsch war eine zeitlang Compagnieschreiber gewesen, und hat als solcher in einem Zeitraume von zehn Jahren es vom Gemeinen zum Gefreiten und vom Gefreiten zum Corporal gebracht, eine Schnelligkeit des Avancements, wie sie in Friedenszeiten ebenso sehr Staunen als Neid erregen mußte. Nachdem er zehn Jahre lang den Corporalstab getragen, brachte er es sogar zum Feldwebel, und nach zehnjährigem Feldwebelstande zum Offizier — eine Carrière, die gewiß nicht ermangeln wird, die Schüler von Thurn auf jahrelang hinaus anzueifern, sich einer guten Handschrift zu befleißigen.

Für die eigenthümliche Natur der ganzen

Verwaltung der Militärgrenzgebiete sind die erwähnten Schulen von großer Wichtigkeit.

Es liegt im Wesen eines Landes, das seiner Bestimmung nach eigentlich nur ein Land voll Soldaten, eine Art permanenten Kriegslagers oder Cantonnements ist, daß es durchaus militärisch organisirt sei. So sehen wir denn auch das gesammte Militärgrenzland im östreichischen Staate eine besondere Stellung einnehmen, indem es, mit nur geringen Ausnahmen, fast in jedem Anbetracht seinen besondern Gesetzen unterworfen ist. So z. B. war ehemals die oberste Behörde, unter welcher es stand, der sogenannte Hofkriegsrath, in welchem sich alle Zweige der Verwaltung vereinigten, später das Kriegsministerium, und ist es nun, seit Aufhebung des letztern, das Armee-Obercommando zu Wien, welchem bekanntlich der Kaiser selbst vorsteht. Unter diesem, etwa den Statthaltern in den übrigen Kronländern entsprechend, nur mit einer ungleich ausgedehntern Macht, fungiren die beiden Generalcommandirenden zu Agram und Temesvár, der eine für Kroatien und Slavonien, der andere für das Banat, als oberste Landesbehörden. Statt in Kreise ist

das Land in Regimenter eingetheilt, in deren Hauptorten, Stabsorte genannt, der Stab mit dem Obersten an der Spitze seinen Sitz hat, der etwa dem Kreispräsidenten entspricht, nur daß er in seiner Person nicht nur das militärische Commando des Regiments, sondern auch die Ausübung der gesammten Verwaltung und Justiz, das Recht über Leben und Tod mitinbegriffen, vereinigt. Den kleinern Bezirken entsprechen die Compagnien, in denen die Hauptleute die obersten Handhaber der Ordnung sind.

Diese Einrichtung, die noch sonstigen eigenthümlichen Landesverhältnisse mit eingerechnet, machte es fast unabweislich, daß das gesammte Verwaltungspersonal, wenigstens das untergeordnete, aus der Mitte der Grenzer selbst genommen sei. Denn um hier seinen Platz auszufüllen, muß man nothwendigerweise mit allen diesen Eigenthümlichkeiten vertraut, in der soldatischen Weltanschauung sozusagen aufgewachsen sein. Und die Pflanzschulen für dieses Personal sind eben wieder nur die Compagnie- und Regimentsschulen. Nur die Justiz, welche hier nach den Kriegsartikeln gehandhabt wird, holt ihre Ver-

treter größtentheils aus andern Ländern, da sie in den Händen von Auditoren liegt, und diese ihre Studien an Universitäten zurückgelegt haben müssen.

Befähigtere Schüler beziehen ihrer weitern Ausbildung wegen, nachdem sie die Regimentsschule absolvirt, wenn sie nicht als Unteroffiziere oder Cadetten ins Regiment treten, die Verwaltungsschule zu Gratz, welche sich eigens mit der Verwaltungslehre der Grenze befaßt, und machen dann ihren Weg als Verwaltungslieutenants, Verwaltungsoberlieutenants u. s. w., können Feldkriegscommissäre werden, werden den Centralbehörden zugetheilt, und können, wenn sie wollen, jeden Augenblick zur combattanten Armee übertreten, um darin ihre Carrière weiter zu machen.

Andere, wie z. B. der Sohn unseres Athanassje Pawlowitsch, treten aus der Regimentsschule sogleich in den Heeresdienst, und können, wenn Glück und Zeitverhältnisse ihnen gewogen sind, es oft in kurzer Frist ziemlich weit bringen — wie dies eben bei Athanassje's Sohne der Fall gewesen.

Alles dies theilt uns Athanassje Pawlowitsch

in seiner Gesprächigkeit mit, während rechts und links Wiesen und Felder, Waldungen und kleine Grenzortschaften an uns vorüberschwinden, und wir nehmen es zur belehrenden Kenntniß und Vorbereitung für Das, was wir weiter sehen und erfahren sollen, wenn es auch keineswegs darauf Anspruch machen kann, uns über alles Das zu unterrichten, was wir gern von ihm erfahren hätten.

Uns fällt aber ein, daß Athanassje Pawlowitsch im Verlaufe seiner Mittheilungen einmal einen Namen fallen gelassen, der erst kürzlich während der montenegrinischen Kämpfe unter den bedeutendsten genannt worden, und dem gleich wieder in der unmittelbarsten Gegenwart eine der hervorragendsten Rollen zugetheilt ist. Es ist der Omer Pascha's, und wir wollen sehen, was wir über diese jedenfalls denkenswerthe Persönlichkeit von ihm zu erfahren im Stande sind.

Omer Pascha ist einer von denjenigen Jugendgenossen Athanassje's, auf welche er am lebhaftesten sich zurückzuerinnern vermag. Noch sieht er ihn vor sich, wie er im ärmlichen Röckchen, ein Soldatenkäppchen mit der anspruchlosen Zier

einer gelben Wollschnur auf dem Kopfe, auf den Feldern um Thurn herumstreicht, am liebsten allein, Niemandes Gesellschaft suchend. Noch erinnert er sich des bleichbraunen, schmächtigen Jungen, der die Geduld hatte, oft stundenlang an ein paar schönen Fracturbuchstaben zu schnörkeln, und den die Lehrer allen andern Schülern als eine Art lebender Schriftenmusterkarte zur Beispielnahme empfehlen. Er erinnert sich aber auch, daß der junge Latas es wie keiner seiner Mitschüler verstanden habe, sich in Alles und Jedes mit einer oft riesenhaften Selbstverleugnung zu fügen und durch diese Fügung und Untergebenheit Vortheile zu erringen, die manchem seiner Kameraden oft zu nicht geringem Nachtheile gereichten.

Besondere Talente will er an dem künftigen Seraskier nicht wahrgenommen haben. Vielmehr behauptet er, daß ihm Manches, was vielen Andern leicht ward, unendliche Mühe gekostet habe. Doch fehlte es ihm nicht an Ausdauer, sowie diese letztere, verbunden mit einer gewissen Schlauheit und Zuversicht, ihn überhaupt vor Vielen kennzeichnete. Indeß soll die Lust, Pascha zu

werden, sich bei ihm frühzeitig und zu wiederholten malen ausgesprochen haben. Eine gewisse Härte des Charakters, mit der er zu spielen und vorkommenden Falles seine Kameraden zu behandeln pflegte, hätte es vielleicht schon damals merken lassen können, daß es ihm mit dieser Lust ernster sei, als man es hätte ahnen sollen, oder als er selbst vielleicht sich dessen bewußt war.

Für Auszeichnung und Lob war der künftige Omer nicht unempfindlich. Doch glaubt Athanassje Pawlowitsch der durch Zeitungen und Biographien verbreiteten Ansicht, als hätte unermeßlicher Ehrgeiz oder Kränkung wegen unverdienter Zurücksetzung im Avancement den nachmals bei der Verwaltung Angestellten dazu bewogen, sich nach der Türkei zu wenden, als besser unterrichtet unbedingt widersprechen zu müssen. Vielmehr, meint er, habe den ersten Anlaß hierzu ein Vorfall gegeben, der den jungen Latas mit der Verwaltungsbehörde in einen Conflict brachte, welcher nur durch einen richterlichen Spruch hätte ausgetragen werden können. Diesem auszuweichen, und mit dem Gedanken

Pascha zu werden längst vertraut, habe er seinen Weg nach Bosnien genommen.

Wir wollen hier nur gleich bemerken, daß Vieles von dem, was uns Athanassie Pawlowitsch über seinen einstigen Schulkameraden mittheilt, mit Manchem zusammenstimmt, was wir von andern Personen, die Gelegenheit hatten, mit Latas und später mit Omer Bey und Omer Pascha in Berührung zu kommen, erfuhren. Omer Pascha steht mit manchen seiner frühern Freunde und Bekannten immer noch in freundlichen und sogar brieflichen Beziehungen, und trotzdem sie fast Alle die Schattenseiten seines Charakters nicht beschönigen mögen, gibt es doch Viele, die von ihm sogar nur mit Begeisterung sprechen. Sie fanden, wo immer sie mit ihm zusammenkamen, stets die freundlichste Aufnahme, ihn selbst zuvorkommend, leutselig, fein. Nur als Diener seines Herrn, des Sultans, ist er unerbittlich strenge, ja hart, und es muß einer Analyse seiner ganzen Vergangenheit vorbehalten bleiben, warum er diese seine Strenge und Härte gerade die christlichen Unterthanen seines Herrn oft eindringlicher als nöthig empfinden läßt. Wenn

er Fremden und alten Bekannten gegenüber gern Aufwand und Pracht entfaltet, so ist dies am Ende ein ebenso natürlicher als verzeihlicher Zug. Niemand, der auf so abenteuervollen Umwegen zu einer so merkwürdigen Höhe der Machtstellung gelangt ist, würde es sich versagen können, Jenen gegenüber, die wissen wer er war, zu zeigen, wer er ist. Eine seltene Klugheit sprechen ihm Alle zu, die nur einmal mit ihm verkehrt. Bei aller Zuvorkommenheit bleibt er stets verschlossen und verräth über Das, was er denkt und will, keine Silbe. Ob diese Klugheit, die unstreitig allein ihm eine so ungewöhnliche Stellung und einen so außerordentlichen Einfluß erringen halfen, ihm auch den Ruhm eines großen Feldherrn erwerben werde: darüber zu entscheiden, vermögen seine Freunde ebenso wenig, wie seine Gegner. Das bleibt allein der Geschichte der unmittelbarsten Gegenwart vorbehalten.

## III.

Ein Stabsort. — Der alte Herr. — Das Fräulein um ihn. — Die Frau Oberstlieutenantin.

---

Die Unterhaltung, die der Rosselenker auf dem Bunde Heu vor uns mit seinen Gäulen pflegt, wird mit einem mal lauter und scheint sich einem neuen Gegenstande zuwenden zu wollen.

„Heda, Selenka!" ruft er; „nicht wahr, das ist dir recht, wenn ich dir eine Meile Wegs erspare, und wenn es so über weiches Gras und braunen Grund hingeht, anstatt über die holperigen Steine der kaiserlichen Straße? Nun aber ist's aus damit! Es kann nicht alleweil Feldweg sein! Jetzt mußt du auf die Straße hinaus — ich kann dir nicht helfen!"

Wir gelangen an einen Graben, über den

wir hinweg müssen, um wieder auf die Heerstraße, von der wir zu Felde ein gutes Stück abgeschnitten, einzulenken.

Selenka, an den bequemen Haidetrott gewöhnt, nimmt Anstand, dem liebgewonnenen Terrain Lebewohl zu sagen; und auch der Wallach macht Miene, als wäre er nichts weniger als geneigt, auf die Zumuthungen seines Herrn und Lenkers einzugehen.

„Daß dich der Teufel erschlage!“ versucht dieser ihn von der unabweislichen Nothwendigkeit zu belehren, indem er ihm mit dem Peitschenstock auf das Fell losschlägt, als stände dieses mit seinen Rippen in keinem empfindlichen Zusammenhange mehr. „Hallunke! Schuft! Beutelschneider! Süffling! Willst du hinüber oder nicht? Sind deine Hufe von Glas, daß du dich fürchtest? ... Na, Selenka!“ wendet er sich dann wieder an die Stute, die verdrießlich an der Deichsel zurückzerrt. „Vorwärts, Liebchen! Nur immer zu, Schwesterchen! Oder willst du da übernachten? Siehst du nicht dort die Thürme? In einer halben Stunde ist’s überstanden!“

Diese letztere Vertröstung scheint zu wirken. Selenka rafft sich auf, geht in den Graben, der Wallach folgt ihrem Beispiele, und einige Kraftstellen aus dem Conversationsvorrathe des Rosselenkers bringen es dahin, daß wir uns endlich auf der Chaussée befinden.

Der Mann auf dem Heubündel hat Recht gehabt. Nur noch durch ein Wäldchen, nur noch an einem „einschichtigen" Wirthshause vorbei, nur noch über eine Brücke, die sich durch ihre beiden Farben bereits als Staatsgut legitimirt, und wir halten unsern Einzug im Stabsorte des Regiments, dessen jüngster Lieutenant zu sein unser Freund Athanassje Pawlowitsch die Ehre hat, und erfahren gleich bei dem ersten Wachtposten, an welchem wir vorbei müssen, die Wirkung der goldenen Säbelquaste, die Athanassje Pawlowitsch auf seinen Knien wiegt: man präsentirt, indem wir vorbeirollen, das Gewehr, zu Athanassje's nicht geringer Befriedigung und unserer innigen Theilnahme an seinem Glücke.

Wie ist es viel, ein Menschenherz beglücken;
Wie wenig braucht's, es innerst zu entzücken! —

Es ist bereits Abends.

Auf den fernen Kanten der krainerischen Gebirge drüben liegt der verglimmende Tag in seinen letzten rothen Streifen. Die lieblichste Dämmerung hängt in den Lüften. Athanassje Pawlowitsch, der anfangs entschlossen war, sich in dem Stabsorte nur so lange aufzuhalten, als nöthig, um den Gäulen, die ihn im Triumphzuge in seinem Heimatsorte einführen sollten, eine restaurirende Rast zu gewähren, ändert seinen Vorsatz in sehr löblicher Weise dahin, die Nacht hier zuzubringen, den morgigen Tag dazu zu benutzen, um im Atelier des Regimentsschneiders eine vorschriftmäßige, vollständige Offiziersgarderobe zu bestellen, und den hohen und höchsten Autoritäten des Regiments seine pflichtschuldige Aufwartung zu machen. Dann erst, als vollständig equipirten und bereits allenthalben offiziell sich präsentirt habenden Offizier sollte ihn seine Heimat wiedersehen.

Wir unserseits treten diesem Vorsatz gern bei, denn er läßt uns Zeit gewinnen, uns mit Dem, was ein Stabsort ist, ein wenig näher vertraut zu machen.

Der Stabsort nun, in dessen Mitte wir uns befinden und jedenfalls den vornehmsten, weil

einzigen Gasthof bezogen haben, würde, wenn er nicht eben ein Stabsort wäre, unbedingt ein ganz gewöhnliches Dorf genannt werden müssen, sowol was Umfang als Ansehen betrifft. Der größte Theil der Häuser ist aus Holz aufgerüstet, selten mehr als ebenerdig, und hängt fast nirgend zu einer Fronte zusammen, von der man sagen könnte, daß sie eine Art Straße bilde. Doch gilt dies nur von den Wohnhäusern der sogenannten Communalbürgerschaft. Denn wir dürfen nicht vergessen hervorzuheben, daß der Ort zugleich eine Grenzcommune ist, das heißt eine Art Stadt oder Städtchen, dessen Einwohner das Recht haben, Handel und Gewerbe zu betreiben, von der Verpflichtung, Kriegsdienste in Weise der übrigen Grenzer zu leisten, ausgenommen sind, und eine Art eigener Communalverwaltung haben, an deren Spitze als Bürgermeister ein pensionirter Hauptmann steht. Dergleichen Communen gibt es in der Grenze mehre, und darunter manche sehr bedeutende, wie z. B. Semlin, Weißkirchen, Pantschewo und andere. Die Einwohner derselben sind fast durchgehends wohlhabend, ja oft reich, weil Gewerbe und Handel des gan-

zen Landes meist ausschließlich in ihren Händen liegen.

Eine vortheilhaft auffallende Ausnahme von diesen hölzernen Häusern machen diejenigen, die auf Kosten des Aerars erbaut sind, die öffentlichen, die Staatsgebäude.

Unser, wie jeder andere Stabsort zählt ihrer ziemlich viele, und sie allein sind es, die die Würde des Ortes einigermaßen rechtfertigen. Sie sind durchgehends aus Stein, ein bis zwei Stockwerke hoch, umfangreich, von jener eigenthümlichen Bauart, der man die militärische Bestimmung sogleich ansieht, und schließen einen geräumigen viereckigen Platz ein, der sorgfältig geebnet ist, und gleichsam das Forum des ganzen Regiments bildet, auf welchem dieses seine Aufstellungen nimmt, seine Musterungen, seine Kirchenfeste, seine Jahrmärkte abhält, die Befehle und Kundmachungen anhört, kurz sein ganzes öffentliches Leben lebt.

Gleich an unsern Gasthof — das einzige Privathaus, welches sich auf diesem Platze vorfindet, — stößt ein langes, zwei Stock hohes Gebäude, in dessen ebenerdigen Räumen sich die

Verwaltungskanzleien befinden, während die obern Stockwerke theilweise den hierzu gehörigen Beamten, theilweise Stabsoffizieren zur Wohnung dienen. Es bildet allein eine ganze Fronte des Platzes.

Rechts davon, einige Schritte weiter, erhebt sich ein hellgetünchtes, durchaus mit grünen Jalousien versehenes Haus, davor eine Anzahl in leinene Kittel gekleideter Grenzer an einer Barrière lehnt, indeß ein Schütze mit Stutzen und aufgepflanztem Haubajonnet als Wache auf- und abschreitet, und vor dessen Eingange Offiziere und Unteroffiziere in kleinern und größern Gruppen plaudernd beisammen stehen. Es ist dies die Residenz des Herrn des Regiments, des Obersten, und zugleich die Hauptwache.

Unmittelbar daran, und mit ihm eine zweite Fronte des Platzes bildend, erhebt sich die Schule und die Kirche im Schatten einiger buschigen Linden.

Als das vorzüglichste Gebäude der dritten Fronte fällt uns das Regimentsmagazin auf, an welches sich an einer Seite das Regimentsstockhaus, vom Pflaster bis zum Giebel hinauf ver-

gittert und verkettet und ringsum von Posten bewacht, und an der andern Seite das Regiments-krankenhaus anschließt.

Unstreitig das schönste Gebäude des Ortes ist jenes, welches die vierte Fronte bildet. Es ist zum Unterschiede von allen andern mit einem gewissen Aufwande von Pracht erbaut und hat sogar zu beiden Seiten etwas von kleinen Gartenanlagen. Dies ist das „Generalathaus", wie es genannt wird. Die Regimentsbäckerei mit den Verpflegsmagazinen hinter demselben bilden dazu einen eben nicht unhübschen Hintergrund.

In diesem Hause wohnt der „alte Herr", der Brigadier und Gebieter über zwei Regimenter, der mächtigste und einflußreichste Mann auf viele Meilen in der Runde, der Inbegriff aller Furcht und Hoffnung einer Bevölkerung, die an Zahl jener der Unterthanen manches deutschen Souveräns gleichkommt.

Es ist dies, wie wir erfahren, ein schweigsamer, zurückgezogener Mann, hoch in den Siebenzigen, der mit Niemandem umgeht und daher auch keine andern Besuche annimmt, als die der rapportirenden und sich präsentirenden Offiziere,

noch nie — außer in Uniform — ohne seinen Bambusstock gesehen worden, und alle Tage um dieselbe Stunde in Begleitung seines Adjutanten — ganz wie ein kleiner Souverän — spazieren geht. In all den zwanzig Zimmern, von welchen die Sage spricht, daß sie ihm in dem erwähnten Hause zu Gebote stehen — denn wie die unzugänglichen Schlösser der Fürsten anderwärts, so ist hier zu Lande das unzugängliche Generalat für die ganze Bevölkerung ein Gegenstand heiligen Schauers, geheimnißvoller Sagen und überschwänglicher Einbildungskraft — wohnt außer ihm und einem nicht mehr sehr jungen Fräulein, eine unbedeutende Dienerschaft ausgenommen, keine lebendige Seele.

Dieses Fräulein soll nach Einigen seine Nichte, nach Andern seine Enkelin, und nach noch Andern ein ihm in gar keinem Grade verwandtes Wesen sein, das der alte Herr, um in der Einsamkeit seiner alten Tage doch irgend eine pflegende Umgebung zu haben, vor beiläufig zwanzig Jahren, als er noch Stabsoffizier war, zu sich genommen. Oeffentlich schließen sich die meisten Stimmen einer der beiden erstern Ansichten an;

heimlich und im Vertrauen wird die letztere als die einzige und unbedingt richtige, und der Sachverhalt, soweit er bekannt geworden, beiläufig als folgender angenommen.

Der alte Herr nämlich soll in seinen jungen Jahren ein ebenso eifriger östreichischer Patriot, als für die Macht der französischen Schönheit und Geselligkeit nicht unempfindlich gewesen sein.

Als nun die Franzosen im Jahre 1809 Illyrien, Dalmatien, die Militärgrenze und Kroatien bis an die Save besetzten und zur französischen Provinz umgestalteten, legten sie bekanntlich wenigstens die oberste Verwaltung dieser Provinz und die wichtigsten Aemter in die Hände französischer Beamten.

Die ungewöhnlich schöne Tochter eines solchen soll es nun gewesen sein, der sich die weniger patriotische Seite des Gemüthes des jungen Kroatenoffiziers zuwandte, und zwar nicht ohne das Glück erwiedernder Zuneigung.

An eine Dauer der französischen Herrschaft in Kroatien glaubte indessen Niemand und am allerwenigsten er mit Ernst. Als daher der Be-

fehl Napoleon's eintraf, der die kroatischen Regimenter zur französischen Armee berief, kamen die Liebenden überein, daß der junge Patriot bei der nächsten besten Gelegenheit auf die östreichische Seite übergehen, die junge Dame aber, sobald die französische Verwaltung Kroatien räumen oder ihr Vater aus diesem Lande abberufen werden würde, sich entweder in den Schutz eines verläßlichen Grenzerhauses, oder wenn sich dieses nicht ausführen ließe, in Begleitung einer vertrauten Offizierswitwe hinüber in die Türkei flüchten sollte.

Kroatien kehrte bald darauf wirklich an Oestreich zurück. Die französischen Beamten zogen ab, und die junge Dame wandte sich, während ihre Aeltern sich zur Abreise nach Paris anschickten, eines schönen Morgens heimlich nach der Türkei.

Wie lange sie hier das Andenken an den Geliebten treulich bewahrte, darüber läßt sich nichts bestimmen. Thatsache ist nur, daß sie sich nach dem Verlaufe von beiläufig einem Jahre, vielleicht weil sie aller und jeder Nachricht von ihm entbehrte, wiewol sie ihm in verabredeter

Weise ihren Aufenthalt bekannt gegeben, vielleicht auch weil sie ihn mit all den übrigen Tausenden auf dem Felde der Ehre für gefallen hielt, desselben für entbunden erachtete, und in dem Wechselfalle, entweder reuig zu den Ihrigen nach Paris zurückzukehren oder den glänzenden Anträgen des Pascha von Skutari, der sie kennen gelernt und in heißester Liebe für sie entbrannte, Gehör zu geben und in dem üppigen Loose einer mit allem Glanze umgebenen Favoritin Ersatz zu suchen, sich für das Letztere entschied.

Der Frieden von 1815 endlich führte den jungen Offizier in seine Heimat zurück.

Das Erste, was er that, war, die Geliebte an ihrer Zufluchtstätte aufzusuchen. Anstatt ihrer aber fand er hier die Kunde von Dem, was mittlerweile geschehen.

Er erwirkte einen Urlaub und eilte nach Skutari.

Was er bereits erfahren hatte, fand er hier bestätigt. Nur erfuhr er noch, daß ganz vor kurzem der Pascha den Gläubigen von Skutari durch hundert Kanonenschüsse die Geburt eines allerliebsten Töchterleins habe verkünden lassen,

mit welchem ihn seine geliebte Favoritin beschenkt.

Die treulose Geliebte wiederzusehen fiel ihm nicht ein. Eins aber stand in seiner Seele fest — um jeden Preis wollte er wenigstens eine Erinnerung an sie um sich haben — ihr Kind.

Vor der Hand natürlich war an die Ausführung dieses eigenthümlichen Vorhabens nicht zu denken, und ebenso wenig in der nächsten Zeit. Doch wenn auch zunächst Jahre vergingen, ohne daß es irgendwie möglich gewesen wäre, das kleine Paschatöchterlein an sich zu bringen, so gab der mittlerweile avancirte Offizier seinen Plan doch nicht auf, bis es ihm endlich durch Vermittelung von ein paar kühnen Bosniaken gelang, seine thüreröffnenden Goldstücke bis zu den Dienerinnen des innersten Serails gelangen zu lassen, und er eines schönen Morgens ein allerliebstes fünfjähriges Mädchen sich überbracht sah, in welchem er das Bild der einstigen Geliebten von Zug zu Zug wiedererkannte. Die kleine Türkin wurde nun eine kleine Christin, wurde in eine entfernte Hauptstadt zur Pflege und weitern Erziehung gegeben, bis er sie, nachdem sie zur

blühenden Jungfrau herangewachsen, zu sich nahm, um sich nie wieder von ihr zu trennen, und sie an seiner Seite ein stilles, zurückgezogenes, ihm allein gewidmetes Dasein verblühen zu lassen.

Auch sie sieht man nur selten. Mit der Pflege der kleinen Hausgärten und ihres schweigsamen Pflegevaters, mit Musik und Lectüre bringt sie ihr geheimnißvolles, märchenhaftes Leben hin. —

Ueberhaupt scheint die Besetzung Kroatiens durch die Franzosen, so kurze Zeit sie auch gewährt haben mag, zahlreichere Eindrücke und tiefergreifende Erinnerungen, namentlich in der Hauschronik mancher kroatischen Familie zurückgelassen zu haben, als man für den ersten Augenblick glauben sollte oder überhaupt je bekannt geworden. Nicht die Kreuze der Ehrenlegion, die heute noch an der Brust manches Grenzoffiziers prangen, sind das Einzige, das an jene halb abenteuerliche Zeit mahnt; auch manche Familie bewahrt noch aus jenen Tagen her ihr Kreuzlein auf, ohne eben Grund zu haben, damit zu prunken.

Wir können nicht umhin, uns bei dieser Gelegenheit einer Dame unserer eigenen Bekanntschaft zu erinnern, die nunmehr seit Jahren todt ist, deren Schicksal uns aber bezeichnend genug scheint, um dessen hier Erwähnung zu thun.

Es war dies eine ältliche Frau, nahe an den Sechzigen, aber immer noch stattlich und in ihren Zügen die Spuren einstiger annehmender Schönheit tragend, die in der Nähe einer kleinen Grenzstadt, in einem zwischen Wald und Bergen fast verloren gelegenen Hause in der vollkommensten Einsamkeit und Zurückgezogenheit lebte.

Bei Gelegenheit einer gefährlichen Erkrankung lernten wir sie kennen, besuchten sie dann öfter, und fanden in ihrer Gesellschaft bald den Ersatz für manchen geistigen Umgang, den wir auf unserm verlorenen Posten entbehren mußten.

Die Art und Weise, wie diese Frau wohnte, war ebenso eigenthümlich, als wie sie sich kleidete.

So geräumig auch das Haus war, so bewohnte sie darin doch nicht mehr als zwei Stuben. Die erste war eine Art weitläufigen hohen Saales, dessen einzige Einrichtung in einer Reihe

von niedrigen Sitzpolstern bestand, die rings an den Wänden angebracht waren, und aus einem Tische, auf dem ein großer Globus und rings um ihn her in Porzellangeschirren eine Auswahl seltener Blumen stand. Das daranstoßende Schlafgemach nahm ihr einfaches Lager ein, außer welchem sich da noch einige alte, abgeblichene Polstersessel, ein großer alter Schreibtisch und ein riesiger, mit den seltsamsten Büchern vollgepfropfter Bücherkasten befand. Alte geographische und astronomische Werke, Kriegsgeschichte und Hufeland's Makrobiotik, Fortificationslehre und Eckartshausen's Gebetbuch, verrufene Romane und die Bibel, Tiedge's Urania und Voltaire's Schriften standen daneben und durcheinander.

Sie selbst kleidete sich theilweise modern — d. i. nach der Mode längstvergangener Jahrzehnde, theils kroatisch, theils sogar türkisch. Ihr gewöhnlicher Anzug bestand in einem großblumigen Zitzüberrock von Anno 181 ., darüber eine kroatische Frauenjacke und dazu aus einem turbanartig um den Kopf gewickelten Kaschmirtuche.

Ein altes, halbblödes Kroatenweib war ihre

einzige Umgebung und Bedienung. Diese besorgte den kleinen Hausbedarf, den Küchengarten, die Kuh, die Ziege und den Herd; indeß sie selbst ihre Blumen pflegte, im Walde umherirrte oder las.

An ihrer Wiege war es ihr nicht vorgesungen, daß sie dereinst ein solches Eremitenleben führen, so einsam und verlassen hier sterben sollte!

Sie war die Tochter eines reichen kroatischen Edelmanns aus dem sogenannten Provinziale, zur Zeit, da die Franzosen im Lande einrückten, eben jung und frisch emporgeblüht, und durch Schönheit sowol als Erziehung der Gegenstand vielseitiger Bewunderung.

Als der französische Marschall im Namen des Kaisers das eroberte Land bereiste, um die neue Organisation zu betreiben, wurde er, wie das Eroberern überhaupt geschieht, allenthalben mit Ehrenbezeigungen und Auszeichnung empfangen. Dies zu erwidern, zum Theil auch die Einflußreichern im Lande für die neue Ordnung der Dinge zu gewinnen, veranstaltete er in einer der Grenzstädte einen Ball; wie es denn über-

haupt französischer, und selbst heute noch nicht aufgegebener Usus der großen Nation ist, Krieg ebenso zu tanzen als zu fechten. Wenigstens war dies die Außenseite dieser dem kroatischen Volke erwiesenen Gegenaufmerksamkeit, das ostensible Motiv dieser Liebenswürdigkeit.

Ihren eigentlichen Kern bildete ein kleines Privatinteresse des Herrn Marschalls.

Er hatte bei Gelegenheit seiner Landesbereisung von dem schönen Kroatenkinde gehört; er hatte sie gesehen, gesprochen, sich gegen sie höchst freundlich benommen, und wünschte nun, da die Kriegsgsereignisse ihm nicht Zeit ließen, die Sache mit Geduld und Muße zu betreiben, im Sturmschritte die weitern Consequenzen aus seinem ritterlichen Benehmen zu ziehen.

Auf dem Balle hoffte er dazu Gelegenheit zu finden.

Der Edelmann und seine Tochter wurden eingeladen, und erschienen.

Die versammelte Gesellschaft war in der That auserlesen. Alle Räume blitzten von Uniformen, Orden und geputzten Frauen. Alle Wände erstrahlten vom Wiederscheine tausend brennender

Kerzen in blendenden Spiegeln. Blumen, Duft, Drapperien, Sophas, Confitüren, Alles schien darauf eingerichtet, die Sinne gefangen zu nehmen, zu berauschen, zu betäuben.

Den Ball eröffnete der Marschall mit dem schönen Kroatenmädchen.

Während des ganzen Abends bewies ein ältlicher Offizier dem schönen Kinde besonders viele Aufmerksamkeit, was sich die kleine Schöne auch gern gefallen ließ, da sie unter dem Schutze dieses Herrn überall herumkam, Alles sah, und, wofür sie wol auch gar nicht unempfindlich war, von Allen gesehen wurde.

Um Mitternacht sah sie sich an der Seite dieses Herrn, ohne etwas Arges zu ahnen, plötzlich in einem der entlegenern Gemächer, einem anmuthigen, nur matt erleuchteten Cabinete, wohin das Rauschen des Tanzes und der Musik nur mehr gedämpft und wie von ferne drang.

Der Marschall trat ein; eine kurze Unterhaltung; der ältliche Offizier entfernte sich.

Ueber die Scene, die nun folgte, ging die Dame, so oft sie auch nachmals über ihre Schicksale sprach, mit Stillschweigen hinweg. Wir

glauben aber Grund zu haben anzunehmen, daß sie dies nicht nöthig hatte. Sie knüpfte erst da wieder an, wie sie entsetzt und außer sich aus dem Cabinet und wie von allen Geistern der Hölle verfolgt in den Corridor stürzte, und sich mit aufgelöstem Kopfputz und derangirter Toilette schamroth und weinend in die Arme ihres Vaters flüchtete.

Aufsehen war keines erregt, der Ball nahm seinen ungestörten Fortgang.

Des andern Morgens aber begab sich der Edelmann zum Marschall und foderte Genugthuung.

„Je vois bien, que je vous en dois; vous en aurez!“ sprach der Marschall und läutete.

Ein Diener trat ein.

„Le capitain N...!“

Der Diener entfernte sich und Kapitän N..., ein junger Kroatenoffizier aus des Marschalls Suite trat ein.

„Monsieur le Colonel-lieutenant N...! On m'a dit, que vous êtes amoureux de la belle fille de ce monsieur là. Vous

l'épouserez — Monsieur le Colonel-lieutenant!"

Der plötzlich zum Oberstlieutenant avancirte Kapitän stutzte einen Augenblick, verstand, salutirte und ging.

Acht Tage darauf stand das schöne Kroatenmädchen an der Seite des „ausgezeichneter Verdienste wegen" zum Oberstlieutenant ernannten Kapitäns vor dem Traualtar.

Nach vollzogener Trauung hob der Oberstlieutenant seine junge Gemahlin in einen Wagen, und rief dem Kutscher: „Fahr zu!"

Vor dem einsamen Hause zwischen den Wäldern und Bergen machte der Wagen erst wieder Halt.

„Frau Oberstlieutenantin!" sprach hier der Oberstlieutenant, „dies Haus und diese Papiere sind das Hochzeitsangebinde, das uns Seine Excellenz zugedacht. Ich übergebe Ihnen beides, denn ich habe keinen Theil daran. Leben Sie wohl!"

Hierauf stieg er wieder in den Wagen und fuhr davon.

Sie sah ihn nie wieder. Die Papiere ent-

hielten ein kleines Vermögen in Staatsanweisungen.

Seit jenem Tage wohnte sie in dem Hause, einsam und zurückgezogen, und hat es nicht eher wieder verlassen, als bis man sie hinaustrug, um sie zu begraben.

## IV.

Ein Markt in der Grenze, nebst Betrachtungen. — Die Frau Offizieritza. — Eine Art, Töchter an den Mann zu bringen. — Blut statt Weizen und der Strick um Beides.

---

Athanassje Pawlowitsch ist früh auf den Beinen. Der Gefälligkeit einiger im Stabsorte wohnenden Kameraden verdankt er es, daß er, ehe noch der Regimentsschneider dazu gekommen, ihm auch nur das Maß zu nehmen, im Stande ist in completer Uniform und vollkommen en plaine parade zuerst im Generalathause und dann bei den übrigen Autoritäten des Regiments seine gehorsamste Aufwartung zu machen.

Lassen wir ihn einer Pflicht nachgehen, in der für ihn das Glück eines ganzen Lebens, der Lohn

jahrzehndelanger Beschwerden und Mühseligkeiten zusammenstrahlt, und wenden wir unsere Aufmerksamkeit dem regen Treiben zu, das sich seit frühester Morgenstunde in unserm kleinen Stabsorte entwickelt!

Der Gasthof, in welchem wir wohnen, hat über Nacht einen so außerordentlichen Zuwachs an Gästen bekommen, daß er alle zu fassen gar nicht im Stande ist.

In den wenigen Zimmern, über welche verfügt werden kann, haben sich Offiziere aus benachbarten und fernen Stationen einquartirt, die mit ihren Säbeln ununterbrochen treppeauf und treppeab rasseln. In der Schenkstube unten, in der Durchfahrt, auf den Treppen, auf dem Gange, ja selbst im Hofe und in den Ställen haben Trödler und Krämer aus Krain, aus Slavonien, aus Agram und Warasdin, Juden aus Papa und Kanischa ihr Absteigequartier genommen, die damit beschäftigt sind, ihre Kisten und Ballen auf den großen Platz hinauszuschleppen und aus diesem Anlasse alle Räume mit dem verworrensten Durcheinanderlärmen erfüllen.

Auf dem Platze selbst erheben sich, wie aus

dem Boden hervorgezaubert, zahlreiche Buden und Kramstätten, die sich in fast überstürzender Hast mit den buntesten Waaren füllen, und was nicht mehr Platz findet, breitet sich auf einer umgestürzten Kiste, auf einem Fasse, ja selbst auf der nackten Erde aus. Darunter treibt lärmend und schreiend, polternd und rasselnd ein Chaos von Karren, Wagen, Menschen, Pferden, Rindern, Böcken und Flügelvieh durcheinander, daß es sich, von der Höhe unsers Fensters aus gesehen, nicht anders ausnimmt, als sollte das Alles von irgend einer unsichtbaren Hand zu einem kolossalen Brei zusammengerührt werden.

Es ist heute Markt.

Daß wir diesen von Krämern und Handelsleuten aus allen Weltgegenden her so zahlreich besucht und so eifrig betrieben sehen, darf uns nicht Wunder nehmen. Die Märkte der Grenze waren von jeher, sowie überhaupt das ganze Grenzgebiet selbst, eine der ergiebigsten Quellen reichlichen Gewinns nicht nur für die handeltreibenden Bürger der sogenannten freien Militärcommunitäten, sondern auch für alle benachbarten, dem Grenzverbande nicht angehörigen

Städte und Ortschaften, und werden es trotz mancher zweckmäßigen Abänderung, die in der letzten Zeit in der Grenzverfassung vorgenommen worden, wol noch lange bleiben, da die militärischen Einrichtungen schon ihrer Natur nach nicht einmal den gewöhnlichen Gewerbfleiß, geschweige denn irgend eine lebhaftere, industrielle Bewegung aufkommen lassen.

Bis vor kurzem noch durfte ein Grenzer seinen Sohn nicht einmal ein Handwerk lernen lassen, ohne dazu die besondere Erlaubniß des Obersten oder gar des Generalcommandos eingeholt zu haben. Es beschränkte sich somit aller Erwerb in der Grenze lediglich auf das Erträgniß des Bodens, das mitunter kaum ausreichte, den nothdürftigsten Mundbedarf der Familie zu decken, geschweige denn ihre anderweitigen Bedürfnisse zu bestreiten. Wurde ja etwas über den Bedarf geerntet, so wanderte der Erlös dafür für all die andern Nothwendigkeiten, an deren Herbeischaffung eine gewerbliche Hand theilnehmen muß, aus dem Gebiete hinaus, ohne daß irgend ein Ersatz dafür wieder hereingekommen. Die gesammte Grenze war nichts als ein großer Con-

sument, ein ewiger Einkäufer, der immerwährend sein Baares hergibt, ohne irgendwie selbst etwas von außen activ zu erwerben. Die Stoffe zu seiner Montur, zu seinem Leinenkittel mußte der Grenzer auswärts beziehen, meist auch wol auswärts verarbeiten lassen, und dies aus dem Betrage seines Bodens bestreiten. Dasselbe galt von seinen Schuhen, von seinen Waffen, von seinen eisernen Werkzeugen und Geräthschaften, kurz von Allem, was Kunst, Industrie und Gewerbe voraussetzt.

Trug ihm der Boden gerade soviel, daß der Erlös nach Abzug Dessen, was im Hause verzehrt ward, zur Bestreitung der Abgaben und der von außen zu beziehenden Bedürfnisse ausreichte, so hatte der Grenzer eben sein Auskommen, ohne etwas zu erübrigen oder zuzusetzen. Zeigte sich jedoch, wie dies in den gebirgigen Strichen fast durchgehends der Fall ist, der Boden minder ergiebig, oder sandte der Himmel ein schlechtes Jahr, so waren Noth und Elend die natürlichen Folgen. Der arme Grenzer wurde dann seinem Nachbar, der nächstangrenzenden Compagnie, dem Kaiser, den Kaufleuten, den Communitäten, aller Welt schuldig, ohne Aussicht, bezahlen zu können.

Selbst der unabweislichste Lebensbedarf, der Bissen Brotes für den Tag, mußte ihm dann vom Aerar vorgestreckt werden. Waren dann die Jahre besser oder brachte er Beute heim aus der Feldschlacht, so mußte er das Geliehene zurückerstatten. Folgten mehre Misjahre nacheinander oder gab es Ausmarsch, nach Italien z. B., um den widerspänstigen Geist der giovine gente niederzuhalten, oder gar Krieg, sodaß es zum Anbau des ohnehin nicht sehr ergiebigen Bodens an Händen fehlte, so war der Grenzer mit den Seinen tiefer als an den Bettelstab gesunken *).

So kam es denn, daß die Grenze von jeher für ein armes, ja, stellenweise bettelarmes Land gelten konnte, in welchem Geld zu den Seltenheiten gehörte, einmal weil es gar nicht zu erwerben war, und dann weil das wenige, was allenfalls aus dem Ueberfluß des Felderträgs oder der Viehzucht erspart wurde, gleich am nächsten

*) Nur die banatischen Grenzer machen eine Ausnahme. Der gesegnete Boden schützt sie vor allzu empfindlicher Dürftigkeit, und man kann in gewissen Gegenden sogar recht wohlhabende Leute unter ihnen finden.

Markttage in die Bude des Krämers für Schuhe, Linnen, Kotzen, Nägel u. dergl. wanderte.

So war es vordem, und daß es noch nachdem so ist und wol noch lange bleiben wird, ehe infolge der jüngsten Erleichterungen einiger Gewerbsfleiß sich zu entwickeln im Stande sein wird, lehrt uns ein Blick auf den Markt, den wir eben unter unsern Augen abhalten sehen.

In buntem Gewühl und in den mannichfachsten Trachten treiben da die Männer und Weiber, die Burschen und Mädchen aus den benachbarten Regimentern durcheinander. Dort drängt sich ihrer ein ganzer Haufe um den Kram eines warasdiner Schusters, um die bis zur Unkenntlichkeit verbrauchten Opanken (Bundschuhe) an ihren Füßen durch neue zu ersetzen. Wie das prüft, Oberleder und Unterleder betastet, biegt, kneipt, dehnt, um nur ja keinen übeln Kauf zu thun! Und wie das dann feilscht, überlegt, zehn mal fortgeht und wieder zurückkehrt, endlich, nachdem man Handels Eins geworden, die schweren kupfernen Geldstücke oder die schmuzigen, zerknitterten Münzscheine aus der hintersten Tiefe eines ledernen Geldbeutels hervorholt, sie aufzählt, dann

noch einmal durchzählt und dann zum Schlusse noch einmal überblickt, ob ja kein Zuviel unterlaufen, und nachdem der Krämer das Geld endlich eingesteckt, größerer Sicherheit halber die Schuhe noch einmal von Hand zu Hand durchprüfen läßt! Ja, wer kein leichtes Geld hat, der kauft all sein Lebtag schwer!

Dort wieder scheint eine ganze Familie ausgezogen, um einen Leibgurt zu erhandeln. Jeder Einzelne probirt ihn, jeder Einzelne besichtigt ihn von innen und von außen, Bekannte von nah und fern werden herbeigerufen und zu Rathe gezogen, und wir zweifeln sehr, ob wir Zeit erübrigen möchten, uns noch anderswo umzuschauen, wenn wir bei der Gruppe so lange verweilen wollten, bis der Leibgurt ein Familienstück, und das Geld des Krämers geworden ist.

Sehen wir lieber weiter!

Da ist die Bude eines Kleiderhändlers aus Agram! Braune und weiße Jacken vom grobwolligsten Tuche, mit rothen und blauen Schnüren benäht, blaue und weiße, knappe und weite Beinkleider von eben solcher Qualität, rothe und blaue Kappen, weitärmelige Hemden und weit-

sackige Gattjen hängen da in buntem Durcheinander zum Kaufe aus. Wer viel Geld hätte, könnte da viel kaufen. Aber selbst die armen Grenzer mit ihrem wenigen Gelde drängen sich um die Bude, als würde da Alles verschenkt, und wenn es so fortgeht, so findet der Abend von der ganzen Bude nichts als die kahlen Breterwände vor. Ja, wenn man Alles, bis auf das geringste Schnürchen auf dem Jahrmarkt kaufen muß, da muß man dazuschauen!

Um jedoch gerecht zu sein, können wir es nicht unbemerkt lassen, daß von Seite der Grenzer doch auch einiger Verkauf hier betrieben wird.

Dort sehen wir gleich einen Sereschaner ein mageres, mit einigen trockenen Schaffellen bepacktes Saumroß vor sich hertreiben! Handjar und Pistolen prunken in seinem Leibgurt, als ginge es nicht zu Markte, sondern geradewegs hinauf gegen das rebellische Wien und als gedächte er am nächsten Morgen in Pesth zu frühstücken. Er sucht unter den Juden und Griechen, die sich auf dem Platze zwar kauflustig, doch nur zu den geringsten Preisen bereit, umhertreiben, einen Käufer für seine Felle, um dann seinerseits den

Erlös sogleich wieder für allerlei Kleinigkeiten auszugeben.

Hier feilscht ein bosnischer Muselmann mit ein paar stämmigen Ototschanern um eine Heerde weithin einen höchst bezeichnenden Geruch verbreitender Böcke. Werden die Muselmänner mit ihren Zwanzigern herausrücken, so werden diese in kürzester Frist aus den Händen der Ototschaner den Weg in die Hände der Krämer gefunden haben.

Dort treibt ein breitschulteriger Likaner in blauen, prallen Hosen und brauner Jacke, eine rothtuchene, schwarzverschnürte Kappe auf dem Kopf, eine Heerde von Truthühnern vor sich her, Stück für Stück um den fabelhaften Preis eines Zehnkreuzerscheins ausbietend.

Hier sucht ein halb als Bauer, halb als Soldat gekleideter Szluiner, einen breitkrempigen Hut ins braune Angesicht gedrückt und einen grauen Soldatenmantel um die braune, nackte Brust geworfen, einen Käufer für ein paar Hammel, während Weiber aus allen Gegenden, hier in weißtuchenen, blauverschnürten, puppenartigen Ueberröcken, dort in weißen, faltenreichen

Linnengewändern, die schwarzen Zöpfe weit über den Rücken herabhängend, all ihre ersparten Schätze in einem Karren Wurzelholz, in einem Korbe schlechter Aepfel, in einem Laib Käse, in etwas Butter und Eiern abzusetzen suchen, um dafür ein paar Strähne Wolle, eine Bindschnur, einen Pfriemen, eine Axt, eine Schaufel oder sonst etwas dergleichen einzutauschen.

Aber es fehlt auch nicht an Abenteurern, den Wanderfliegen aller Märkte der Welt, die es nicht verschmäht haben, sich bis hierher an die türkische Grenze zu verirren, um den Leuten den Groschen, den sie allenfalls noch erübrigt haben möchten, mit allerlei Schwank aus der Tasche zu locken.

Mitten auf dem Platze hat ein fahrender Van Aken sein Gezelt aufgeschlagen, und verkündet unter unausgesetztem Trompetenschall und Paukenschlag die Offenbarung seiner sieben theils lebenden, theils ausgestopfter Weltwunder in Form von fünfbeinigen Kälbern, schweinsköpfigen Lämmern, dreifüßigen Hähnen, dem staunenden „verehrungswürdigen Publicum".

Einige Schritte weiter versetzt ein Marionet-

tenspieler, dem man es anhört, daß er die Sprache des Landes nur für den gegebenen Fall, und für diesen auch nur äußerst nothdürftig mit seinem angeborenen „Deutsch von der Spree" vertauscht, die zahlreich versammelte Zuhörerschaft durch die horrible Geschichte von Horia und Kloska in gerechtes moralisches Entsetzen.

An einer andern Stelle hat ein Ritter vom Würfel eine Miniaturspielbank eröffnet, um gegen den Einsatz eines Kreuzers den Männern der Lika das Vergnügen von Homburg und Wiesbaden zu bereiten; und selbst an Feuer- und Messerschluckern, an Luftspringern und Seiltänzern fehlt es nicht, damit der schöne Bund sich zum herrlichen Ganzen runde.

Ein kleines, gebrechliches Kaleschchen rasselt jetzt über das holperige Pflaster einher. Nur mühsam vermag es sich durch das Gedränge Bahn zu machen, wenn auch die Weiber allenthalben zur Seite weichen, und die Männer ehrerbietig ihre Kappen abnehmen, ihre Saumrosse, Hammel und Böcke bei Seite drängend.

Hoch oben auf dem Fuhrwerke erblicken wir

eine städtisch gekleidete Frau in Hut und Schleier, deren massiver Architectur, deren derben, rothen Wangen und desgleichen Händen wir es, ohne ihr nahe zu treten, auf den ersten Blick abmerken können, daß ihre Wiege unter keinem städtischen Dache gestanden, die Tracht, in der sie sich uns präsentirt, nicht die ihr angeborene sei.

Vor einer Modewaarenhandlung — denn auch solche finden sich auf dem Platze vor — macht der Wagen Halt, und die verschleierte Dame steigt ab, um so vornehm als möglich vor dieselbe hinzutreten und ihre Einkäufe zu machen.

Nach der Wähligkeit zu schließen, mit welcher die rothen Hände der Dame — eben nicht zart — unter den vorgelegten Stoffen herummustern, hervorziehen, zur Seite schieben, anpassen und immer wieder verwerfen, muß sie sehr viel Geschmack besitzen. Allein wir können es bald bemerken, daß ihr Geschmack weder fein, noch sonst weit her, sondern nur sehr schwer zu befriedigen ist, oder, richtiger gesagt, daß sie eigentlich selbst nicht recht weiß, was sie will. Und urtheilen wir nach den Kleinigkeiten, für welche sie sich entschließen zu wollen scheint, so werden wir sogar finden, daß

sie im Begriff ist uns zu beweisen, daß sie gar keinen Geschmack hat.

Doch ehe sie sich wirklich entschlossen haben wird, verzieht gewiß noch eine gute Weile, und wir haben bis dahin sattsam Zeit, mit ihr näher bekannt zu werden.

Der Verkäufer — ein kanischaner Jude — spricht sie „Euer Gnaden“ an; seine Frau „Euer Gnaden, Frau von Oberlieutenantin!“

Soviel also hätten wir heraus, daß wir es mit einer Frau Oberlieutenantin zu thun haben. Allen Respekt! Wir müssen jedoch gestehen, daß dies, weit entfernt unsere Neugierde zu befriedigen, uns vielmehr nur noch neugieriger macht; denn was da auch immer dahinter sei, mit dieser Frau Oberlieutenantin muß es etwas haben.

Doch da kommt ja unser Freund Athanassje Pawlowitsch, erhitzt und aufgeregt von den Präsentationen, die er eben gemacht, und strahlend vor Seligkeit über den auszeichnenden Empfang, der ihm allenthalben geworden. Wenn es möglich ist, so wollen wir ihn einige Minuten aufhalten. Der wird gewiß Auskunft wissen!

O, Athanassje Pawlowitsch ist eine der kost-

barsten Seelen, die es nur geben kann! Nach fünf Minuten wissen wir von der verschleierten Dame Alles, was er selbst und was nur irgend Jemand im ganzen Grenzerlande von ihr weiß.

Im Februar des Jahres 1848 noch sah man diese Dame barfuß und im schlichten Linnenanzuge, sowie heute hundert andere Weiber und Mädchen aus der Grenze, auf diesem Platze sitzen, vielleicht an derselben Stelle, wo sie heute Putzwaaren auswählt, und Hühner, Eier und Butter feil haben. Wenn sie irgend etwas vor ihren Genossinnen auszeichnete, so war es, daß ihr Schatz um etwas mehr als Gemeiner, das heißt Gefreiter war.

Da wurde nach Italien gerüstet. Das erste Bataillon rückte aus und das dritte wurde unter die Waffen berufen. Ihr Schatz wurde bei dieser Gelegenheit Corporal.

Einmal Corporal dachte er auch gleich ans Heirathen, und zwar aus ganz wohlberechneten Gründen. Träfe es sich, daß auch das zweite Bataillon ausrücken und somit das vierte einberufen werden müßte, so hatte er alle Aussicht zum Feldwebel zu avanciren. Ja, wenn sich

vollends ein wenig Krieg entspänne, so könnte es ihm sogar leicht passiren, daß er Offizier würde, und dann — dann wäre es mit dem Heirathen für alle Zeit aus!

Denn man muß nur wissen, daß keinem Offizier der östreichischen Armee das Heirathen gestattet wird, wenn er nicht, um für den Fall seines Todes seiner Frau eine Pension zu sichern, eine Caution von sechstausend Gulden zu hinterlegen vermag. War aber Jemand so vorsichtig, schon als Unteroffizier zu heirathen, so ist er dieser Caution, wenn er einmal zum Offizier vorrücken sollte, auf die beste Manier enthoben. Und unser neugemünzter Corporal war so vorsichtig.

Als er Wind davon bekam, der Marschbefehl für das Bataillon, in welchem er stand, sei unterwegs, machte er seine gehorsamste Meldung bei dem Herrn Obersten und heirathete frischweg. Freilich hieß es dann, ehe noch die Flitterwochen recht angefangen: „Fein Liebchen, ade! Scheiden thut weh!“ Darauf aber war man gefaßt; denn darauf war ja die ganze Heirath eigentlich gebaut.

Das Bataillon ging nach Mailand oder viel-

mehr vor Mailand, denn Mailand hatte mittlerweile bereits aufgehört kaiserlich zu sein, und machte den ganzen piemontesischen Feldzug mit. Das Glück war dem jungen Ehemann günstig, das heißt, er wurde nicht erschossen, und da jeder unerschossene Corporal seines Bataillons es in diesem Feldzuge wenigstens zum Lieutenant brachte, so wurde auch er Lieutenant und kehrte nach beendetem Feldzug vollends als Oberlieutenant in seine Heimat zurück.

Nun fand er da ein Weib, und zu seiner nicht geringen Ueberraschung auch ein Kind, und durfte das Alles sein nennen und ohne Pfennig Caution!

Die Frau Offizieritza aber hielt es fortan für unvereinbar mit ihrer Standeserhöhung, nach wie vor gleich den Weibern der „gemeinen Mannschaft" einherzuschreiten, ließ sich ein „langes Kleid" machen, zwängte sich in ein Corset, setzte einen Hut auf, und hängte ein Shawl um die Schultern und einen Schleier übers Gesicht.

Ich merk' es dir an, lieber Leser, du kannst dich eines bemitleidenden Lächelns nicht enthalten, denn dieser Zug der Frau Offizieritza gefällt

dir nicht. Unter uns gesagt, mir gefällt er auch nicht, und ich stimme ganz mit dir darin überein, daß es viel löblicher und auch schicksamer gewesen wäre, wenn es der Frau Offizieritza beliebt hätte, bei ihrer einfach nationalen und ganz malerisch kleidsamen Grenzerfrauentracht zu bleiben. Ja, ich bin überzeugt, daß es für sie nur von Vortheil hätte sein können. Ich habe Frauen und Töchter wohlhabender Grenzer gesehen, die sich in ihrer Nationaltracht reizend ausnahmen. Auch sie mußte sich darin nicht übel präsentiren. In diesem Aufzuge aber kann man nicht umhin zu bekennen, sieht sie unbedingt eher einem, vor aller pariser Mode warnenden Exempel, als irgend etwas Anderm ähnlich. Doch was ist zu thun? Das ist nun einmal der civilisirende Fortschritt!

Um aber auf die Heirathen zurückzukommen! Die Art und Weise, wie der Herr Gemahl unserer Frau Oberlieutenantin ohne Caution zu einer Frau gekommen, ist keineswegs ein Schachzug, für welchen er das Verdienst der Erfindung in Anspruch nehmen kann. Vielmehr ist dieses System, das strenge Heirathsgesetz, unter welchem die Offiziere stehen, zu umgehen, gerade so alt,

wie das Gesetz selbst, und die es vorkommenden Falles in Anwendung bringen, sind nicht nur Leute aus der „gemeinen Mannschaft", sondern selbst höhere Offiziere und sogar Generale, da diese auch nicht immer in der Verfassung sind, von ihren Gagen die nöthigen Cautionen für ihre heirathsfähigen Töchter zurückgelegt zu haben.

Befindet sich nun einer dieser Herren in der Lage, eines seiner Fräulein Töchter gern versorgt zu sehen, und fängt er namentlich an die begründete Besorgniß zu hegen, daß jene schönen Tage von Aranjuez, in welchen die Waffen der Jugend und Schönheit allenfalls noch einen Sieg zu erringen vermöchten, im Niedergange seien, so wird dann irgend ein Feldwebel oder auch nur Corporal, wenn er sich auch nur halbwegs zu geben weiß, eines schönen Morgens zum geheimen Rapport berufen, das Fräulein Tochter wird vorgeführt und nun ohne alle Umwege zuerst das Fräulein gefragt, ob ihr der Mann gefalle, dann der Mann, ob er das Fräulein heirathen möchte, und fällt die Antwort beiderseits bejahend aus — wie wol meistens — so wird dem Feldwebel N. N. brevi manu die Heirathslicenz ertheilt und das

neue Paar, ehe die Sonne drei mal untergegangen, zur Copulation commandirt.

Daß die junge Frau an der Seite ihres Mannes bald einen, ihren „angeborenen Rechten" entsprechenden Rang in der Gesellschaft einnehme, dafür wird durch ein rasches Avancement des Schwiegersohns natürlich alsbald Sorge getragen. Wir wissen, daß so was möglich ist!

Nun aber wollen wir unsern Freund Athanassje Pawlowitsch nicht mehr aufhalten .... Vielleicht schon am nächsten Markttage sehen wir seine Frau und seine Töchter gerade so „maskirt" und in derselben Absicht auf diesem Platze erscheinen, wie heute die verschleierte Frau Oberlieutenantin! —

An der einen Seite des Generalathauses geht die Hauptstraße vorbei, die in unsern Stabsort führt. Etwas seitwärts von dieser Straße steht ein alter, buschiger Lindenbaum, der sich gerade in vollstem Duft und Blüten befindet. Um diesen Baum bemerken wir seit dem frühesten Morgen eine bunte Menge von Männern und Weibern, Greisen und Kindern zu einem dichten Knäuel gedrängt, von welchem sich von Zeit zu Zeit Ein-

zelne loslösen, um sich von da aus im Gewühle des Marktes zu verlieren, indeß Andere, die von auswärts eben angekommen, hier eine Weile Halt machen und den Knäuel wieder ergänzen, ehe sie ihren Weg weiter fortsetzen.

Aus der Mitte dieses Knäuels dringen mit merkwürdiger Unermüdlichkeit die schrillen Töne eines ziemlich heisern Instruments und die einer noch viel heiserern Stimme, durch ihre Kraft nicht sowol als durch ihre Höhe und Eindringlichkeit den Lärm des Marktes übertönend, zu uns herüber, und wir können es uns nicht versagen, näher zu treten und nachzuschauen, was es da gebe.

Unter dem Baume, auf einem Häuflein Steinen sitzend, finden wir da einen jener wandernden Poeten und Sänger des Südslaventhums, von denen uns in den Schriften der verschiedenen Reisenden bereits so viel erzählt worden, daß wir sie unter dem Namen der „Guslars" als längst nicht mehr unbekannt wol voraussetzen können.

Der Guslar, den wir vor uns haben, ist ein alter, steinalter Mann. Wie er dasitzt in seinem vielfach geflickten, zwillichnen Kittel, mit halbnackten braunen Beinen und halbnackten braunen

Armen, und mit einem kurzen, mit schwarzem Roßhaar bespannten Fidelbogen die einsaitige Gusle, die er, etwa wie ein Violoncell, zwischen den Knien hält, streichend, und das vielfach gefurchte, klagende braune Antlitz mit den beiden geblendeten Augen gegen die Sonne erhebend und mit herzbrechender Stimme seine eintönigen Verse gegen den blauen Frühlingshimmel hinauf recitirend, ist es kein Wunder, daß er auf die vorüberkommenden, urwüchsigen Bewohner der Lika und der Meeresküste eine so unwiderstehliche Macht ausübt, daß sie stehen bleiben und ihn so lange anhören müssen, bis sie tiefergriffen in ihre Torba (Umhängtasche) greifen und eine handvoll Mais oder Bohnen, oder ein Stück Brot, oder, wenn sie können, eine kleine Kupfermünze auf das für diesen Zweck auf dem Boden ausgebreitete Tuch fallen lassen.

Er hat soeben ein Lied beendet und senkt einen Augenblick das blinde Haupt gegen die entblößte braune Brust und den Fidelbogen in den Schoos, um auszurasten.

Von Mund zu Mund inzwischen geht die Bewunderung des Ebengehörten und die Scheiden-

den preisen es den Ankommenden so eindringlich, daß diese den Wunsch nicht unterdrücken können, der Alte möchte es wiederholen.

Der Guslar merkt dies, athmet tief auf, erhebt sein Haupt wieder gegen die Sonne, setzt den Fidelbogen an und beginnt:

„Brüder und Schwestern, die Ihr mit eigenen Augen seht, und keines Führers bedürft und keiner Gusle, um durch die Welt zu kommen, seid mir aufmerksame Zuhörer! Denn das Lied, das ich Euch singen werde, ist ein gar trauriges Lied, ein gar herzzerreißendes Lied, und ich habe es selber gehört vor nicht gar vielen Jahren, damals als das schreckliche Hungerjahr war, wie es der arme Maxim Watritsch sang, im Stockhause zu Gradiska, mit den Armen die Eisengitter seines Kerkerfensters umklammernd, als ich mich eben hingesetzt hatte in den Schatten, dem Stockhause gegenüber, um auszurasten. Und sowie ich es Euch vorsinge, so hat er es selber in seinem Kerker gesungen, denn ich habe mir es Wort für Wort gemerkt, und weder etwas vergessen noch hinzugethan!“

Allgemeine Spannung, allgemeine Aufmerk-

samkeit. Dann ein kurzes Vorspiel auf der Gusle und in einem äußerst kläglichen Tonfalle fängt der Alte an zu recitiren:

„Sind es Flammen, die durchs Land hinschreiten,
Wälder sengend, Saaten niederbrennend?
Flammen sind's nicht, die durchs Land hinschreiten,
Aber flammend brennt die Sonne nieder,
Sengt die Wälder, legt das Feld in Trockniß,
Dörrt den Boden heiß zu sprödem Backstein,
Daß der Samen nicht vermag zu keimen.
Nicht am Halm die goldene Frucht zu reifen,
Und vom Himmel fällt nicht Thau, nicht Regen!

Arme Grenze, armes Land der Aermsten,
Sag' wie magst du deine Kinder nähren,
Die da säten und dafür nicht ernten?
Wer gibt Brot den Kleinen, die da hungern?
Wer gibt Brot den Alten, die da frohnen?
Ausziehn müssen Väter in die Bergschlucht,
Mit den Wölfen um das Aas zu ringen,
Söhn' und Mütter in die Ferne wandern,
Vor den Thüren Atzung zu erflehen!

Schlimm, o Grenze, armes Land der Aermsten,
Schlimm ergeht es deinen wackern Söhnen,
Schlimm, sowie es niemals noch ergangen;
Schlimmer aber als wie Marim Watritsch
Hat die böse Noth betroffen Keinen!

Lange währt die Frist von zwanzig Jahren,
Lang' für Den, den Elend drückt und Kummer,
Dessen Dasein nichts ist als Entbehren,
Schwere Arbeit, Sorge und Bedrängniß.
Maxim Watritsch aber trug dies Alles,
Trug es ohne Murren, ohne Klage
An der Seite seines lieben Weibes,
In der Mitte seiner sieben Kleinen.
Treu gehorsam von der ersten Stunde,
Da dem Kaiser er sein Blut verschworen,
Hört' er auf den Ruf des Kapitänes,
Streng erfüllend jegliches Commando.

An der Save, in dem Schilf der Una,
Auf dem Söller einsamer Tscharbaken
Stand er oft im heißen Brand der Sonne,
Oefter noch im Brausen schnee'ger Stürme
Und in klarer, tödtend eis'ger Frostnacht,
Späh'nd hinüber nach den Türkenufern,
Daß kein Span von drüben konnt' nach hüben,
Wie viel wen'ger eines Türken Fahrzeug,
Während Andre kühl im Schatten saßen
Oder heim am wohl durchwärmten Ofen.
Auf den Straßen schwang er seinen Hammer,
Uebend treu die zugemessne Frohne;
Nach der Festung ohne Murren schritt er,
Vor dem Haus des Obersten zu schildern
Oder vor dem festverrammten Stockhaus;
Bei dem Stabe, auf dem Exercierplatz
Hielt er aus, so lange man's begehrte.

Wenn daheim sein Weib auch lag in Nöthen,
Hungernd ihm die Kinder schier verkamen.
Treulich jedes Monats zwanzig Tage
Zollt' er seinem Dienst und der Muskete;
Seinem Haus des kargen Restes Mühen,
Ihn verlängernd durch des Schlafs Entbehrung.

Auch die Noth des segenlosen Jahres
Trug er standhaft, trug es in Ergebung,
Daß sein Feld ihm hingewelkte Halmen,
Stoppeln gab statt heißersehnter Ernte;
Klagte nie, und ging vor'm Haus des Hauptmanns
Leichten Schritts als Schildwach' auf und nieder,
Wenn auch schweren Herzens, leeren Magens.

Nach Gradiska abruft der Befehl ihn
Zur Parade, nach der Save-Beste,
Die von Wien des Kaisers Abgesandter
Kam zu mustern und die Regimenter.
Hinzieht er und bleibt dort vierzehn Tage,
Spart die Löhnung, spart sich ab sein Tagbrot,
Heimgekehrt sein siechend Weib zu laben.
Heimgekehrt — begegnet er der Bahre,
Drauf sein Weib sie aus dem Hause tragen
Und mit ihr das jüngste seiner Kleinen,
Die indeß den Hungertod erlegen.
Arme Mutter! Viel hat sie gelitten!
Sterbend schon des Brotes letzte Krume
Hielt sie hin dem halbverkommnen Kinde,
Starb, und konnt' den Säugling doch nicht retten!

Marim aber trug auch dieses schweigend,
Blieb ihm doch ein rüst'ger Sohn zur Seite,
Der ihm helfe für die Wais'lein sorgen,
Unbeholfne, mutterlose Waisen!

Sieh, da kommt ein Brief vom Regimente,
Ruft den Sohn ihm nach dem fernsten Tscharbak,
Die empörten Bosnier zu bewachen.
Schwer entläßt den Sohn er und mit Thränen;
Denn erst achtzehn Jahre zählt der Junge,
Und auf ihm ruht alle seine Hoffnung.
Schwer ihn wol entläßt er; doch Befehl ist's
Und Befehlen nie noch widerstrebt er.
Auszieht Watritsch Iwo nach dem Tscharbak;
Aus wol zieht er, doch kehrt niemals wieder.
Eine Kugel von dem Bosner Ufer
Riß ihn nieder von des Tscharbaks Söller,
Riß ihn nieder, und im Strom versank er.

Marim Watritsch trug auch dieses schweigend.
Blieb ihm doch ein Paar noch rüst'ger Arme!
Halfen die bis nun, warum nicht weiter?
Helfen! Doch womit? Vermag aus Felsen
Rüst'ger Arme Kraft je Brot zu zwingen?
Wandeln jemals Schollen sie zu Fleische?

Vierzehn Tage hört im Trauerhause
Duldend er das Fleh'n der armen Würmer,
Hört nach Brot ihr ungeduldig Schreien,
Borgt, woher zu borgen und zu nehmen.

Doch als leer auch rings der Leiher Hände,
Geht hinaus er in die klare Mondnacht,
Seines Elends Schwere zu vergessen,
So sein Elend, wie der Kleinen Nothruf,
Geht hinaus und wandelt längs der Straße.

Horch, was hört mit einmal er von ferne,
Und was sieht er näher stets heranziehn?
Hochbeladen zwanzig schwere Karren,
Daß im Sand die breiten Räder knarren,
Ziehn aus dem gesegneten Banate,
Ziehn herauf, fruchtreicher Ebnen Spende,
Schnöde wuchernd an das Meer zu fördern!

Zwanzig Fuhren Segen goldner Garben,
Gott! — und seine armen Kinder darben!

Eh' er's dacht', und eh' er's recht begonnen,
Rollt der Karren Reih' an ihm vorüber,
Rollt vorüber auch der Karren letzter — —
Länger nicht kann's Maxim Watritsch anschau'n!

Aus dem Gürtel zuckt er seinen Handjar,
Tritt bedachten Schrittes an den Karren,
Stößt hinein die blankgewetzte Waffe,
Daß das Korn des Linnens Haft entquille,
Und was kornweis sich verstreut im Gleise,
Aufgelesen, seine Kleinen speise.

Doch — da er den blanken Stahl zurückzieht,
Ihn zurückzieht, goldnes Korn erwartend,

Was erblickt er, daß er bleich zurückschreckt,
Und der Stahl entsinkt dem nerv'gen Arme?
Wehe! Goldne Saat hat er gefodert —
Rothes Blut spritzt ihm dafür entgegen,
Weh', des Kornes Herrn hat er getödtet!

Kommt nun, kommt, Ihr Brüder, wackre Grenzer!
Kommt, schlagt ihm die Mörderhand in Ketten;
Führt ihn ab ins Gradiskaner Stockhaus!
Führt ihn vor die Herrn, die Auditore!
Soll ich leugnen? Hab' ja nichts verbrochen!
Brot, und nichts als Brot hab' ich gefodert —
Eines Wuchrers Seel' ist drum verlodert!
Sprecht das Urtheil! Sprecht's nur ohne Zagen!
Viel hat Maxim Watritsch schon ertragen!
Und viel besser scheint's ihm heut zu sterben,
Sei's in Ketten auch, an junger Eiche,
Als die Seinen Hungers schau'n verderben!"

Der Guslar schweigt.

Die einsaitige Geige aber klagt noch eine Weile fort, als könnte sie sich nicht trennen von der Erinnerung an das traurige Geschick Maxim's, und als könnte sie nicht eher aufhören zu klagen, als bis sie dem Unglücklichen in sein unverschuldetes Grab ein schmerzliches Trauerlied nachgesungen.

Endlich schweigt auch die Gusle.

Aber die armen Grenzer und Grenzerinnen lauschen noch lange athemlos still, als hätte ihnen der alte Mann nicht schon Alles gesagt, und als wünschten sie noch zu erfahren, ob an dem unglücklichen Maxim der Spruch des Auditors wirklich vollzogen worden sei, oder vielleicht dennoch nicht!

Die guten Leute! Als ob sie nicht wüßten, daß es für Straßenraub und Todtschlag keinen Pardon gibt!

## V.

**Mirko. — Südslavisches Rhapsodenthum. — Ein blinder Meuchelmörder. — Neunzig statt Sechzig. — Eine Seele für einen Kreuzer.**

---

Athanassje Pawlowitsch ist mit seinen Aufwartungen glücklich fertig geworden; der Regimentsschneider hat trotz einer Nähmaschine Wunder der Schnelligkeit gewirkt, und so sitzen wir denn zu Mittag des folgenden Tages wieder in unserm leichten Fuhrwerk, der Rosselenker auf dem Bunde Heu, mit seinem Schwesterchen Selenka im Gespräche begriffen, vor uns, und kutschiren zum Stabsorte wieder hinaus.

Athanassje Pawlowitsch ist wo möglich noch heiterer und gesprächiger als sonst, denn er hat sich nun ganz in die neue Situation seiner Wesen-

heit gefunden, und fühlt sich durch die freundliche Aufnahme, die ihm allüberall geworden, darin nur noch befestigter und gehobener. Uns dagegen liegt Manches auf dem Herzen, was wir gestern gehört und gesehen, und worüber wir gern Auskunft haben möchten. So kann es denn nicht fehlen, daß unsere Unterhaltung bald im besten Zuge, und Athanassje Pawlowitsch ebenso glücklich ist, uns mittheilen zu können, als wir von ihm zu empfangen.

Die interessanteste unter allen Gestalten, die wir gestern zu beobachten Gelegenheit hatten, war und blieb für uns der alte Mann mit der einsaitigen Geige, theils seiner selbst, theils wol auch des so eigenthümlich schauerlichen Liedes willen, welches wir von ihm hörten.

Es war ordentlich als ob die armen Likaner, Ototschaner und Oguliner sich an diesem Liede gar nicht satt hören konnten. Immer neue Haufen kamen herzu, und immer von neuem mußte der Guslar beginnen, bis ihm der Schweiß auf die Stirne trat, auf die braungesengte, von dem ewigen Sitzen vor den Thoren der Städte und dem Eingange der Dörfer und vom ewigen Em-

porschauen nach jener Gegend, wo für uns andere Menschen der blaue Himmel sich wölbt und die Wolken ziehen, und woher er sich Erinnerung und Begeisterung zu erholen schien.

Ihn aber mochte das wenig stören. Unverdrossen strich er seine Gusle fort und sang das Lied immer von neuem, und schaute zur Sonne empor. Seine Augen hatten ja diese nicht zu fürchten, und im sengenden Glanz des Maitags konnten seine Blicke nicht erblinden, denn seine Lider waren ohnehin fest geschlossen und hatten den Himmel nie gesehen und nie die Welt und nie die Menschen; und was in ihm lebt, ist so wie in allen seinen blinden Sang- und Wandergenossen kein unmittelbares Anschauen, sondern nur ein geistiges Verlebendigen vergangener Zeiten und Gestalten, ein Wiederhall vernommener Kunden und Klagen, die Geschichte vergangener Größe und das Elend der Gegenwart.

Der Versuch, den ich für meinen Theil am Abend, als die Leute auf dem Marktplatze immer weniger wurden, machte, mich ihm zu nähern und ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen, hatte nicht weit geführt.

„Wer ist der Mann, der mit mir spricht?" fragte er den Knaben, der bei ihm den Dienst eines Führers versah, als ich ihn auffoderte, mit mir in den Gasthof zu kommen und sich da nach dem mühevollen Tagewerke an einem Glase Wein zu erlaben.

„Ein Herr!" antwortete dieser.

„Kennst du ihn?"

„Nein!"

„Und was will der Herr?"

„Mit ihm sollt Ihr gehen und ein Glas Wein bei ihm trinken!"

„Ich, ein armer blinder Guslar, bei einem Herrn Wein trinken? ... Herr", versuchte er dann mit dem geblendeten Angesicht sich gegen mich zu wenden, „dann seid Ihr gewiß ein Fremder! Denn unsere Herren kümmern sich nicht viel um uns arme Guslars, ja, sie verspotten und verlachen uns sogar noch, und wenn die Leute — das Volk — nicht wären, müßten wir verhungern mit unserer Gusle und alle Lieder kämen in Vergessenheit. ... Kennt Ihr vielleicht den Gospodin Vuk Stefanowitsch Karadschitsch, den Sammler serbischer Volkslieder?

Das war auch so ein Herr, der uns arme Guslars aufsuchte. Bei dem habe ich ganze Tage lang gesessen und ihm Lieder vorgesungen, und er hat sie aufgeschrieben. Er wollte sie drucken lassen, sagte er, damit sie nicht in Vergessenheit gerathen. Aber wozu? So lange es einen Blinden gibt, wird es auch Lieder geben! Doch Gospodin Vuk ist ein sehr gelehrter Herr und muß das besser verstehen, und wenn ich einmal ein neues Lied weiß, so such' ich ihn auf, um es ihm gleich vorzusingen!"

Auch ich bekannte mich als einen Freund seiner Lieder, und wiederholte meine Auffoderung.

„Gern", erwiderte der Guslar, „doch erst, wenn der Markt vorüber ist."

„Warum nicht jetzt?"

„Ich bin müde, und auch ein Guslar muß seine Rast haben!"

„Also morgen Vormittag; denn um die Mittagszeit muß ich weiter! Ich will Euch gern das Doppelte ersetzen, was Ihr an einem Markttage zu verdienen pflegt!"

„Das geht nicht, Herr!" war die entschiedene

Antwort auf mein wohlmeinendes Anerbieten. „Wenn Ihr mir auch zehn mal so viel Geld gebt, so seid Ihr doch nur Einer, der mich hört, und an einem Markttage werde ich von Hunderten gehört! Das ist nicht Einerlei, müßt Ihr wissen! Doch weil Ihr ein so guter Herr seid und an unsern Liedern Wohlgefallen findet, so will ich Euch was sagen, wenn Ihr vielleicht in drei Wochen nach *** kommt — ich werde um diese Zeit dort eintreffen — so thut mir die Lieb' und sucht mich auf. Ich will dann schon trachten, daß ich Euer Glas Wein annehmen kann! Für jetzt aber — gelinde Nacht! ... Und nun, Knabe, trachte, daß wir in unsere Herberge kommen!"

Und so hatte ich denn, ohne mein Interesse für den blinden Sänger weiter befriedigen zu können, wieder abziehen müssen.

Wer aber muß bei diesen Worten des blinden Greises nicht der Poeten des goldenen Hellas gedenken, denen gehört zu werden von den Tausenden, die sich bei den Volksspielen versammelten, höher galt, als selbst der errungene Preis? Und wahrlich, wären es auch nicht Gestalten und

Gesichtsbildung, manche Sitte und mancher kleine Brauch, manche Anschauung und manche hier und da im Gespräch aufblitzende Wendung, was den Beobachter südslavischer Weise nicht verkennen läßt, daß der Einfluß des kleinen Griechenlands selbst heute noch bei den Stämmen, die damals noch wild in seinem Norden wohnten, nachhallt und fortwirkt, diese blinden Sänger müßten allein dafür sprechen, deren rhapsodischer Gesang, wenngleich ganz gewiß keine Nachahmung — denn kein Volk ahmt nach — so doch wahrscheinlich eines und desselben Ursprunges mit der Art und Weise der Griechen ist, die Geschichte im Bewußtsein des Volkes fortleben zu lassen.

Wie die Stämme der Griechen ursprünglich in ewige Fehden unter sich verwickelt waren, so sind die Slaven des Südens ein Volk des Krieges und der Thatkraft: stämmig, markig, entschlossen, einfach, ausdauernd und bekannt mit dem Tode. In den Gebirgen der Cernagora hat der Krieg mit den Türken der Thäler unten gar nie aufgehört, und der Mann legt erst die Waffen nieder, wenn die Stunde zum Sterben kommt, vorausgesetzt, daß er nicht früher mitten

unter einer Schar Türken gefallen. Längs der Save und Donau würde derselbe Zustand fortwähren, wenn er nicht durch die Dazwischenkunft eines mächtigen Staates gedämmt und der kriegerische Sinn andern Zwecken dienstbar gemacht worden wäre; immer aber noch lauert hier der Cordon in ewiger Kampfbereitschaft gegen den plünderlustigen Muselmann. In Bosnien und Serbien, in der Bulgarei und in der Herzegowina leben die glänzenden Tage Duschan's des Starken fort, und Aller Gedanken sinnen Haß und Rache gegen die Sieger vom Amselfelde. So wird der Mann zum Schwerte geboren und lebt und stirbt als Krieger. Das Weib besorgt ihm das Haus, Knaben und Schwache besorgen den Acker. Die Geschichte überläßt er dem Blinden, daß er sie bewahre in ewigen Liedern und fortpflanze von Geschlecht zu Geschlecht auf den Märkten und vor den Thoren der Städte, und daß er sie den Waffenfähigen in lebendigen Bildern male.

Wer blind geboren ist, oder wem ein traurig Geschick für immer den Anblick der Welt verschließt, den hat das Schicksal zum Poeten be-

stimmt. Der Vater oder der Bruder kauft ihm eine Gusle, und mit dieser setzt er sich hin in eine finstere Kluft und lauscht zuerst auf das Rauschen der Bäume und auf das Pfeifen des Windes, und dann lernt er der Saite mit dem schwarzen Roßhaarbogen die Weisen entlocken, die er erlauscht, und wenn er die Gusle streichen kann, setzt er sich vor das Städtchen, vor die Dorfmauth, schweigt ein Jahr lang und hört einem alten Guslar zu, und gräbt sich die Gestalten Duschan's, Marko's, Lazar's, Milosch's, Karagjorgje's tief in die Seele und ihre Thaten tief ins Gedächtniß; geht dann selber hin, wallfahrtet von Markt zu Markt, breitet ein Tuch auf die Erde aus und nimmt kupferne Münzen für goldene Lieder.

Allerdings ein trauriges Dasein! Und doch ist es zu beklagen, daß dies merkwürdige Rhapsodengeschlecht seit einer Reihe von Jahren in auffallender Abnahme begriffen. Manchem schönen Denkmal alter, urkräftiger Poesie, welches dem Sammler trotz seines ämsigen Forschens bisher unbekannt geblieben, droht hierdurch der Untergang und sichere Vergessenheit; die ganze schöne

Dichtungsform der historischen Rhapsodie, auf die wir übrigens noch einmal zurückkommen wollen, droht auszusterben oder unter dem Einflusse modernen Gelehrtenthums zu verflachen. Jetzt schon findet man nur wenige Guslars, welche die Erinnerung an die alte Geschichte und Sage in alten Liedern bewahren. Ihre neuen Dichtungen aber ertragen durchaus keinen Vergleich mehr mit den alten Vorbildern, und stehen diesen an Inhalt sowol wie an Behandlung unendlich weit nach.

Was nun unsern Guslar anbelangt, so weiß unser Freund Athanassje Pawlowitsch so genügenden Aufschluß über ihn zu geben, daß wir kaum bessern erwarten können. Hören wir, was er uns über ihn mittheilt!

Mirko — dies ist sein Name — ist ein geborener Grenzer, ein Likaner, hart von der bosnischen Grenze her, aus der Gegend von Novi, jener Gegend, die in den alten Heldengedichten eine so ausgedehnte Rolle spielt, und wo noch jetzt verhältnißmäßig der reichste Schatz alter Gesänge sich vorfindet. Er kam ohne Augenlicht zur Welt. Auch ein Bruder seines Vaters war

blind, und auch ein Bruder seines Großvaters, und Alle waren Guslars. Blindheit und Gesang scheinen somit im Hause sich fortzuerben.

Als sein Großohm starb, war Mirko noch ein junger Bursche, hatte aber schon viele seltene Lieder von ihm erlernt gehabt. Das Uebrige erlernte er von seinem Oheim, der als Greis von fünfundsechzig Jahren ein sehr trauriges Ende nahm, ein Ende, welchem Mirko zum Theil seine allgemeine Bekanntheit und Berühmtheit verdankt. Er starb als Meuchelmörder auf dem Richtplatze eines Stabsortes.

Ein Blinder — und Meuchelmörder!

Wir wollen hören, was uns Athanassje Pawlowitsch darüber erzählt.

Es gibt Gegenden in der Grenze, in denen das baare Geld oft so selten ist und in einem solchen Ansehen von Kostbarkeit und in solchem Werthe steht, daß wir uns kaum einen Begriff davon zu machen im Stande sind. Was für uns ein Mindestes ist, das hat dort eine hohe Bedeutung, und was in unserm Verkehr manchmal kaum der Beachtung werth gehalten wird, das hat dort die Geltung einer Summe, ist dort

Reichthum. Insbesondere ist dies natürlich in jenen Gegenden der Fall, denen von Natur schon die allgemeinste Quelle einer jeden Wohlhabenheit, die Ergiebigkeit des Bodens, versagt ist.

Denken wir uns nun erst in einem so armen Districte einen blinden, des Erwerbs unfähigen, seiner Umgebung ohnehin zur Last fallenden alten Mann, und wir werden es gar nicht unbegreiflich finden, daß sich alle Gedanken, alle Hoffnungen, alle Leidenschaften dieses Aermsten unter den Armen um eine einzige Silbermünze drehen können.

Mirko's Oheim nun war ein solcher Aermster der Armen.

Seine Gusle war sein Feld, seine Torba war sein Schüttboden. Was jene ihm trug, wurde in dieser aufbewahrt, und war selten mehr als einige Handvoll Kukuruz, ein Stück Brot und etwas Speck, wie er es eben auf seinen Wanderungen durch nahe und ferne Grenzbezirke einzusammeln pflegte.

Da geschah es denn einmal, daß Mirko's Oheim merkte, die Kotze, deren er sich in Regen

und Schnee, in Sturm und Wind statt eines Mantels zu bedienen pflegte, werde nicht lange mehr zureichen können. Das ohnehin nicht sehr feste Gewebe dieses seines Universalkleidungsstückes ging bereits an hundert Stellen aus den Fugen, und sprach jedem wie immer gearteten Wiederherstellungsversuche den entschiedensten Hohn. Das Bedürfniß, es durch eine neue Kotze zu ersetzen, war somit ein unabweisliches.

Eine neue Kotze nun kostete zu jenen Zeiten einen Zwanziger. Das war, man muß es gestehen, eben nicht viel. Mirko's Oheim aber hatte nie einen Zwanziger besessen, und besaß zur Zeit, da sich ihm das unabweisliche Bedürfniß einer neuen Kotze aufdrang, ebenso wenig einen solchen als jemals. Wenn er je einige Kreuzerstücke zusammengespart hatte, so ließ er dafür seine Opanken in brauchbaren Stand setzen, oder seinen Hut flicken. Zu einem Zwanziger hatte er es noch nie gebracht. Ein Zwanziger war die höchste Potenz des Reichthums, zu der sich seine Phantasie emporzuraffen vermochte, trotzdem die Helden in seinen Liedern von Gold strotzten und nicht anders als mit Tausenden von Duca-

ten um sich warfen. Ein Zwanziger war ihm der Inbegriff aller Reichthümer Zar Duschan's, und nun sollte er einen Zwanziger herbeischaffen, um sich eine neue Kotze zu schaffen. Die alte Kotze jedoch wurde, wenn das überhaupt noch möglich war, immer schlechter und schlechter, und Mirko's Oheim mußte endlich ernstlich dazuschauen, wie zu einer neuen zu kommen.

Da gerieth er auf den Einfall, allen Speck, den er bekommen würde, zusammenzuhalten, und wenn er dessen genug haben würde, ihn nach der nächsten Stadt zu bringen und für einen Zwanziger zu verkaufen. Speck, dachte er, ist zwar eine treffliche Nahrung; am Ende aber nutzt es Einem wenig, Speck im Leibe zu haben, wenn Einem die kalten Schneeflocken und die eisigen Herbstregen auf die nackte Haut eindringen und Sturm und Wind die entblößten Glieder durchsausen. Du kannst dich schon eine zeitlang ohne ihn behelfen!

Nach einiger Zeit hatte Mirko's Oheim eine genugsame Last Specks beisammen, um sich damit, geführt von einem kleinen Mädchen, das

ihm sein Bruder mitgab, auf den Weg nach der Stadt machen zu können.

Kindisch freute er sich schon in Vorhinein auf den Zwanziger, den er bekommen würde, und auf die neue Kotze. Wie wollte er dann Sturm und Wind, Regen und Schnee Trotz bieten! Würde ihm in diesem Augenblicke Jemand einen Königsmantel mit Hermelin gefüttert angeboten haben, er hätte ihn schwerlich angenommen!

Da begegnete ihm ein Grenzer aus einem benachbarten Orte, ein unlängst verheiratheter junger Mann, und meinte, Mirko's Oheim hätte nicht erst nöthig, so weit in die Stadt zu gehen, er wolle ihm den Speck selber abkaufen, und den Zwanziger werde er ihm gegen Anfang Winters geben; da sei noch immer Zeit, eine Kotze zu kaufen.

Mirko's Oheim ging gern in den Verkauf ein.

Als Wintersanfang kam, ging er zu dem jungen Grenzer.

Der aber sagte, es sei eine schlechte Ernte gewesen und er sei nicht im Stande, den Zwanziger aufzubringen. Der Guslar müsse sich schon

gedulden bis zum nächsten Winter; da wolle er ihn bezahlen.

Mirko's Oheim meinte, die Zeiten wären sehr schwer und ein Zwanziger allerdings sehr viel, und er wolle gern nächstes Jahr wieder kommen, wenn es ihn auch dieses Jahr wol sehr frieren werde.

Der nächste Winter kam, und mit ihm Mirko zu dem Grenzer. Der Grenzer aber konnte oder wollte wieder nicht zahlen. Er schob den armen Guslar wieder auf ein Jahr hinaus.

Mirko's Oheim hatte den letzten Winter zwar sehr viel Frost und Nässe auszustehen gehabt, und konnte nicht erwarten, daß es ihm im nächsten besser gehen werde, und wünschte sich schon, daß er seinen Speck lieber zur Stadt gebracht hätte. Aber ein Zwanziger schien ihm immerhin ein großes Geld, und er wartete noch ein Jahr.

Als er zu Anfang des nächsten Winters den Grenzer wieder aufsuchte, da kam ihm dieser entgegen und sagte ihm, sein Weib wäre ihm gestorben und das habe ihn zu Grunde gerichtet. Sobald er aber werde zahlen können, werde er selber kommen.

Ein Jahr ging hin und wieder ward es Winter. Der Grenzer aber kam nicht, und Mirko's Oheim hörte nur so viel von ihm, daß er eine junge, reiche Braut heirathen werde, die gar viele Zwanziger im Vermögen hätte.

Da suchte er den Grenzer selber auf.

Dieser aber schlug die Thür vor ihm zu und hieß ihn einen alten Narren, der ihn schon so viele Jahre um einen lumpigen Zwanziger plage.

Mirko's Oheim ging fort.

Als aber die Zeit herankam, da der Grenzer seine Hochzeit feiern sollte, da wartete er ihm im Dorfe und an der Straße überall auf und mahnte ihn immer: „Ich sage dir, zahle mir meinen Zwanziger, denn ich lass' nicht eher ab von dir, als bis du mir ihn gezahlt hast!"

Der Grenzer aber lachte den Alten aus und schob ihn immer mit Spott und Roheit bei Seite.

Endlich kam der Hochzeitstag.

Als der Grenzer mit seiner Braut zur Kirche kam, da stand der blinde Mann an der Kirchenschwelle und sagte: „Ich lass' dich

nicht in die Kirche, bis du mir mein Geld gegeben!"

Natürlich ließ sich der Angeredete dadurch nicht aufhalten. Als er aber mit seiner Angetrauten aus der Kirche kam, da rief ihm der blinde Guslar wieder zu, daß er von ihm nicht eher lassen werde, als bis er bezahlt sein werde.

Der Grenzer aber kümmerte sich nicht mehr um das Weinen und Drohen des Alten.

Abends stand der junge Grenzer vom Tische auf, und nahm sein junges Weib und wollte es aus dem Hause der Aeltern in das seine führen. Da trat der blinde Guslar in die Stube.

„Wo ist Franjo?" fragte er.

Die Hochzeitsgäste aber verlachten ihn und riefen: „Du weißt ihm ja so gut auf der Straße aufzulauern; sieh, ob du ihn findest!"

Da tappte der Blinde durch die Stube, und als er endlich den Schuldner an dem Brustlappen seines Rockes gefaßt hatte, da rief er: „Ja, ja! Das ist er!"

Dann raunte er ihm zu: „Franjo, zahle mir

meinen Zwanziger! Deine Braut hat deren viele; jetzt kannst du zahlen!"

Der Grenzer aber lachte laut und nannte den Guslar einen Verrückten.

„Noch einmal, Franjo! Meinen Zwanziger will ich oder — ich erschieße dich!"

Der Grenzer lachte über diese Drohung aus dem Munde eines Blinden noch lauter auf, und sagte darauf: „Ja, wenn du mich triffst, dann bekommst du deinen Zwanziger!"

Der Blinde konnte solchen Hohn nicht länger vertragen, faßte den Grenzer mit der linken Hand fest an der Brust, zog mit der rechten ein Pistol hervor, das er unter der alten Kotze verborgen gehalten hatte, tappte damit dem Grenzer nach der Gegend des Herzens, und ehe dieser noch recht wußte, womit der Guslar an seiner Brust herumtappe, war das Pistol abgedrückt, und mit dem Rufe: „Jssus Maria!" stürzte er todt zu Boden.

Mirko's Oheim machte keinen Versuch zu fliehen. Es wäre auch vergeblich gewesen. Für einen Blinden ist es schwer die offene Straße zu

gehen, die heimlichen Wege der Flucht sind für ihn vollends nicht geschaffen.

Man übergab ihn zur Stelle dem Hauptmann der Compagnie, und dieser überlieferte ihn dem Stockhaus der Stabsstation.

Nach den Paragraphen der Gesetzbücher trug seine That alle Merkmale eines mit Bewußtsein und Vorsatz vollbrachten Mordes, und der Auditor erkannte auf die Todesstrafe durch den Strang. Dem Erben seiner Lieder und seiner Noth aber blieb seit jener Zeit der Name Mirko Objessenowitsch, d. h. Mirko vom Gehenkten.

Wieder eine seltsam traurige Geschichte, die, zusammengehalten mit der des unglücklichen Maxim Watritsch, Stoff genug zu einem dicken Folianten über den dünnen Faden menschlicher Vernunft böte, der sich unter dem stolzen Titel „humaner Geist" durch die peinlichen Gerichtsordnungen der halben Welt zieht! Das todte Wort, das todte Gesetz mußte den Armen tödten. Wo aber sind die Richter, die über Jene absprechen sollen, die den Keim zu solchen Thaten in den Schoos der Menschheit

gesäet? Wo sind die Richter über das Gesetz?

In vollem Ernst! Diese beiden Geschichten bieten der Betrachtung ganz andere Seiten dar, als solche, die dem mitleidbewegten Gemüthe einige Ausrufe bedauernder Theilnahme entlocken können. So klein sie in ihren Umrissen auch sind, so lassen sie doch eine der ernstesten Fragen des Jahrhunderts in all ihrer Größe vor unsere Augen treten, und zwar inmitten eines Volksstammes, welchem die Idee des Staates das erste aller natürlichen Rechte, das Recht der Selbstbestimmung des Einzelnen entziehen und ihrem Selbstzwecke bis vor kurzem fast gänzlich aufopfern zu müssen geglaubt hat — die Frage des Rechts auf Besitz, des Rechts auf Antheil an Dem, was zur Erhaltung des Daseins unbedingte Nothwendigkeit ist; die Frage, ob das Recht blos dem Besitze, der Sache, dem Mittel innewohne, oder ob dem, wenn auch besitzlosen Dasein eines Vernunftwesens, dem Menschen selbst, dem Zwecke.

Der unglückliche Grenzer, der auf dem Gipfel des Elends angelangt, seinen Handjar statt in

einen Kornsack in das Herz des Wucherers stößt, wirft die Frage auf; der unglückliche Blinde zeigt die Consequenzen der nicht erfolgten Lösung. Ist der bis zur Verzweiflung getriebene Vater ein Straßenräuber oder hat eine höhere Nemesis seine Hand gelenkt, als die ihn zum Tode verurtheilte? Ist der blinde Guslar ein Meuchelmörder, und ist Habsucht, Verderbtheit die Quelle seiner That, oder ein bis zum äußersten getriebenes Rechtsgefühl?

Es dürfte auffallen, daß in einem Punkte Europas, wohin die Kenntniß der modernen Fragen gewiß nicht gedrungen, so grelle factische Demonstrationen für dieselbe an den Tag treten. Es ist dies übrigens leicht erklärlich. Die Ursachen zu dergleichen Demonstrationen sind mehr oder minder in ganz Europa vorhanden. Dort, wo sie am meisten zum Bewußtsein gelangt, sind Bildung und Verbildung schon so weit gediehen, daß die Leidenschaften, statt in großartigen Naturstürmen, durch raffinirte Unterwühlungen sich Luft machen. Wo aber des Menschenherzens sich weder Bildung noch Verbildung bemächtigt haben, dort sind die Leidenschaften und ihre Aeußerungen

gleich furchtbar und erschütternd, weil einfach und unraffinirt. Diese Leidenschaften sind aber auch dann keine erkünstelte, sondern in der Natur des menschlichen Daseins tief begründete.

Von einem ganz andern Gesichtspunkt freilich betrachtet die Sache unser Freund Athanassje Pawlowitsch. Für ihn gibt es keine großen Fragen der Zeit und der Menschheit, und es wäre eine der undankbarsten Mühen, ihm nachweisen zu wollen, daß es allerdings solche gebe, und daß sie sich sogar in den Geschicken seiner beiden Landsleute haarklein abspiegeln. Die größte Frage, die es für ihn in diesem Augenblick gibt, ist die, ob die Kunde von seiner plötzlichen Erhöhung ihm wol bereits in seiner Heimat vorangeeilt oder nicht. Dies hindert ihn aber nicht, uns auch die Beleuchtung der Sache von seinem Standpunkte zum Besten zu geben.

Was nun seine Ansicht anbelangt, so fehlt uns andern Menschen, die wir nicht Grenzer sind oder nicht wenigstens unter Grenzern leben, ganz und gar der Schlüssel zur Beurtheilung all der entsetzenerregenden Vorfälle, die sich fast tagtäglich, bald da, bald dort, im weiten Um-

fange des militärisch verwalteten Gebietes ereignen.

Er für seinen Theil nämlich hält das Grenzvolk, und namentlich jene Stämme desselben, die zunächst den morlachischen Gebirgen wohnen, für ein rohes, verwildertes, im höchsten Grade leidenschaftliches Volk, welches zu bilden, zu sittigen, zu zügeln, alle Bemühungen der Compagnie- und Regimentsschulen, alle Stockhäuser und Spießruthenplätze, alle Disciplinar- und Regimentsstrafen, ja sogar die unerbittlichste Handhabung aller Kriegsartikel und Theresianischen Gerichtsordnungen der Welt nicht ausreichen. Man müsse diese Leute nur kennen. Je strenger man sie halte, je härter man sie strafe, je empfindlicher man sie züchtige, desto verstockter werden sie und desto schaudererregendere Verbrechen kommen unter ihnen zum Vorschein. Das sei nachgerade schon zum Verzweifeln!

Für Strafen seien sie vollends gleichgültig und unempfindlich. Die Milliarden von Stockstreichen, die in der Grenze bereits gefallen, seien gerade so wie in die Luft hinausgehauen. Gebessert oder auch nur gewitzigt hätten sie das

Volk nicht im mindesten. Ja, die Unempfindlichkeit und Verstocktheit gehe so weit, daß die Delinquenten im Stockhause nicht selten untereinander Wetten anstellen, wem bei der Verurtheilung eine größere Anzahl von Stockprügeln zugesprochen werden würde. Wer die Wette verliert, erhält die Anzahl, um die er sich geirrt, von dem Gewinnenden zu Hause nachträglich aufgestrichen. Anstatt daß die Furcht vor einer so entehrenden Strafe, wie Stockprügel und Spießruthen, ihr Ehrgefühl aufstacheln sollte, setzen sie vielmehr untereinander eine Art Ehre darein, wer mehr auszuhalten im Stande sei. Kecke Aeußerungen, in denen sie sich nach empfangener Strafe über dieselbe lustig machen, seien ebenso wenig etwas Seltenes, als verstockte, ironische Heuchelei. Es sei ordentlich, als ob aller Sinn für Ehre unter ihnen ausgestorben.

Zum Belege für seine Ansichten erzählt er uns von einer Execution, zu der er selbst einmal als Feldwebel beordert gewesen.

Ein Grenzer, etwa funfzig Jahre alt, sollte wegen gestohlener Hühner, ein anderer wegen subordinationswidriger Aeußerungen bestraft wer-

den. Beide saßen im Stockhaus. Früh Morgens am Tage, an welchem die Execution stattfinden sollte, kam das Weib des erstern und die Mutter des letztern vors Stockhaus, faßten an einem gegenüber gelegenen Hause Posto und riefen die Namen der Arrestanten.

Nun aber ist, wie dies auch bei Inquisiten begreiflich, jede Communication von außen aufs strengste verboten. Die Schildwache, die mit dem Gesicht gegen das Haus gekehrt stand, wandte sich daher um, und suchte die beiden Weiber mit dem Rufe: „Hajte vragu!“ (Geht zum Teufel!) zu verscheuchen.

Diese aber ließen sich nicht nur nicht fortjagen, sondern begannen nun laut mit den beiden Gefangenen zu conversiren, thaten jedoch dabei immer so, als sprächen sie nicht mit Jemandem im Stockhaus, sondern Eine mit der Andern.

„Mann, fürchtest du dich?“ fragte die Eine.

„Warum nicht gar! Den Teufel fürchte ich mich!“ war die Antwort aus dem Stockhaus. „Ist ja, nicht das erste mal und wird nicht das letzte mal sein!“

„Kind, hast du Angst?" fragte die Andere.

„Etwas, Mütterchen! Aber der Andere sagt mir, daß es nur auf die ersten Stockstreiche ankommt; dann gewöhnt man's. Und einmal muß ja der Anfang gemacht werden!" war die Antwort des Sohnes.

Der Wachtposten hieß die beiden Weiber schweigen, sonst müsse er sie fortjagen.

Die Weiber aber erwiderten ihm: „Nemoj! Morgen kann's dir passiren, daß du darin sitzest, dann wird es dir auch lieb sein, wenn deine Mutter dich besuchen kommt!"

Eine Stunde später war die Execution.

Die beiden Grenzer brachten sich die hölzernen Bänke zu diesem Zwecke selbst in den Hof. Ein Hauptmann, der Profoß und unser Freund Athanassje waren zugegen. Der ältere sollte sechzig, der jüngere vierzig Stockstreiche erhalten. Dem ältern maßen die zuerkannte Strafe zwei Corporale, dem jüngern Einer zu. So oft der jüngere einen Schlag erhielt, bekam deren der ältere zwei. Der Profoß machte dann jedesmal mit Bleistift einen Strich auf ein Stück Papier, das er in der Hand hielt. Die beiden Sträf-

linge betheuerten unter dem immerwährenden Schmerzensrufe: „Joj meni!“ ihre Unschuld. Der ältere, an Stockstreiche schon vielfach gewöhnt, wurde sogar humoristisch und fing an sein „Joj meni“ mit der bekannten Melodie eines Volksliedes zu betonen. Der jüngere aber fing nach einigen Schlägen, als er merkte, daß sein Flehen um Schonung vergebens war, laut zu weinen an, und betheuerte, er habe es mit der Aeußerung gegen den Herrn Kapitän gar nicht so arg gemeint. Als der ältere dies merkte, rief er mitten unter den Stockstreichen, die paarweise auf ihn niederfielen, seinem Strafgenossen zu: „Schäm' dich! Du bist wirklich gar nicht werth, daß sich ein kaiserlicher Stock mit dir abgebe!“

Als der jüngere sein Strafausmaß erlitten hatte, hieß ihn der Profoß aufstehen; den ältern aber, in der Meinung, daß ihm noch zwanzig Streiche gebühren, weiter schlagen. Erst als auf diesen noch fünfmal zwei Schläge niedergefallen, merkte der Hauptmann, daß der zu sechzig Stockstreichen Verurtheilte ihrer bereits vierzigmal zwei und noch darüber fünfmal zwei, also

zusammen neunzig erhalten habe, und hieß ihn aufstehen.

Nun sollte man meinen, wie lahmgeschlagen sich der Alte erhoben oder welchen Heidenlärm er über das Superplus erhoben habe. Anfangs aber schien er davon so wenig zu merken, daß er, als ihm der Hauptmann das erlösende „Stani!" (Steh' auf!) zurief, über die unerwartete Milde ganz verwundert aufsah.

Endlich merkte er, was vorgefallen, kratzte sich hinter den Ohren, stand kopfschüttelnd auf und — muckste nicht.

Als er sich bei dem Hauptmann reglementsmäßig für die empfangene Strafe bedankte, sagte er nur: „Ist mir leid, daß ich nicht noch zehn Streiche erhalten. Das wären gerade hundert gewesen, und ich hätte beim Regiment vierzig Stockprügel für einmal Ausbleiben vom Exerciren zum besten gehabt. So hab' ich nur ein ungeputztes Gewehr und funfzehn Streiche darüber zum besten!"

„Was wollten sie mit dem kecken Kerl anfangen?" meinte unser Freund Athanassje Pawlowitsch, nachdem er seine Erzählung geendet.

„Sollten sie ihn gleich wieder auf die Bank strecken und wegen frecher Subordinationsverletzung abstrafen? Da könnte man ja gar nicht fertig werden! Man ließ ihn laufen und schickte ihn aus dem Stockhaus. Draußen fand der Eine sein Weib, der Andere seine Mutter, und gingen mit ihnen in eine Schänke, sich zu stärken, ehe sie den Weg in ihre Heimat antraten, die einige Meilen entfernt war!"

Nach diesen Mittheilungen wundern wir uns freilich nicht, wenn unser Freund weiter behauptet, daß es unter diesen Leuten manchmal zu Ausbrüchen von Leidenschaften kommt, von denen unser cultivirtes Gemüth keine Ahnung hat, und die ihren Schauplatz auf den wildesten Inseln des stillen Oceans haben dürften, ohne an Schrecklichkeit zu verlieren. Wie viel Spielraum z. B. bleibt nur dem Rachegefühl, der List, dem verbissenen Ingrimm, dem Spott; wie abgestumpft allmälig muß alles Gefühl für Recht und dessen Maß werden; wie machtlos Alles, was den Menschen zurückhalten, zur Besinnung bringen kann; wie fremd jede Mäßigung, jede Selbstbeherrschung!

Nicht einmal jener Zug von patriarchalischer Sitte, der sich in der Familie der Grenzer, wie bei allen Südslaven, und von der Regierung sogar besonders gehegt und begünstigt, erhalten hat, vermag hierin viel zu mildern. Mordthaten in der Familie, oft der geringfügigsten Veranlassung wegen, sind nichts Seltenes. Athanassje selbst erzählt uns von einem Grenzer, der seinen Vater aus Anlaß eines unbedeutenden Wortstreites augenblicklich mit dem Handjar durchrannt hat. Ein anderer Grenzer schlug seinen Schwestermann mit einer Wagendeichsel todt zu Boden, weil dieser gedroht hatte, ihn zu verrathen, daß er sich über die deutsche Abkunft des Obersten in ungebührlichen Ausdrücken lustig gemacht habe. Ein anderer Grenzer hatte ein Schwein abgeschlachtet und stellte von der frischen Schweinssuppe, die er gekocht, einige Teller vor sein Haus zum Verkauf aus. „Was kostet deine Suppe?“ fragt ein Kamerad, der vorüberkommt. — „Einen Kreuzer!“ — Darauf nimmt der Kamerad einen der Teller und verzehrt die Suppe stehenden Fußes. Als er mit dem Schmause zu Ende ist, setzt er den Teller nieder und macht sich lachend

und mit dem Ausrufe: „Vergelt's Gott, Bruder!" auf den Weg. Der Grenzer aber, ohne viel Wesens zu machen, reißt einen zunächststehenden Baumpfahl aus der Erde, führt nach dem Davoneilenden aus allen Leibeskräften einen Schlag und streckt ihn mit der Erwiderung: „Was soll erst Gott vergelten? Gleich vergolten!" todt auf die Straße.

---

## VI.

### Ein Ausreißer, als Episode. — Athanassje in der Heimat.

---

Ob nun Athanassje Pawlowitsch mit seiner Auffassung, ob wir Recht haben, wenn wir den Grund so beklagenswerther Zustände ganz anderswo suchen, und wenn nicht ganz, so doch gewiß zum großen Theil in Verhältnissen, welche zu ändern der Einsicht von außen einwirkender Einflüsse vorbehalten bleiben muß — ein schmerzliches Bild bleibt es immerhin, das sich uns in ihnen aufrollt, und zwar ein um so schmerzlicheres, als wir den Grenzer sonst als ein unverdorbenes, der treuesten Hingebung fähiges, frommes und gläubiges Gemüth kennen, das für bessere Eindrücke keineswegs so unempfänglich ist, als es Athanassje Pawlowitsch — von seinem neuen Offiziers-

standpunkt aus — annehmen zu müssen glaubt. Als eines Beleges hierfür und als eines Seitenstücks zu Dem, was wir bisher vernommen, mag es mir gestattet sein, lieber Leser, hier eines zwar etwas abenteuerhaften, doch darum nicht minder bezeichnenden eigenen Erlebnisses aus jener Zeit Erwähnung zu thun, da ich noch selbst in einem der türkischen Grenze sehr nahe gelegenen Ort als schlichter Grenzmedicus lebte und so Manches zu sehen und zu erfahren wol Gelegenheit genug hatte.

Freund Athanassje wird hoffentlich nichts dagegen haben!

Es war eines heißen Sommertags gegen Mittag. Ich war eben von einem Gange durch die Stadt zurückgekehrt, als mir ein Grenzer gemeldet wurde, der schon seit zwei Stunden mich erwartete.

Ich ließ ihn kommen.

Es war ein Mann von ungewöhnlich hoher, athletischer Gestalt und etwas abenteuerlichem Aussehen. In das braungebrannte Gesicht fielen ihm die pechschwarzen Locken in verwahrlost langen, vollen Ringen nieder, nachdem er beim Ein-

treten seine rothe, den Jakobinermützen nicht unähnliche, mit allerhand schwarzem Schnurzeug benähte Kappe abgenommen hatte. Ein langer, schwarzer Schnurrbart, zu dem sich über die Wangen kurze Backenbärte, wie sie die Soldaten der Kaiserzeit trugen, herübergesellten, beschattete den Mund. Die braune Jacke mit den carmoisinrothen Verschnürungen, die knappen, blauen Beinkleider, das schwarzseidene, in zwei langen Zipfeln über die entblößte Brust herabhängende Halstuch, die Sandalen und die bunten Strümpfe bildeten einen Anzug, wie er in dem Regimente, in dem ich wohnte, nicht heimisch war und der mir den riesigen Menschen um so fremdartiger erscheinen ließ, als in seinem ganzen Benehmen, seinen Bewegungen, in seiner Sprachweise etwas ebenso Geheimnißvolles als Feuriges lag, das mich ebenso sehr interessirte, als es von der schlichten Weise der Grenzbewohner meines Bezirks seltsam abstach.

„Gospon Doctor“, sprach der Grenzer, indem er seine rothe Mütze zwischen beiden Händen hin und her knetete, „ich habe einen kranken Vater, und dem geht es sehr schlecht. Der Compagnie-

doctor, den wir draußen haben, hat ihm zwar schon sehr viele Flaschen Medicin gegeben, aber es geht ihm doch schlecht; und da möcht' ich Euch denn, Gospodine, bitten, ihn doch einmal anzuschauen."

„Warum bringt Ihr ihn nicht ins Regimentsspital?" fragte ich, da ich mich nicht sehr aufgelegt fühlte, der Einladung zu folgen.

„Warum? ... Seht, Gospodine, ... das hat seinen Grund. Allein kann der Alte nicht hinein, und ich ... kann ihn nicht hinbringen; und ... wenn ihn die Andern bringen, so kann ich nicht zu ihm kommen, und ... da könnt' ich ihm nicht helfen ... und nicht bei ihm sein, und wenn er zuletzt gar stürbe, ... er könnte mich und ich ihn nicht zum letzten mal sehen, ... und nicht einmal die Leiche dürft' ich sehen wollen! Nein, Gospodine, ins Spital laß ich ihn nicht, und geht er auch nicht!"

„Ich will es so richten, daß Ihr die ganze Zeit, und wenn Ihr wollt, Tag und Nacht an Eures Vaters Bette bleiben könnt."

„Das hilft nicht", war die Antwort. „Ich kann doch nicht ins Regimentsspital kommen, und

Ihr würdet mir einen übeln Dienst erweisen, wenn Ihr Euch für mich verwenden wolltet. Ich bitte Euch sehr, Gospodine, fragt nicht weiter — und kommt zu meinem Vater! Gott wird's Euch vergelten; denn ich kann es nicht, das sag' ich im voraus!"

„Und woher seid Ihr denn?" fragte ich weiter, ohne daß mein Vertrauen zu dem seltsamen Manne gewachsen wäre.

„Ich? — nun, zu mir geht Ihr ja nicht; Ihr geht ja nur zu meinem Vater, und der wohnt nicht weit von hier im Dorfe T..., wenn Ihr es kennt. — Seht", fuhr er nach einer kurzen Pause fort, während welcher er eine Antwort von mir zu erwarten schien, ohne daß ich mich noch zu einer entscheidenden hätte entschließen können, „ich weiß, Ihr traut mir nicht: Ihr wollt mir nicht recht glauben, und meint, ich habe Gott weiß was für unredliche Absichten mit Euch. Boga mi, ich kann's Euch nicht verargen! Ihr kennt mich nicht, und wild genug seh' ich aus. Aber glaubt mir, mein Gott ist mein Zeuge, ich denke an nichts, als daß Ihr meinem armen Vater helfen sollt! Seht, ich habe keine Waffen

bei mir, und Geld braucht Ihr auch nicht mitzunehmen, damit Ihr ja ganz beruhigt sein könnt. Wollt Ihr aber durchaus nicht, nun gut, so geh' ich zurück und lasse meinen armen Alten an den Flaschen des Compagniedoctors sterben. Ich kann für ihn keinen andern Arzt suchen, ako mi Bog! (So mir Gott!)"

So wenig die Art und Weise, wie mich der Grenzer zu beruhigen suchte, ihren Zweck zu erreichen geeignet war, so wollte ich doch weiter kein Mistrauen zeigen und erklärte ihm, ich sei bereit ihm zu folgen, wenn er seinen Wagen sobald als möglich vor das Haus brächte, damit ich Abends wieder zurück sein könnte.

„Gospodine, ich habe keinen Wagen. In unserm Hause findet Ihr kaum eine Kuh und einen Pflug, viel weniger ein Pferd und einen Wagen. Der Weg ist gut. Ich dachte, es würde Euch lieb sein im frischen Frühling dahinaus zu spazieren. Solltet Ihr müde werden ... nun seht, ich hab' ein paar Schultern, jede so breit wie ein Pferderücken, die sollen Euch tragen. Kommt nur, wenn Ihr Gott liebt, und seht, daß Ihr mir meinen alten Vater erhaltet!"

Ich sah dem Mann ins Auge. Es hing eine Thräne in den schwarzen Wimpern und ich nahm Hut und Stock und hieß ihn vorangehen.

Ich hatte keine Besorgniß mehr, und es stieg auch keine neue in mir auf, als ich bemerkte, daß mein Führer augenscheinlich die belebtern Straßen der Stadt vermied und das Festungsthor durch die entlegensten, menschenleersten Gäßchen zu erreichen suchte.

„Du kennst dich wol in der Stadt nicht zum besten aus und willst mich doch führen", sprach ich ihn an einer Straßenecke an, als er eben einen neuen Umweg einschlagen wollte, um eine etwas belebtere Straße zu vermeiden.

„O, ich kenne die Stadt sehr gut; aber ich möchte nicht gern dort am Wachtposten vorüber. Das ist der Djordje Iritsch, der dort vor dem Hause des Obersten mit dem Stutzen im Arm auf- und abgeht; ich kenn' ihn sehr gut, und mag nur nicht, daß er mich sieht!"

Wir hatten kaum hundert Schritte außerhalb des Fortificationsrayons zurückgelegt, als der seltsame Mann, der bisher so schnell gegangen war,

daß ich ihm nur mit Mühe zu folgen vermochte, die rothe Mütze lüftete, sich den Schweiß von der Stirne trocknete und über einen ziemlich breiten Graben setzte, um einen weniger betretenen Seitenweg einzuschlagen.

„Kommt nur und habt keine Sorge!" rief er mir zu. „Da geht es sich leichter und nicht so staubig. Dann rücken auch heute die von unserer Compagnie ein, die Wache abzulösen, und ich möchte ihnen nicht begegnen."

Nach einigen Hundert Schritten gelangten wir ans Wasser, längs dessen sich nun der Weg, kaum an einigen Fußstapfen bemerkbar, über weichen Wiesengrund zwischen Weiden und Brombeersträuchen bis gegen das Gebirge fortzog.

An einem Fleck hart am Wasser blieb der Grenzer stehen.

„Seht Ihr hier die kleinen Ruthenstücke im Gras herumliegen?" sprach er. „Ob Ihr wol wißt, was das ist? Doch Ihr seid kein Grenzer und kennt das nicht. Das sind die Stückchen von den Spießruthen, wie sie bei den Executionen vom Rücken der Delinquenten abspringen. Ich hab' das kennen gelernt! Und bemerkt Ihr dort

den kleinen Hügel mitten auf dem Platz? Das ist die Stelle zum Garausmachen!"

Dabei machte er das Zeichen des Kreuzes auf seiner Brust und eilte weiter.

Ohne zu wollen, vielleicht auch absichtlich hatte mich der Grenzer einen Blick in die Geschichte seines Lebens thun lassen, und so wenig freundlicher Natur auch das Interesse war, das er vom ersten Augenblick in mir erregt hatte, so glaubte ich doch die Wanderung benutzen zu dürfen, um einiges Nähere über ihn zu erfahren.

„Du eilst mir so voraus, daß ich dir oft zurufen muß zu warten", begann ich. „Wie heißt du denn?"

„Wenn Ihr ein Grenzer wäret, der mich kennt, würde ich gar nicht mit Euch gehen; und wäret Ihr ein Grenzer, der mich nicht kennt, so würde ich es Euch nicht sagen. Ihr seid aber kein Grenzer, so mögt Ihr schon meinen Namen wissen. Ich heiße Ilija."

„Du dienst noch, deinem Alter nach?"

„Sollte dienen, Gospodine, diene aber nicht. Auf dem Ruthenplatz, an dem wir just vorüber-

gekommen, da haben sie mir's verleidet. Ein Rücken, wie meiner, ist ebenso wenig gemacht, daß ihn ein Türke oder was immer für ein Feind sehen, als daß ihn die Spießruthe zerfleischen soll."

„Du bist also losgekommen?"

„Nein, ich habe mich losgemacht. Ich hab' mir den Abschied selber gegeben und bin nach Bosnien hinübergegangen. Da war ich die ganze Plackerei los."

„Du bist also desertirt? Sag's nur frei heraus!"

„Was denn anders? Euch sag' ich's gerad heraus, Ihr werdet mich nicht verrathen. Aber glaubt mir, wer an meiner Stelle nicht davongelaufen wäre, der hätte müssen eine eiserne Haut haben oder ein Engel sein."

„Was ist es denn so Arges gewesen?"

„Kai vraga, was es so Arges gewesen? Da müßt Ihr den Hauptmann fragen, den wir vor zehn Jahren bei unserer Compagnie hatten! Das war ein Italiener, der kein Wort kroatisch verstand. Kein Wort, sag' ich Euch, und kein Mensch in der Compagnie verstand ihn. Und

wenn nicht Alles ging, wie er sich's dachte und wie er es in seinem unverständlichen Welsch befahl, da regnete es Stockprügel über ganze Dörfer. Dazu stellte er allen unsern Weibern und Mädchen nach. Die aber verstanden von seinem Geplapper gerade so viel wie wir, und lachten ihn aus. Das machte ihn noch grimmiger, und weil er seinen Zorn nicht an den Weibern auslassen konnte, schickte er ihre Männer, Väter, Geliebten ins Stockhaus, wie es ihm einfiel."

„Da warf er sein Aug' auch auf meine Schwester."

„Das Mädchen war mit einem Sohne unsers Nachbars verlobt, der Gefreiter war und Corporal werden sollte. Wir waren einverstanden mit der Heirath, weil ein Corporal doch etwas ist und einmal Feldwebel werden kann, wenn's gut geht. Da ist ein Mädchen doch versorgt."

„Einmal kommt der Hauptmann zu ihr, sagt ihr allerhand italienischen Kram vor und zeigt ihr einige Geldstücke. Da kommt just ihr Schatz aus dem Hause. Sie läuft auf ihn zu, fällt

ihm um den Hals, küßt ihn und lacht den Hauptmann aus."

„Das ärgert den Hauptmann nicht wenig. Wenn ich den Jungen vom Hals hab', denkt er, will ich mit dem Mädchen schon fertig werden, und Tags darauf schickt er ihn ins Generalcommando als Schreiber."

„Unser Mädchen hat sich darüber sehr gekränkt, der Hauptmann aber hat nicht nachgelassen ihr nachzugehen, und kommt einmal in einer Stunde, wo er wußte, daß sie allein sei, ins Haus."

„Zum Glück kommt der Vater just vom Feld zurück."

„Der Hauptmann scheint sich dadurch nicht stören lassen zu wollen. Das Mädchen aber fängt an zu weinen und zu klagen, und der Vater, der nicht länger an sich halten kann, wirft dem Hauptmann die Sense vor die Füße und sagt ihm auf kroatisch: «Gospon Kapetan, Ihr seid Hauptmann in der Compagnie, ich bin Hauptmann in meinem Hause. Hab' ich den Dienst, dann hab' ich Euch zu gehorchen und thue es ohne Murren. Sucht Ihr aber Dienst

in meinem Hause, wovon im Reglement nichts steht, dann habt Ihr mir zu gehorchen, und so befehle ich Euch, die Stube zu verlassen!»"

„Der Hauptmann, der wenigstens so viel kroatisch verstand, daß er wußte, was die funkelnden Augen meines Vaters zu bedeuten hatten, fing an zu fluchen, mit der Faust auf den Tisch zu schlagen und drohte mit Prügeln. Mein Vater aber ließ ihn nicht zwei mal auf den Tisch schlagen und schaffte den Hauptmann vor das Hausthor."

„Noch an demselben Abend aber ward er festgenommen und mit zehn Mann Bedeckung nach der Stadt ins Stabsstockhaus geführt."

„Daß ich's Euch kurz sage, da nutzte nichts all sein Erzählen, da nutzte nichts alles Weinen meiner Schwester. Der Hauptmann gab an, er sei in keinen andern als in Disciplinarangelegenheiten im Hause gewesen, und der Auditor verurtheilte meinen Vater wegen Insubordination zu funfzig Stockstreichen. Der arme Alte, damals ein Mann von sechsundfunfzig Jahren, hielt sie aus — und blieb von Stunde an ein Krüppel. Ihr werdet ihn sehen."

„Mich aber ließ es zu Hause nicht mehr ruhen, und ich schwur, mich zu rächen.“

„Gott ist mein Zeuge, es war die geringste Rache, die ich schwören konnte. Ich wollte nichts weiter, als daß der Hauptmann von unserer Compagnie, daß er von der Grenze wegkomme, damit ich ihn aus den Augen hätte, denn ich konnte nicht gut für mich stehen.“

„Da sprach ich denn mit einigen Kameraden und ging zum Obersten und sagte ihm, wir haben einen Hauptmann, den wir nicht verstehen, so wie er uns nicht versteht, der sich keine Mühe gibt, auch nur etwas von unserer Sprache zu erlernen. Es komme deshalb jeden Augenblick in der Compagnie zu Verwirrungen und Excessen. Es habe früher in zehn Jahren nicht so viel Stockstreiche in der Compagnie gegeben, als jetzt seit einigen Monaten, und daran sei nur der Hauptmann schuld, den wir nicht verstehen; und kurz, der Hauptmann tauge für uns nicht, und wir wollen einen andern, der kroatisch sprechen könne.“

„«Was, Bursche, du willst Meuterei stiften?» schrie der Oberst.“

„Ich wanderte ins Stockhaus und muße zehn mal Gassen laufen."

„Da dacht' ich denn: hol' mich der Teufel, wenn ich ferner in der Grenze bleibe! Und lief über's Wasser zu den Bosniaken, und da lebte ich — fragt mich nicht wie ... wie eben ein Uskoke leben kann — seit zehn Jahren, ohne daß mein Vater oder sonst Jemand um mich wußte. So oft ich aber konnte, schickte ich ihm Etwas, aber so heimlich, daß er wol merkte, daß es von mir sei, und doch nicht herausbringen konnte, wo ich mich aufhielt."

„Da erfuhr ich vor vier Tagen, daß er sterbenskrank darniederliege, und da konnte ich es nicht über's Herz bringen und schlich mich über's Wasser ins Regiment herein, um dem verkrüppelten Alten mit meinen starken Armen zu helfen, oder ihn doch vor seinem Sterben noch einmal zu sehen."

„Nun wißt Ihr Alles, Gospodine, und nun wißt Ihr auch, warum ich in der Stadt dem Djordje Iritsch ausgewichen bin und auch nicht gern der Wachtablösung begegnen mochte. Wenn mich Einer erkennt, so ist's um mich geschehen.

Und ich sage Euch, gerade wie mein Rücken für die Spießruthe, ist mein Hals auch für den Strick zu gut. Bogme, ich bin ein ehrlicher Kerl, wie irgend Einer, wenn auch der welsche Hauptmann jetzt Oberstlieutenant und mein Schwager noch nicht Corporal ist, und ich als Deserteur unter den Bosniaken wohne!"

Während der Grenzer mir diesen nicht sehr heitern Abriß seines Lebens entwarf, hatten wir das Gebirge erreicht und konnten von einem Hügel das enge Thal übersehen, durch das sich das Wasser herabschlängelte, längs dessen wir eine gute Strecke gegangen waren und an dessen beiden Ufern das kleine Grenzdorf zerstreut lag, Haufen weit auseinander gelegener strohbedeckter Hütten, geschieden durch Zäune und Gemüsegärten.

Auf einer Anhöhe am obern Ende des Dorfes stand das einzige steinerne Haus, zwar ebenfalls nur einstockig, doch mit Schindeln gedeckt und weitläufiger als alle andern. Ein Grenzsoldat in zwillichenem Kittel und weiten Zwillichbeinkleidern ging davor als Schildwache auf und ab.

„Seht, Gospodine, dort hat der welsche Haupt-

mann gewohnt und dort wohnt auch der jetzige", erklärte mir mein Führer. „Es ist der zweite seit der Zeit. Beide sind Kroaten, und die Compagnie ist wieder die ordentlichste im ganzen Regiment. ... Das kleine Haus dort unten am Wasser zwischen den zwei Apfelbäumen ist das meines Vaters."

Der Weg, der vom Hügel ins Dorf hinabführte, war ein ziemlich bequemer und wir konnten in einigen Minuten das bezeichnete Haus erreicht haben. Der Grenzer aber schien nicht gesonnen, den nächsten Weg auch für den sichersten zu halten, und ich mußte es mir gefallen lassen, ihm über Felsen und Gräben, durch Gesträuch und über Verzäunungen zu folgen, um unbemerkt ins Dorf und ans Haus zu gelangen.

Wir überstiegen noch eine Plankenwand und befanden uns in einem verwahrlosten Küchengarten, dessen Beete nur hier und da einen Kohlbusch unter dem reichlich wuchernden Unkraut hervorblicken ließen. Es war der Garten, der zu dem Hause gehörte, in das mich der Grenzer führen wollte, und nach wenigen Augenblicken

standen wir vor einem Pförtchen, das von rückwärts ins Haus führte.

„Verhaltet Euch jetzt ruhig, Gospodine, damit wir nicht verrathen werden, wenn ein Fremder darin sein sollte", sprach der Grenzer und klopfte leise an das Pförtchen.

Da man es nicht zu hören schien, klopfte er etwas stärker.

„Tko je? (wer ist's?)" ließ sich von innen eine kräftige Mannsstimme vernehmen.

„Otvori! (öffne!)" antwortete mein Führer.

„Bome neću! (bei Gott, das thue ich nicht!)" erwiderte die Stimme von innen und schien sich zu entfernen.

„Čuješ brate, jel me više nepoznaš? (hörst du, Bruder, kennst du mich nicht mehr?)" rief mein Führer zurück und warf zum Zeichen, daß er es sei, seine rothe Mütze über den Zaun in den Hof.

Nun wurde das Pförtchen geöffnet.

Den Mann, der es aufgethan, erkannte ich an der Mütze als Gefreiten. Er grüßte mit soldatischer Ehrerbietung und fragte mich auf gut

deutsch: „Sind Sie vielleicht der Herr Doctor aus der Stadt?"

Ich bejahte und bat ihn mich zu dem Kranken zu führen.

„Zum Kranken? O, dem ist schon besser", gab er zur Antwort und schritt durch einen dunkeln Gang ins Haus.

Hier öffnete er eine niedrige, von jahrelangem Rauch gebräunte Thüre und bat mich einzutreten.

Da ich aus dem hellsten Sonnenlichte kam, erschien mir der Raum doppelt finster und unwirthlich, als er wirklich sein mochte. Der Boden war festgestampfte Erde, der Ofen nahm drei Viertheile des Raumes ein, und ein elendes Bettgestell, ein schlechter Tisch und eine Bank machten das ganze Mobiliar aus. An einem Nagel an der Wand hingen einige abgenutzte Monturstücke und altes Riemzeug.

Ich trat ans Bett, in welchem ich den Kranken vermuthete.

Eine weibliche Gestalt lag quer über dasselbe hingebeugt, das Gesicht in die Kotze gedrückt, die das einzige Bettzeug zu sein schien.

Sie bemerkte mich nicht und erhob sich erst, als ihr der Gefreite auf die Schulter klopfte und ihr bemerkbar machte, daß der Doctor da sei.

Im Bette lag auf einem elenden Sack ein Greis mit kahlem Haupt und weißem Bart. Das Auge war geschlossen, der Athem ging nicht mehr.

Mein Führer, der sich eine Weile im Vorhause aufgehalten hatte, wahrscheinlich um seiner Sicherheit wegen das Haus abzuschließen, trat nun ein.

„Nun, Gospodine, wie findet Ihr meinen Vater?" Mit diesen Worten eilte er auf mich zu.

„Es ist ihm besser als dir", antwortete der Gefreite statt meiner. „Gott hat ihn zu sich genommen."

Den Scenen, die nun nicht ausbleiben konnten, mochte ich um so weniger beiwohnen, als es Abend zu werden begann. Jammernd rang das Weib, die Tochter des Verstorbenen, die Hände, und ihr herzzerreißendes „Joj meni" mußte in kurzer Zeit das ganze Dorf zu gleicher Klage zusammenrufen.

Mein Führer schien dies vorauszusehen und nicht gewillt, den Zusammenlauf abzuwarten.

Mit dem Ausdruck des tiefsten Schmerzes warf er sich über die Leiche und küßte sie. „Ich hab' dich gesehen, und mehr hab' ich in der Heimat nicht zu suchen!" rief er, umarmte dann die wehklagende Schwester, sprach mit dem Gefreiten heimlich einige Worte, trat dann zu mir, drückte mir die Hand und sagte: „Nun können wir wieder gehen."

Eine halbe Stunde später hatten wir auf demselben Wege, auf dem wir gekommen, den Hügel wieder erreicht.

„Ich danke Euch, Gospodine", sprach hier der Grenzer. „Ihr seht, daß man ein Grenzer, ein Deserteur sein, unter den Bosniaken wohnen und doch ein ehrlicher Kerl bleiben kann!"

Hierauf verschwand er im Gebirge.

Der Gefreite begleitete mich bis vor die Stadt. —

Indessen wollen wir mit unserm Freunde Athanassje nicht weiter rechten, und uns nur freuen, die zerstreuten Dächer des kleinen Compagnieortes, den unser glücklicher Freund seine

Heimat nennt, uns, wenn auch noch aus ziemlicher Ferne, aus einer Fülle blühenden Baumgebüsches entgegenschimmern zu sehen.

Bald ist der Weg dahin zurückgelegt, und wir freuen uns dessen doppelt, da wir sogleich Anlaß finden, unser milderes Urtheil durch einen ebenso schönen als rührenden Zug in Athanassje's eigener Heimat bestätigt zu finden.

Athanassje Pawlowitsch hätte sich in dem Stabsorte keine Secunde aufhalten, hätte seinen Gäulen keine Minute Zeit zum Ausschnaufen lassen dürfen, wenn er sich in seiner Heimat nicht um den Genuß eines ersten überraschenden Eindruckes bringen wollte. Indeß er seine pflichtschuldigen Reverenzen machte und den Regimentsschneider außer Athem brachte, hat ein vom Garnisonsdienst zurückkehrender Nachbar die Nachricht von seinem Avancement zum jüngsten Lieutenant des Regiments längst heimgebracht, und die Kunde davon hatte sich bereits nach allen Richtungen der Windrose verbreitet.

Um den Effect der Ueberraschung war somit unser Freund gebracht. Dafür aber harrte seiner ein anderer, gewiß nicht minder schöner und

wohlthuender Effect, um den wir ihn, wenn auch gewiß um sonst nichts Anderes, beneiden!

Wer kennt nicht die knappen blauen ungarischen Hosen, die braunen Waffenröcke mit den orangegelben Aufschlägen, die schwarzen Ueberwurfsriemen und die Czakos mit den weithinschimmernden Messingrosen vorne auf? Das sind ja Grenzer in Parade! Nur die blitzenden Gewehre fehlen noch, und man könnte meinen, es sei zur höchsten Parade, zum Empfang irgend eines Generals oder gar kaiserlichen Prinzen, wie sie dort am Eingange des Dorfes zu beiden Seiten der Straße aufgestellt sind. Selbst die grünen Eichenreiser haben sie über die funkelnden Czakorosen gepflanzt!

Athanassje Pawlowitsch — ich wette was du willst, das gilt dir!

Siehst du! Ich habe mich nicht geirrt! So wie wir an sie herankommen, erheben sie Alle wie auf ein Commando die Arme und dir entgegen und begrüßen dich mit einem donnernden „Živio Athanassje Pavlović! Živio gospodin laitnant Pavlović! Živio náš Athanassje, gro-

movito! (Es lebe Athanassie Pawlowitsch! Es lebe der Herr Lieutenant Pawlowitsch! Es lebe unser Athanassie, hoch!)", daß die Gäule vor deinem Karren scheu werden, Selenka sich durch einen Satz über den Straßengraben zu retten sucht und der Schafpelz auf dem Heubund alle seine phaethonische Kunst in Anwendung bringen muß, um einen Umsturz zu verhüten.

Nun sind wir gar von ihnen umringt; nun mußt du aus dem Wagen, mußt der Reihe nach von ihnen zuerst die gehorsamste Salutirung und dann die herzlichste Umarmung entgegennehmen, und kannst es ihnen nicht wehren, daß sie dich in ihre Mitte nehmen und unter Jubelruf und Gesang in das Dorf begleiten.

Dir treten die Thränen in die Augen? Du weinst wie ein Kind? Ei doch, jüngster Offizier deines Regiments, nur immer zu! Ein Grenzer darf auch einmal einen schönen Moment haben, in welchem ihn Freudenthränen entquillen!

Und nun sieh! Wer kommt uns denn noch da mitten im Dorf entgegen? Ist das ein Händeringen, ist das ein Wehklagen, als wäre

das größte Unglück über diese Weiber hereingebrochen! ... Das ist ja dein Weib mit deinen drei Töchtern! Und das halbe Dutzend kleine Enkelein um sie her, das thut ja gar, als hätte ihm Gott weiß wer was zu Leide gethan! Schließe sie in deine Arme, drücke sie an die hochwattirte Brust deines neuen Offiziersrockes, weine mit ihnen, so viel dir wohlthut, deinem Sterne am Kragen thut das keine Schande!

Und nun ins Haus! ...

Aber unaufgehalten, das seh' ich schon, kommst du da noch nicht hin! Der Herr dorten in der commoden Campagneuniform, mit Spornen und Reitpeitsche, der scheint dich auch noch zu erwarten. Das ist der Hauptmann deiner Compagnie, derselbe, für den du alle Rapporte geschrieben, für den du so oft in den Stabsort gelaufen, dessen Secretär, Factotum und rechte Hand du gewesen! Nun reicht er dir seine Rechte, umarmt dich und küßt dich ebenfalls, und nennt dich „brate! (Bruder!)"

Gib dich hin, Athanassje! Lass' all' Das über dich ergehen! Der heutige Tag ist noch dein, heute noch magst du dich im Hause deiner

Väter freuen! Morgen vielleicht schon trifft der Befehl ein, du wirst an deinen Posten commandirt und packst deine sieben Sachen zusammen, dein neues Zelt aufzuschlagen, wohin dich der Zufall des Commandos wirft!

## VII.

Eine Colonie von Pensionisten. — Nun ist er noch höher avancirt!

---

Morgen? Nein, Athanassje Pawlowitsch! Morgen sind wir noch deine Gäste und wollen von dem kleinen Ausflug profitiren, den du zu dem alten Gospon Kapetan vor hast, um nun auch ihm, unter dem du dir deine ersten militärischen Spornen erwarbst, deine dankbare und geziemende Aufwartung zu machen.

Wir wissen recht gut, daß das nicht deine Pflicht ist; denn so ein alter pensionirter Hauptmann — was zählt der einem Offizier der activen Armee gegenüber? Eine Null; noch dazu eine solche, die nicht einmal eine Stelle ausfüllt! Es ist nur dein guter Wille, ein schöner Zug

deines Herzens, ein Act der Pietät, den du dem alten Manne gegenüber nicht unterlassen kannst, in dessen Hand die Vorsehung den Stock gelegt, der dich einst für deinen hohen Beruf von heute würdig vorbereiten sollte. Und dann — wir wollen dir die Empfehlung nicht schenken, die du uns von ihm an den alten Fiskal bei Semlin, seinen alten Herzensfreund, zugesagt! Darum frisch angespannt! Lass' den Mann auf dem Heubund wieder seine Pferdedialoge beginnen und hinaus in das morgendlich grünende Land!

Der Weg, den wir zurückzulegen haben, ist, wir können das nicht leugnen, keineswegs von den besten. Wir zweifeln zwar nicht, daß die Unterhaltungskosten dafür in den Büchern der ehemaligen Hofkriegskanzlei aufs gewissenhafteste in Kreuzern und Pfennigen verzeichnet sich vorfinden; daß aber jemals eine menschliche Hand sich damit befaßt habe, an ihn auch nur einen aufräumenden und ebnenden Spaten anzulegen, daran zu zweifeln glauben wir vollkommen berechtigt zu sein. Glücklicherweise dauert die herz- und nierenerschütternde Fahrt zwar lange genug, um uns müde und lahm, doch noch nicht so lange,

um uns vollkommen todt zu rütteln, als wir uns endlich dem mühsam erstrebten Ziele in ersehnter Nähe sehen.

Im Thale da unten, rechts an der Straße liegt das Dorf! Ein ganz schmuckes, freundliches Oertlein von, genau gezählt, zwölf Häusern, in denen, wie uns unser Freund Athanassje im Vorn herein unterrichtet, wieder genau gezählt, nicht mehr als zwölf alte Offiziere und ein alter Unterchirurgus wohnen, und in Ruhe und weltabgeschlossener Gemüthlichkeit den Segen ihrer kleinen Pensionen und kleinen Grundstücke verzehren.

Nicht freudiger mag das Herz dem Pilger in der Wüste pochen, wenn er nach wochenlanger, martervoller Wanderung Mekkas stolze Minarete im Morgenroth erglimmen sieht, als uns das unsere beim Anblick des Zwölfdächerdorfes, des Zieles unserer Wanderung, die wir, trotz aller Pietät, dennoch schwerlich unternommen haben würden, wenn wir von all' den Dornen eine Ahnung gehabt hätten, über welche der Weg in dieses Himmelreich führt. Selbst die arme Selenka und der Wallach, die in stoischer Ergebenheit den

Karren über Stock und Stein bis hierher geschleppt, scheinen bei dem Anblick des Dutzends Giebel von einer stillen Wonne durchzuckt zu werden. Wenigstens wiehern sie beide einmal auf, schütteln den Rest von Mähnen, den ihnen die grausame Zeit gelassen und geben sich beim Herabfahren über die letzte Anhöhe alle erdenkliche Mühe, um nicht minder glücklich als bisher die tragische Katastrophe eines Umsturzes zu verhüten.

Endlich nach dreistündigem Märtyrthum halten wir auf dem kleinen, freien Platze neben dem alten, moosigen Meilenstein, welchen die zwölf Apostel von Häuschen im Kreise umstehen, still, und vergönnen den armen Thieren auszuschnaufen.

Ein merkwürdig stiller, schweigsamer Ort das; das Laub an den Bäumen hört man flüstern. So weit das Auge seine Blicke sendet, kein athmendes Wesen zu entdecken, ein Dutzend rothhalsiger Truthähne ausgenommen, die still und stolz im Sonnenschein einherwandeln und verstreute Maiskörner aufpicken, und bei unserm Anblicke stehen bleiben und uns befremdet anschauen, als

wollten sie fragen: „Wer seid Ihr und was wollt Ihr hier? Da wohnen wir, wenn Ihr's wissen wollt, und keine lebendige Seele weiter!"

Wir sind aber noch nicht recht aus dem Karren gestiegen, als wir die Thüre eines der Straße zunächst gelegenen Häuschens sich aufthun und eine stämmige, wohlbeleibte Gestalt in Stulpstiefel und pfefferfarbenem Ueberrocke, mit rothem Halstuche und gleichfarbiger Nase, die rechte Hand auf ein langes spanisches Rohr gestützt, daraus hervortreten sehen, die uns zuruft:

„Kai vraga! Bist du's, Athanassje? Ah, schön, sehr schön von dir, daß du kommst! Bogme, verlo lepo! ... Kutscher! Die Selenka hier unter den Baum in Schatten stellen und den Wallach auch! ... Matho! Mathizo! Heu! Hafer! Wasser! Jebem ti, mir scheint, du schlafest! ... Belieben! Belieben nur weiter!"

Kein Zweifel, das muß er sein!

Athanassje Pawlowitsch macht sein Compliment, präsentirt erst sich als den jüngsten Lieutenant seines Regiments, dann uns — und siehe da, wir haben uns nicht geirrt! Es ist des Gospon

Kapetan höchsteigene Person, der die Stentor-stimme angehört, mit der dies Alles hervorgebracht worden.

„Na, habe schon gehört, brate! Gratulire!“ drückt er mit einer Treuherzigkeit Athanassje's Hände, von der wir überzeugt sind, daß sie an den Fingern jedes andern sterblichen Menschen stundenlang ihre Spuren in Form tiefer Eindrücke zurücklassen müßte, indem er mit einer Barschheit der Stimme und zugleich Gutmüthigkeit des Gesichtsausdruckes, wie sie vereint nur ihm eigen sein mögen, seine Freude an dem Besuche durch wiederholtes „Verlo lepo! Verlo lepo!“ zu erkennen gibt.

Nachdem er zuerst auch unsere Rechte von der Ungeheucheltheit seines Wohlwollens eindrücklich überzeugt, und dann auch unserer Linken die gleiche Ueberzeugung beizubringen die unzweideutige Absicht kundgibt — eine Ueberfülle von Freudebezeugung, der wir uns jedoch durch eine geschickte Wendung zu entziehen so glücklich sind — betreten wir mit ihm das Haus.

An der Durchfahrt stoßen wir auf einen Jungen von sehr verödetem Aussehen und noch

verödeterm Anzuge vom gröbsten, einst vielleicht weiß gewesenen Linnen.

Er hat sich eben auf einer, ihrer eigentlichen Bestimmung nach zu einem Hühnerkäfig gehörigen Stableiter vom Heuboden herabgelassen und versucht sich mit verschlagener Demuth hart an der Wand hin und an uns vorüber vor's Haus zu schleichen — wahrscheinlich im drückenden Bewußtsein, daß es nicht geheuer sei, dem Gospon Kapetan in einem Zustande zu begegnen, der deutlich genug verräth, daß man um diese Stunde, statt zu arbeiten, im Heu gelegen und geschlafen hat.

In der That auch sehen wir den Gospon Kapetan beim Anblicke dieses menschlichen Wesens ganz verhängnißvoll sein spanisches Rohr erheben, so daß es Mathizo — denn Niemand anderes ist dieser heugeschmückte Jüngling — in richtiger Voraussicht der Dinge, denen eine dergleichen Bewegung voranzugehen pflegt, für gerathen hält, sich ein wenig zu ducken.

Indeß scheint der gestrenge Hausherr, vielleicht in Rücksicht auf seine Gäste, Gnade für Recht walten lassen zu wollen, und begnügt sich die

spanische Rohrbewegung durch ein kleines Gewitter von Ausrufen zu commentiren:

„Vrag ti dušu! Hast du wieder gefaulenzt? Zwei mal habe ich dich gerufen und nicht ein mal hast du mich gehöret! ... Heu! Hafer! Wasser für die Selenka und den Wallachen! ... Und dann gehe zu den Herren! Rapport: Der Athanassje ist hier; herkommen! ... Jebem ti!"

Damit stampft er mit dem rechten Fuße, klopft mit dem spanischen Rohre auf das rothe Ziegelpflaster und lacht dem entschlüpfenden Jungen so homerisch nach, daß das kleine Häuschen zu erzittern scheint.

„Ein Teufelskerl, bogme! Aber so muß man sich Respect verschaffen. Ohne Stock gibt es auf Erden keinen Gehorsam! ... Aber belieben! Belieben nur! Wollen wir nicht lieber in den Garten, anstatt hier in der Zugluft stehen bleiben? Ist ja kein Commando!"

Mit diesen Worten geleitet er uns durch einen kleinen, mit allerhand ökonomischen Geräthen gefüllten Raum, den „Hof", wie er ihn nennt, an ein schmales Plankenpförtchen, und bittet uns, in seinem „Garten" einzutreten.

„Nicht wahr, kein Hofgarten? Aber mit sechshundert Gulden Pension kann man auch keinen Hofgärtner halten", bemerkt er, indem wir seiner Einladung nachkommen; allerdings etwas überflüssig, da der Anblick, der uns da gewährt ist, keineswegs geeignet ist, die Gedanken sich auch nur überhaupt bis zu einem Gärtner verirren zu lassen.

Nicht als ob wir die Vegetation, die uns umwuchert, nicht reich nennen müßten; vielmehr finden wir sie durch Tausende von Gattungen vertreten; nur daß diese das Unglück haben, dem bisher so geringgeschätzten Proletariate der Pflanzenwelt, dem Unkraut anzugehören. Was von Grund und Boden nicht von diesem in Beschlag genommen ist, daraus ragt uns ein Wald von Kukurutzbüschen entgegen oder das haben harmlos blühende Kartoffeln inne.

Die Baumwelt finden wir nur durch einige Apfelbäume, den Luxus durch einen verkümmerten Rosenstrauch vertreten, an welchem eine einzige gesenkte Rose hängt; „eine Elegie auf die Einsamkeit, die der Lenz hierher geweint", wie ein junger Lyriker sagen würde.

Gospon Kapetan aber, der nichts weniger als Lyriker ist, faßt uns am Arm und schiebt uns ohne viel Reflexion mit den Worten: „Belieben nur weiter“ zwischen den Kukuruzbüschen und den Kartoffelstauden in eine Ecke des Gartens, die er seine „Lieblingsstelle“ nennt.

Diese Lieblingsstelle soll eine Art Laube vorstellen; so viel wird uns auf den ersten Blick zwar klar, da wir nicht umhin können, nicht ohne rührende Theilnahme zu bemerken, wie sehr sich einige Weinranken bemühen, sich zu einem schattenden Dache zu vereinen. Allein es will ihnen dies nicht recht gelingen, und Mathizo scheint sich durch dies fruchtlose Streben veranlaßt gesehen zu haben, den Mangel an schattigem Laub durch einige Bündel Kukuruzstroh zu ersetzen, die er quer über das Laubendach gelegt. Eine ringsum führende Bank und ein großer, viereckiger Tisch tragen dazu bei, Das zu vollenden, was Gospon Kapetan seine „Lieblingsstelle“ nennt.

Wir setzen uns nieder.

„Erfreuliche Nachrichten vom Herrn Fiskal?“ eröffnet nun unser Freund Athanassie die Con-

versation in einem Ton, in welchem er zu unserm Vergnügen schon einen, für seine junge Offizierschaft hohen Grad von Sicherheit beurkundet.

„Aus Semlin?“ erwidert Gospon Kapetan. „O, der lebt ja wie ein kleiner Herr Gott in seinem kleinen Himmel! Was fehlt dem? Geld genug, Freunde genug, Pferde auch; ... freilich die Gesundheit! Aber der ist kein Verlorener, der weiß sich zu helfen! ... Wollt gleich an seiner Stelle sein! ... Sie müssen ja über Semlin?“ wendet er sich gegen uns.

Wir sprechen unsere bezügliche Absicht aus.

„Da könnten Sie mir ja einen Gefallen thun, wenn Sie ein paar herzliche Grüße von mir mitnehmen wollten? Bogme, es wird Sie nebenbei auch nicht gereuen, meinen alten Specialis kennen zu lernen. Herrliche Tafel, göttlichen Wein und — charmante Nichte!“

Wir übernehmen es, die Grüße bestens zu bestellen, und erbitten uns nur zu deren Legitimirung, wenn möglich, einige geschriebene Worte.

„Vraga, geschrieben!“ meint Gospon Kapetan. „Wenn ein Kamerad sagt: Grüß' dich Gott, Bru-

der! muß da auch Tinte dabei sein? Bogme, gerade, wie bei unserm Regiment!"

Zuvorkommend hat Freund Athanassje indessen ein Blättchen Papier aus seiner Brieftasche hervorgeholt, einen Bleistift dazu hingelegt, und seine eigene geistreiche Bemerkung herzlich belachend, schreibt Gospon Kapetan darauf: „Sve gromovito!" (beiläufig so viel wie: Alleweil lustig!) und unterzeichnet's mit einem unleserlichen Namenszug.

„Erfreuliche Nachrichten vom Herrn Sohn?" lenkt nun Athanassje das Gespräch weiter fort.

„Seit einigen Wochen keine", erwidert Gospon Kapetan. „Als er mir das letzte mal schrieb war es aus Bukurest. Mit nächstem rücken wir gegen die Donau vor, schrieb er mir damals; da habe ich Aussicht Kapitän zu werden; denn die Türken, sagt man uns, schießen so gut, daß sie die Offiziere wie die Spatzen vom Dache wegfegen. Da fallen gewiß ein paar Hauptleute von unserm Regiment und ich muß vorrücken. — Verflirter Junge das, bogme! Spricht vom Todtschießen, wie wenn's Rebhühner wären. Wenn er aber einmal Hauptmann ist, darf er

nicht mehr bleiben. Da muß er mir in die Pension. Eine kleine Blessur oder so etwas wird sich schon finden. Dann muß er her zu mir und mit mir da leben. Meine kleine Colonie braucht Zuwachs, braucht junge Leute, wenn sie nicht wieder zu Grunde gehen soll!"

„Ihre Colonie, Herr Hauptmann?" fragen wir neugierig.

„Meine, ganz die meine", erwidert Gospon Kapetan nicht ohne Selbstzufriedenheit. „Wie Sie den Ort sehen, ist er nicht älter als mein Pensionsstand. Nach dem Frieden von 1815 habe ich mir das erste Haus gebaut und nach und nach sind die andern hinzugekommen, auch lauter pensionirte Offiziere, und so leben wir hier in Eintracht beisammen."

Wir können darauf die Bemerkung nicht unterdrücken, daß der Herr Hauptmann demnach sehr frühzeitig in Pension gegangen zu sein scheinen.

„Mit vierundzwanzig Jahren", ist Gospon Kapetan so gütig uns darauf zu erwidern. „Als die Franzosen Kroatien besetzten, war ich ein achtzehnjähriger Bursch, eben von Carlowitz und

Pest zurückgekehrt, um Soldat zu werden. Als Offiziersſohn ſchickte mich der damalige franzöſiſche Präfect zur Armee an den Rhein. Von dort kam ich nach Preußen und machte als Offizier den Zug nach Rußland mit. Vor Moskau wurde ich Kapitän. ...“

„Hören Sie“, fährt er nach einer kleinen Pauſe fort, „wer nicht die Geſchichte von Moskau mitgemacht hat, der weiß nichts zu erzählen. Wir ſtanden vor der Stadt. Des andern Tags wollten wir einrücken. Da röthete ſich ſchon in der Nacht der Himmel an einigen Ecken und wir glaubten, daß hier und da zufällig Feuer ausgebrochen. Gegen Morgen wurden die Flammen des Tageslichts wegen weniger ſichtbar; dafür lag über Moskau ein dicker, undurchdringlicher Mantel von Rauch. Napoleon ritt an den Colonnen vorüber, ſo bleich aber und ſo ernſt, wie wir ihn früher noch nie geſehen. Endlich rückten wir ein. Der Rauch und die Flammen fuhren zwiſchen den Häuſern ſo dick und gewaltig hin und her, daß wir nur mühſam vordringen konnten. Wir drangen in die Häuſer. Alles leer. Möbel, Bettzeug, Leinen, Fäſſer, Stroh, ganze

Klafter Holz waren in die obersten Stockwerke und unter die Dächer geschafft und nur hier und da konnten wir einen einzelnen Menschen bemerken, der mit einem brennenden Stück Holz oder mit einer Fackel sich unter ein Dach schlich, um Feuer zu legen oder in gleicher Absicht sich über die Planken eines Hofes hinüberzuschwingen. Es waren dies meist zurückgelassene Diener oder Gefangene, die in Freiheit gesetzt worden waren und sich ihre Freiheit durch Brandlegung verdienen sollten. Die armen Teufel! Da ward es wirklich wahr, was gehenkt werden soll, das ersäuft und verbrennt nicht. Wir erhielten Befehl, Jeden, der beim Versuche zu zünden ertappt werden würde, aufzuknüpfen. So geht es im Krieg! Hab' selbst so einen Armen müssen an einem Laternenhaken beseitigen lassen. Hat mir sehr leid gethan; war ein prächtiger Bursch, schlank wie ein Baum, jung, schön; wahrscheinlich ein junger Adeliger, der sich in den Flammen hat opfern wollen oder — müssen. Leute von meiner Compagnie griffen ihn auf, als er eben mit der brennenden Fackel durch's offene Fenster in ein Haus steigen wollte und brachten ihn zu mir.

«Thut, wie das Commando lautet», sagte ich und wandte mich ab. Ich war selber noch ein junger Bursch und mochte es nicht mit ansehen, wie die Grenadiere gehorchten."

„Auf dem Rückzuge aus Rußland blieb ich in einem polnischen Orte als Marodeur zurück. Da hatte ich in dem Zeitraum von einem Jahr mehr Freud' und Leid zu erleben, als all' mein übrig Lebtag zusammen. Ich heirathete, bekam einen Sohn, verlor dabei mein Weib und mußte mein Kind bei seinen Großältern zurücklassen, um auf östreichischen Grund und Boden zurückzukehren, wo ich dann wieder als Hauptmann eintrat und als solcher fast alle Feldzüge bis zum Frieden mitmachte."

„Daß ich nicht Stabsoffizier geworden, daran ist nur die Kleinigkeit schuld, daß, um ein geschickter Stabsoffizier zu sein, es nicht hinreicht, ein Compagnie commandirt zu haben. Ich hatte, um ehrlich zu reden, kein Geschick und noch weniger Aussicht dazu. Ich hab' immer wacker dreingeschlagen, wo eben nur dreinzuschlagen war; aber zum Commandanten gehört mehr. Ein alter Hauptmann sein, während meine Kameraden

den Generalshut bekamen, mocht' ich auch nicht, so ging ich denn, vierundzwanzig Jahre alt, in Pension."

„Meinen Buben sah ich während der ganzen Zeit nur ein mal — kurz bevor er Soldat geworden. Ein herrlicher Bursch war's! So gern ich lebe, so gern hätt' ich ein paar Jahre meines Lebens darum gegeben, ihn in einem Grenzregiment unter östreichischer Fahne zu sehen. Aber sein Großvater wollte davon nichts hören. Von dem hatte er einmal ein großes Vermögen, von mir nichts zu erwarten; ich mußte es geschehen lassen, daß er in russische Dienste trat. So hab' ich denn einen Sohn und all' mein Lebtag nichts von ihm als Briefe und Briefe, und ihn selbst — wer weiß würd' ich ihn jetzt erkennen, denn der Junge muß ja schon, bogme, ein Vierziger sein! Doch was ist zu thun, ein alter Soldat muß mit Allem vorlieb nehmen, was ihm das Leben einbrockt. Könnt's auch nicht ändern, wenn ich ihn gar nicht mehr wiedersehen dürft'! So eine türkische Kugel fragt nicht: Hast daheim einen alten Vater? ..."

Einige ziemlich geräuschvolle Versuche zu

husten, die offenbar von mehrern Urhebern herrühren, machen hier den Ergießungen des Gospon Kapetan ein Ende.

„Ah, da sind sie! Da sind ja die Andern!" fährt Gospon Kapetan auf diese Geräusche empor, indem sich seine Züge zugleich wieder erheitern und er nicht ohne Mühe eine etwa kleintellergroße Tabacksdose aus einer der vielen Taschen zu Tage fördert, mit denen sein Rock versehen ist, und sie auf den Tisch stellt.

Wirklich hören wir bald die Gartenthür knarren und Ein Mann hoch treten elf, theils stämmige, theils schwächliche Gestalten aus den Kukuruzbüschen hervor, in denen alsbald die elf übrigen pensionirten Offiziere zu erkennen, uns nicht schwer wird.

Die meisten tragen das Kanonenkreuz, Alle graue Röcke und spanische Röhre.

Hinterdrein hinkt ein Chirurgus, ein kleines Männlein mit glattrasirtem Angesicht und kahlem Kopfe, das immer lächelt und sich die Hände reibt.

Ohne viele Ceremonien greifen die Herren, Einer nach dem Andern, eine ausgiebige Prise

aus des Gospon Kapetan geräumiger Dose, worauf sie ihre Plätze einnehmen, nicht ohne daß ihnen Freund Athanassje erst seine und sie ihm dann ihre Gegenreverenz zu machen bedacht wären.

Nur der Chirurgus glaubt das Ceremoniel, das ihm die militärische Etiquette in Gegenwart von zwölf Offizieren auferlegt, nicht außer Acht lassen zu müssen, und unterläßt es nicht, erst den rechten Fuß etwas vorzuschieben, das linke Knie etwas zu beugen und sein Gesicht zu einem anmuthigen Lächeln zn verziehen, ehe er einige Stäubchen des Nießpulvers aufs niedlichste zwischen Daumen und Zeigefinger faßt und sie ebenso niedlich seiner zarten Nase einverleibt, zu welchem Zwecke er auch nicht vergißt, sich etwas seitwärts zu neigen.

Nachdem dies geschehen, nimmt er der Letzte auf dem letzten Ende der Bank Platz, jedoch bescheidentlich so, daß nur die Hälfte seines ohnehin leichten Leibes mit der Kante der Bank in Berührung kommen kann.

Wir werden der versammelten Gesellschaft vorgestellt.

Der akademische Titulus, der uns anhängt, versetzt den Herrn Chirurgus für den ersten Augenblick in sprachlose Ueberraschung. Sichtbar verlegen scheint er damit beschäftigt, seinen Geist zu sammeln, welches, ihn wahrscheinlich sehr anstrengende Geschäft, er ohne Zweifel durch ein mit wunderbarer Schnelligkeit bewirktes Reiben der Hände zu unterstützen hofft. Endlich rutscht er von der Kante der Bank auf, nimmt neuerdings die obenbeschriebene Stellung ein und versucht einige Worte der collegialen Begrüßung vorzubringen.

Indessen ist: „Meinen Respect ... meinen Respect!" cum gratia in infinitum Alles, was seinen befangenen Lippen in diesem Augenblicke zu Gebote stehen will.

Das Lachen der Offiziere über diese Situation macht ihn nur noch verlegener.

Da erhebt sich ein dicker Herr und schlägt mit der Faust auf den Tisch:

„Das ist unser Chirurgus, ein Arzt, wie kein zweiter auf Erden, und den lass' ich mir nicht auslachen! Ein Vierteljahrhundert leben wir hier beisammen; ein Vierteljahrhundert ist er

unser Arzt und noch ist Keiner von uns gestorben!“

Der Chirurgus athmet bei dieser Apologie freier auf und schlägt die Augen beschämt nieder, gerade wie andere große Männer, deren Bescheidenheit man durch Erhebung ihrer großen Verdienste nahe getreten.

Schon sehen wir ihn seine Lippen regen, um dem Anwalt ein replicirendes Compliment zu machen, als Mathizo, der eben mit einem rothglühenden Gesicht zum Vorschein kommt, anzuschauen, als ob es seit Monaten in Schmuz gelegen und eben erst in einem Ziegelofen ausgebrannt worden wäre, die allgemeine Aufmerksamkeit zu sehr in Anspruch nimmt, als daß der dankbare Redner weiter hoffen dürfte, seinen Sermon an den Mann zu bringen; weshalb er denn auch jeden dahinzielenden Versuch unterläßt und es vorzieht, bescheidentlich seinen Platz wieder einzunehmen, indeß Mathizo nicht ohne Anstrengung einen Weinkrug auf den Tisch schiebt und ein Dutzend Gläser herumstellt, jedes einzelne offenbar Eigenthum Desjenigen, vor den es hingestellt wird.

Die zwölf Herren scheinen es nämlich vorzuziehen, jedesmal Jeder sein eigenes Glas mitzubringen, als ein Jeder zwölf Gläser anzuschaffen, um die Freunde zu bewirthen, wenn sie sich bei ihm zu einem Trinkstündchen einfinden.

Das Glas des Chirurgus, nebenbei gesagt, ist seinem Umfange nach durchaus geeignet, uns erkennen zu lassen, daß er seine minutiösen Ansichten über das Prisennehmen durchaus nicht auch auf den Wein anzuwenden gewohnt sei.

Mit einer Gewandtheit, die jedem Garçon Ehre machen würde, hat er sich alsbald des Kruges bemächtigt und füllt der Reihe nach die Gläser.

„Wenn jetzt mein Bub' — mein Sohn wollt' ich sagen — da wäre — als Hauptmann! — als pensionirter Hauptmann unter uns!“ erhebt Gospon Kapetan sein Glas und läßt mit Wohlgefallen den rothgoldenen Kroatenwein im Sonnenschein funkeln.

„Gut wär's!“ erwidert darauf der dicke Herr vom Faustschlag mit barscher Stimme. „Dann

wäre unser doch nicht immer die fatale Dreizehn zum Trinken, sondern ein assecurirtes Vierzehn, und man müßte nicht nach jeder Trinkerei ein ganzes Jahr lang in Angst herumgehen, daß man die Zeche mit dem Leben bezahlt. Wenn er aber auch nicht da ist, so wollen wir ihm nichtsdestoweniger ein Živio ausbringen: „Živio, der Herr Sohn unseres hochverehrten Freundes des Gospon Kapet ...“

Mathizo taucht wieder aus dem Kukuruz hervor, nur noch röther erglüht, als das erste mal; ob vom Wein, den er in bescheidener Zurückgezogenheit im Keller des Gospon Kapetan in sich gezogen; ob von der Freude, seinem Herrn einen Brief überreichen zu können, den ein Grenzerweib eben von der Post aus St ... gebracht, läßt sich auf den ersten Augenblick nicht entscheiden.

„Ein Brief!“ ruft Gospon Kapetan freudig. „Gewiß von meinem Jungen — meinem Sohne wollt' ich sagen! ... Aber der kommt ja aus Polen ... und die Hand ist mir unbekannt ...“

Zitternd erbricht der alte Mann das Schreiben und liest mit lauter Stimme:

„Herr Hauptmann! Als ein naher Verwandter Ihres seligen Herrn Schwiegervaters kann ich der traurigen Pflicht mich nicht entziehen, Ihnen die letzten Nachrichten über Ihren einzigen Sohn mitzutheilen. Die letzten Briefe, die hier von ihm eintrafen, waren von Bukurest. Von da rückte er an die Donau hinab. Am Tage der Schlacht bei Oltenitza avancirte er zum Hauptmann, nachdem die meisten Offiziere seines Regiments vor dem Feinde geblieben. Am selben Tage, kaum eine Stunde später, erreichte auch ihn das Loos, dem jeder Krieger seine Brust entgegenträgt. Suchen Sie Ihren Trost in Gott, wie wir und tausend andere mit uns trauernde Familien ihn suchen! Warschau, den u. s. w."

Dem Gospon Kapetan zittert das Glas in der Hand, er erblaßt, eine Thräne drängt sich ihm ins Auge.

Der Herr aber mit dem Faustschlage erhebt sich wieder und vollendet: „Živio! Er starb als Hauptmann und als Soldat! Habt Acht! Präsentirt!"

Alle nehmen die Mützen ab, erheben sich und heben die Gläser empor.

„Ich habe immer gewünscht, daß er Hauptmann werde“, spricht der Gospon Kapetan …, „nun ist er noch um eine Stufe höher avancirt!“

Schweigend leeren wir die Gläser.

---

# VIII.

Offiziersleben in der Grenze. — Ueber die Una auch ohne Paß. — Ein bosnisches Dorf. — Ein Giaur ist reich ... sein Unglück.

---

Wir sind Zeugen des triumphirenden Einzugs unsers Freundes Athanassje Pawlowitsch gewesen; wir haben den Rest des Tages und die darauf folgende Nacht von seiner Gastfreundschaft dankbaren Gebrauch gemacht; wir haben auch dem Herrn Hauptmann unsern Besuch abgestattet und als Vorgeschmack türkischer Nähe einen Tschibuk, statt des von diesem sonst unzertrennlichen schwarzen Kaffees jedoch ein treffliches Glas dalmatinischen Weines angeboten bekommen und auch angenommen; wir haben endlich auch den Gospon Kapetan unsere Aufwar-

tung gemacht, und denken nun, von diesem Letztern mit einer Empfehlung an seinen alten Freund versehen, ernstlich an unsere Weiterreise.

Das Haus, welches der Hauptmann mit seiner Familie bewohnt, liegt am entgegengesetzten Ende des Dorfes auf einer einsamen Anhöhe. Auf Kosten des Aerars ist es ziemlich solid und auch ziemlich wohnlich erbaut.

„Raum genug", meinte der Hauptmann, da er uns in demselben umherführte; „denn der Staat denkt dabei immer an ganze Familien. Auch ein Stück Garten, in welchem ein paar Obstbäume stehen und das nöthige Küchengewächs gedeiht, selbst ein Stück Acker gehört dazu; an Schuppen und Stallungen fehlt es auch nicht; — aber eine Gesellschafterin wohnt hier im Hause mit, die unser Einem das Leben oft mehr als zur Last macht, sodaß man oft nicht weiß, soll man sich lieber an den nächsten Baum hängen oder sich ein Bajonett in den Leib rennen — — die entsetzlichste Langeweile!"

Diese Klage überrascht uns nicht. Sie tönt

aus dem Munde fast aller Grenzoffiziere wie aus einem einzigen. Denn wie unser Hauptmann, so wohnen sie Alle, einsam, abgeschieden von aller Gesellschaft, mitten unter ihren Compagnien. Der einzige Umgang, auf den sie dann angewiesen sind, sind sie selbst untereinander; ein Umgang, der bei der oft meilenweiten Entfernung des Einen vom Andern wenigstens seine Schwierigkeiten hat, namentlich im Winter, wo die ohnehin nicht ganz unschwierige Communication nicht selten völlig unmöglich ist. Die einzige Ressource, die dem Offizier dann bleibt, ist sein Haus, seine Familie, sein Garten, sein Acker. Ein Tag, an welchem ihn Geschäfte nach dem Stabsort rufen, ist für ihn ein Festtag. Hat er keine Familie, wir gestehen es gern, so muß der Aufenthalt in seinem leeren, einsamen Hause, namentlich im Winter, es seiner Phantasie sehr leicht machen, sich ein Bild von dem Leben eines Verbannten in den schneeigen Einöden Kamtschatkas zu machen.

Das Haus, das unser Hauptmann bewohnt, hat wenigstens das Angenehme, daß es nach allen Seiten hin eine ziemlich weite Fernsicht

gewährt. Man übersieht daraus nicht nur den ganzen Compagniebezirk, sondern gegen Süden auch noch über die Una bis nach Bosnien hinein und gegen Südost die lange Kette der kahlen Gipfel des Morlachengebirges.

Einmal an den Ufern dieses Scheidestromes zwischen Kreuz und Halbmond, und es nicht versucht zu haben, eine kleine Expedition nach den gesegneten Gefilden des Propheten auszuführen, muß uns mit Recht ein Vergehen scheinen, für das wir die Verantwortlichkeit in unsere deutsche Heimat nicht gut mitnehmen könnten.

Doch wie hinüberkommen? Die Gegend, in der wir uns befinden, ist keine der frequentesten, die Communication mit dem türkischen Gebiete fast gar keine. Zum Uebergange für beide Theile sind gewisse Punkte bestimmt, wo regelmäßige Furthen unterhalten werden und der Grenzverkehr allein gestattet ist. An jedem andern Punkte ist jeder Versuch eines Uebertritts mindestens ein Vergehen gegen die Contumazordnung, wenn er nicht nach Umständen auch noch als etwas Schlimmeres betrachtet und geahndet wird.

Am gerathensten wäre es wol, daß wir uns nach einem der nächsten Rastelle — so werden die Verkehrsstationen genannt — begeben, und unsere Expedition auf legalem Wege von dort aus einleiten. Die nächsten Rastelle aber, sowol stromauf- als abwärts sind meilenweit entfernt, und der Weg dahin einer der beschwerlichsten im ganzen Lande. Wir wollen es daher versuchen, ob wir nicht auf Anempfehlung unseres Freundes Athanassje Pawlowitsch bei dem Herrn Hauptmann, der hier in meilenweitem Umfange Herr und Gebieter ist, die Erlaubniß erwirken können, eine Ausnahme von der Regel machen zu dürfen!

Der Herr Hauptmann ist keiner von jenen Beamten, die sich in der Ausübung ihrer Amtsrechte um so rigoroser zeigen, jemehr man ihnen zeigt, daß man diese respectire. Wir finden ihn sogar gefällig und entgegenkommend. Seine Instructionen aber, und so offenbar, kann er darum doch nicht überschreiten. Eine höfliche Ablehnung von seiner Seite darf uns daher nicht verletzen, und sie verletzt uns in der That um so weniger, als sie mit einem bedeutungsvollen — „außer" —

schließt, das uns noch einige Aussicht offen läßt, an das Ziel unsers Wunsches zu gelangen.

— „Außer" —

„Nun?"

„Außer, Sie wollen etwas riskiren."

„Riskiren — Alles, nur nicht unser Leben?"

„Könnte auch sein!" meint der Hauptmann lächelnd.

Indessen braucht uns das von unserm Vorhaben nicht abzubringen. Denn daß es so weit nicht komme, dafür wollen wir ihm getrost die Sorge überlassen, wenn wir nur sonst die Andeutungen, die er uns indirect gibt, indem er uns erzählt, wie es Andere zu machen pflegen, klug zu benutzen verstehen!

Andere nun, denen es ebenfalls bis zu den Kastellen zu weit ist, begeben sich ohne irgendwie Angst oder Scheu zu verrathen, ans Ufer, gehen hier ganz unbefangen, als hätten sie eine Fußwanderung vor, eine gute Strecke entweder stromab- oder aufwärts, ersehen sich einen günstigen Punkt — er bezeichnet uns sogar einen

solchen wie von ungefähr — und trachten dann, wenn sich Jemand von drüben findet, der sie hinüber zu führen bereit ist, wie sie unentdeckt hinüberkommen.

Wir danken für diese Andeutungen, und sprechen nur noch die Hoffnung aus, daß wir, im Falle wir entdeckt würden, in ihm keinen allzustrengen Richter finden werden, nehmen von ihm und unserm Freunde Athanassje Abschied und sehen zu, wie wir es nun anstellen.

Die Ufer der Una liegen hier ziemlich vereinsamt; Kukuruzfelder in nicht zu reichlicher Anzahl und Ausdehnung, hier und da ein Weinberg, ein paar einsam stehende Obstbäume, von Strecke zu Strecke die aus Gebüsch und Schilf emporragenden Tschardaken des Cordons und die Alarmstangen auf den Anhöhen bilden hier und wol noch auf meilenweite Strecken hinaus den gesammten Stoff landschaftlicher Abwechselung. Taucht noch hin und wieder aus dem Gesträuch ein Grenzerweib hervor, das eine armselige Kuh oder ein paar Ziegen auf einem brachliegenden, mit Farrenkraut bewachsenem Stück Landes weiden läßt, oder blitzt in der Ferne

zwischen Baumästen das Bajonett eines Tschardakenpostens im Sonnenschein, so ist auch für die Staffage das Aeußerste geschehen.

Viel Anlaß, uns mit Bewunderung aufzuhalten, gibt uns dies eintönige Bild nicht, und so verfolgen wir denn ununterbrochenen Schritts unsern Weg stromabwärts fort, die Stelle aufzusuchen, die uns der Hauptmann als die geeignetste anzudeuten so gefällig war.

Eine Stunde Weges mögen wir bereits zurückgelegt haben — da senkt sich das Ufer plötzlich — da stehen die drei Weiden hart am Ufer — da befinden wir uns an der bezeichneten Stelle!

Wir begreifen es vollkommen, wie gerade von hier aus die meisten Uebergänge unternommen werden, die nicht entdeckt sein wollen. An dieser von allen Seiten durch Erdhügel und Weidengebüsch geschützten Vertiefung könnte sich Jemand, wenn er zufällig von der Streifpatrouille aufgelesen würde, Tage lang verborgen halten, ohne daß er von irgend einem Tschardakenposten aufgestöbert werden könnte. Unbegreiflich aber finden wir es, warum man an

diesem, wie es scheint in der ganzen Gegend notorischen Verstecke nicht einen Tscharbaken-posten aufgestellt hat, der die unbefugten Uebertritte verhüte. Wahrscheinlich wurde der Punkt bei Absteckung der Cordons übersehen, und bleibt so dem heimlichen Verkehre überlassen, weil es noch Niemandem eingefallen ist, nach Wien darüber zu referiren, und ohne ausdrücklichen Befehl von „Oben“ nichts geändert werden darf. Irren wir nicht, so wird es auch Niemandem einfallen darüber zu referiren, weil man sich dann um einen bequemen Uebergangspunkt gebracht sähe, von welchem einen ungestörten und unbehelligten Gebrauch zu machen — soweit es natürlich nicht geradezu unter der Nase der Patrouille geschieht — man stillschweigend allgemein übereingekommen zu sein scheint.

Von einem Fahrzeuge ist am diesseitigen, sowie am jenseitigen Ufer keine Spur zu entdecken. Es bleibt uns daher nichts übrig, als uns auf ein paar Steinen niederzulassen, die Ellenbogen aufs Knie und den Kopf in beide Hände zu stützen und nach dem heiligen Reiche der Huris

so lange hinüberzuspähen, bis es dem Propheten gefallen wird uns einen erlösenden Nachen zuzusenden.

Das also ist das Land,

Wo aus schattenden Oliven
Schlanke Minarete ragen
Und in blauen Wellentiefen
Spiegelnd sich Moscheen baden;

Wo aus Rosenbüschen steigen
Kühle Brunnen auf und blitzen,
Dran, vertieft in ernstes Schweigen,
Sinnende Ulemas sitzen!

Wir für unsern Theil müssen unsere Einbildungskraft in einen noch viel lyrischern Schwung ersetzen und uns wenigstens des Fingirungstalents eines Freiligrath erfreuen, wenn wir behaupten wollten, daß wir von unserm Observatorium aus von alledem auch nur das Mindeste zu entdecken vermögen. Alles, was wir von den heiligen Gefilden Mohammed's gewahren, beschränkt sich auf einen langen, unabsehbaren Uferstreif von durchaus ödem Ansehen. Schilfrohr und Gestein, eine verkümmerte Weide

und wieder Schilf, das ist das gesammte Inventar, das unserer Phantasie zeitweilige Beschäftigung bietet, und aus dem sie die Schönheiten vorahnen mag, die ihrer im heiligen Jenseits harren. Grenzte nicht im Westen ein langer Zug blauer Bergkegel mit dunkelnden Waldstrecken das eintönige Bild ab, nichts, lieber Leser, würde uns abhalten, uns in die endlosen Wüsten Syriens versetzt zu denken!

Doch sieh! Die Erlösung, scheint es, ist nicht mehr fern! Regt sich nicht da drüben unter der einzeln stehenden Weide etwas einem lebenden menschlichen Wesen Aehnliches? In der That — zwei Männer sind es, und nach dem turbanartigen Gewinde, das sie ums Haupt gewickelt haben, Söhne des Propheten! Gelobt sei Allah! Nun aber wollen wir auch das Unserige thun, um uns bemerkbar zu machen!

Frisch an die Weiden, und versuchen wir mit dem möglichsten Geräusche ein paar Aeste abzubrechen!

Es fruchtet nicht. Wenigstens lassen sich die Turbanträger, die damit beschäftigt sind, Schilf

zu brechen und auf ein vierbeiniges Vieh zu laden, das wir für eine Art Pferd halten möchten, in ihrer Arbeit dadurch nicht stören.

Werfen wir Steine ins Wasser! Eine derartige Störung des tiefen Landfriedens wird nicht verfehlen, ihre Aufmerksamkeit auf uns zu lenken.

Auch dieses Manöver bleibt erfolglos.

So schwenken wir denn unsere Tücher!

„Čujete! Čujete, Bosňaci! Očeteli nas prevesti?" (Hört, hört, Bosniaken! Wollt ihr uns hinüberholen?)

Das fruchtet. Sie halten in ihrer Beschäftigung inne und lauschen zu uns herüber.

Wir wiederholen den Ruf und interpretiren ihn noch durch genug deutliche Signale, die sie zu uns herüberbescheiden.

Einen Augenblick scheint es, als wollten sie sich besinnen. Dann scheinen sie, nach den heftigen Bewegungen zu schließen, die sie mit den Armen gegen einander ausführen, in eine sehr lebhafte Discussion zu gerathen, hervorgerufen wahrscheinlich durch das Bedenken, das der Eine gegen die Erfüllung unsers Begehrens erheben

mag, und die damit endet, daß der Andere davonläuft und nach einer Weile am jenseitigen Ufer mit einem Kahne wieder zum Vorschein kommt. Er winkt seinem Genossen, einzusteigen. Dieser folgt. Und nun rudern sie zu uns herüber!

Wenige Minuten und sie stehen vor uns.

„Was wollt ihr von uns?“ fragt der Jüngere von Beiden, ein schlanker, athletisch gebauter, knochiger Mann von sehr gebräuntem Angesicht und desgleichen Armen und Beinen, welche letztere sich mit seltenem Stoicismus über Alles, was der Name Fußbekleidung trägt, von Anbeginn an hinweggesetzt zu haben scheinen.

„Nach Bosnien wollen wir schauen!“

„Und was soll's euch in Bosnien?“ fragt der Andere, ein dürrer Alter von weniger derbem Aussehen, der auch Schuhe trägt.

„Das Land wollen wir uns ein wenig besehen!“

„He, da können wir euch nicht hinüberführen! Es kommen allerhand Leute unsere Bosna auszuspähen, sodaß es dann kein Wunder ist, wenn uns bald die Kroaten, bald die Zernogor-

zen überfallen und Alles auf und davon tragen! Oder bist du vielleicht gar ein Moskow?" entgegnet der Alte, und will seinen jüngern Begleiter in den Kahn zurückziehen, um wieder zurückzufahren.

Wir protestiren feierlichst gegen jede Zumuthung irgend einer Ausspähungsmission, sowie gegen jede moskowitische Abkommenschaft. Oder sehen wir vielleicht wirklich wie Menschikoffs aus, die irgend einem Kadi drüben ein peremtorisches Ultimatum bringen wollen?

Der Jüngere winkt uns ermuthigend zu; er ist auf unserer Seite.

„Siehst du nicht, Zarif", bedeutet er den Alten, „daß das keine Nematzen (Deutsche), sondern Schwaben sind? Einen Nematz von da drüben oder einen Moskow möchte ich selbst um keinen Preis nach unserer Bosna bringen; aber ein paar Schwaben — was können die der Bosna gefährlich sein? Die rudr' ich allein hinüber, wenn du nicht mitwillst! . . . Was zahlt ihr, Schwab-Effendis?"

Wir haben uns für ein Land, in welchem den typographischen Erzeugnissen der kaiserlich

östreichischen Staatsdruckerei kein anderer Werth als jedem andern Stück bedruckten Papiers beigelegt wird, mit einer Börse voll östreichischer Sechskreuzerstücke versehen und stellen es dem Fragenden frei, zu verlangen, indem wir ihm sogleich einige dieser Münzen als Vorauszahlung hinhalten.

Dergleichen Argumente verfehlen ihre Wirkung nie, gleichviel ob sie aus schwäbischer oder moskowitischer Hand kommen, am wenigsten aber bei einem Bekenner des Korans.

„Nun! Sagt ich's nicht, daß da nichts Bedenkliches ist?" winkt der Braunfüßige seinem Genossen zu, indem er mit einer Hast nach dem Gelde langt, die uns die Ueberzeugung verschafft, daß der Unterschied zwischen seiner Ueberzeugungsfähigkeit und der eines Pascha nur in der Größe der Summe liege.

„Ja, wenn dem so ist", meint darauf der nicht minder gesinnungsfeste Alte, „dunn ist es freilich ein Anderes!" Und im nächsten Augenblicke sitzen wir im Kahne.

Die Una hat an dieser Stelle gutes Fahrwasser, die beiden Bosniaken rudern tüchtig,

und geben sich, nicht ohne unausgesetzt und nach allen Seiten vorsichtig umherzuspähen, ob sie nicht von östreichischer Seite entdeckt würden, alle Mühe, das genseitige Ufer schnellst möglich zu erreichen.

Nach einigen Minuten landen wir denn auch, ohne von irgend einem Tschardak entdeckt worden zu sein, an Mohammed's geweihten Gestaden.

„Wo mögt ihr nun hin?" fragt der Jüngere, indem er den Rest des bedungenen Fährlohns in Empfang nimmt.

„Ins nächste Dorf — oder wo immer hin!"

Diese Aeußerung erweckt dem Alten neue Bedenken. Wie wenn wir doch Spione oder Moskows wären? Menschen, die auf eine so abenteuerliche und jedenfalls gegen alles Recht und alle Satzung verstoßende Weise ins Land kommen, können die etwas Anderes, als lauter verkappte Moskows sein? Leute, die nicht einmal recht wissen, wohin sie wollen, müssen das nicht verdächtige Subjecte sein?

„Zuerst aber müßt ihr mit uns zum Kadi!"

meint er daher. „Der soll euch anschauen und ausfragen!“

„Bist du des Kadi sein Gawas?“ entgegnet ihm der Jüngere, der offenbar eine Affection, wir wissen nur nicht ob für uns oder unsere Piaster gefaßt zu haben scheint. „Zuerst muß der Mensch eine Unterkunft haben, dann mag sich auch der Kadi um ihn kümmern, wenn er will. Uebrigens siehst du ja, daß es den Herren auf ein paar Piaster nicht ankommt, und da will ich es schon selbst übernehmen, dem Kadi zu erzählen, wie sie ausschauen und wer sie sind!“ — Ein Wink, der vollkommen hinreicht, dem Alten seine Gewissensruhe wieder zu geben.

Hierauf wickelt der Jüngling einen Strick, mit dem er seinen rothen, sehr zerschlissenen Mantel um den Leib befestigt hat, von sich los, befestigt damit das Schilf auf dem Rücken des Gaules und heißt uns aufsitzen.

So müde wir sind, so wenig können wir es beim Anblick des armseligen Thieres, das dastand, gebückt unter der Last des Schilfrohrs und trübselig den Kopf hängend, zottig und

knochenscheinig, über uns gewinnen, ihm eine Vermehrung seiner Last, die es nothwendigerweise hätte in Lebensgefahr versetzen müssen, zuzumuthen. Wir ziehen es jedenfalls vor, zu Fuß zu gehen, und werden es den beiden Söhnen der Bosna schon großen Dank wissen, wenn sie uns nur Führer sein wollen.

Allein der Braune, der es überhaupt auf eine möglichste Ausbeutung unsers Piastervorrathes abgesehen zu haben scheint, gibt sich damit nichts weniger als zufrieden.

„Wer zahlt, der reitet auch", meint er. „So ist es Sitte in der Bosna", und sucht das aufgepackte Schilf nach Möglichkeit zu einem bequemen Sitze vorzurichten.

Allein auch wir haben unsern Willen, und erklären, wenn er uns in das nächste Dorf bringen wolle, ihm gerade so zu entgelten, als ob wir uns seines Gaules bedient hätten, und damit ist die Sache abgethan und unser Zug setzt sich in Bewegung.

Von Straßen scheint Bosnien bisher wenig zu wissen. Einige Hauptstraßenzüge — unter denen man sich jedoch nicht kunstgerecht ange-

legte und gebaute Chausseen, sondern nichts als etwas breitere Feldwege vorstellen muß, wie sie eben ohne Wahl und Plan durch das jeweilige Bedürfniß entstanden und von den Saumrossen der guten Bosniaken seit Jahrhunderten getreten wurden, — führen von den vorzüglichsten Communicationspunkten an der östreichischen Grenze zu den bedeutendern Ortschaften, z. B. Travnik, Sarajewo u. s. w. und bilden die einzigen halbwegs prakticabeln Verkehrslinien des Landes. Selbst auf diesen aber gehört das Fortkommen mit Wagen in die Reihe der fast undenkbaren Aufgaben, und Frachten sowol als Reisende haben keine andere Wahl, als sich der Saumrosse zu bedienen.

Die wichtigste dieser Linien, nebenbei gesagt, ist die von Brod nach Sarajewo, auf welcher sich fast der ganze Reise- und Handelsverkehr zwischen den großen östreichischen Märkten und Bosnien — etwa mit Ausnahme Triests — bewegt. Im Uebrigen geht Jeder und reitet Jeder wo es ihm am besten gefällt und am nächsten scheint. Felder, Weingärten, überhaupt Eigenthum ist da kein Hinderniß, und kommt Jemand

13 *

dabei zu Schaden, so tröstet er sich damit, daß er morgen Jemandem Andern einen gleichen Schaden zufügen wird.

Es darf uns daher auch nicht Wunder nehmen, daß unsere Führer ihren Weg geradezu mitten durch einige wohlbestellte Maisfelder wählen, bei welcher Gelegenheit das betrübteste aller Rosse dem Drange nicht widerstehen kann, seinem Gelüste nach einigen frischen, saftig grünen Maiskolben mehr als dem Zügel Folge zu leisten, wovon die beiden Bosniaken, in Anbetracht, daß das Feld nicht das ihre ist, auch gar nicht einsehen, was sie dagegen haben sollten.

Nach einem Marsche von etwa zwei Stunden endlich gelangen wir zu einigen Häusern, und an ihnen vorüber zu immer neuen und wieder neuen, sodaß es scheint, als solle dies gar kein Ende haben.

Wir wünschen nach der Mehana (öffentlicher Unterkunftsort für Fremde und Reisende) gebracht zu werden, und sprechen diesen Wunsch gegen unsere Führer aus.

„He", heißt es, „bis zu dieser hin ist

es noch gar weit! Die liegt ganz am andern Ende!"

Noch weit! Wir haben also jedenfalls Muße genug, um uns in dem eigenthümlichen Labyrinth von Verzäunungen, Planken, Obstgärten, Aeckern und Baulichkeiten, durch welches uns der Weg hinführt, umzuschauen.

Wer unter Dörfern eine Anzahl nachbarlich beieinander gelegener Wohnsitze zu verstehen gewohnt ist, dürfte sich auf den ersten Anblick schwerlich mit der Vorstellung vertraut machen können, daß wir uns hier mitten in einem bosnischen Dorfe befinden. In Wirklichkeit aber ist dies der Fall. Diese Verzäunungen und Planken, diese ziemlich weitläufigen Hofräume, in deren Mitte sich hier und da einige armselige Bauwerke erheben, meist aus Holz, selten aus Stein und Lehm aufgeführt, machen zusammen ein Dorf aus. In dem besten dieser Bauwerke, das sich inmitten des von allen Seiten pallisadenartig abgeschlossenen Hofraumes erhebt, wohnt gewöhnlich der Gospodin, der Sahibia, der Herr. Hat er noch ein bewohnbares, so wohnen seine Frauen darin; hat er keins, so wohnen sie mit

ihm unter demselben Dache, jedoch streng für sich abgeschieden. In den andern Hütten befinden sich die Ställe, die Küche, die Vorrathskammer, das Bad — wo eines vorhanden ist. Fenster suchen wir vergebens. Statt deren bemerken wir an fast allen Häusern lange, schießscharten-ähnliche Lücken, wie wir sie auch in den Umzäunungsmauern angebracht finden. Die Thore, die wir fest verrammelt finden, sind dies jahraus jahrein und werden nur dann geöffnet, wenn Jemand, der zum Hause gehört, aus oder ein will. So hat das Besitzthum jedes Einzelnen zusammengenommen mehr oder minder das Aussehen einer Veste als einer friedlichen Wohnstätte und scheint offenbar darauf eingerichtet, sich gegen Anfälle von Räubern, im Steuerverweigerungsfalle — der nur allzuoft eintritt — gegen die Momken des Pascha, und wenn der Sahibia Jemanden, der vor Feinden oder dem Gesetze flieht, in Schutz nehmen will, diesen gegen seine Verfolger zu vertheidigen; eine Einrichtung übrigens, die uns bei den Erpressungen und Gewaltthaten, welche sich die Paschas trotz aller türkenfreundlichen Gegentheilsversicherungen unausgesetzt

herausnehmen, sowie bei dem Abgang aller geregelten Justiz, um so gebotener erscheint, als die einzelnen Wohnsitze, die zu einem und demselben Dorfe gehören, oft so weit auseinander gelegen sind, wie bei uns die Dörfer selbst. So tief hat hier die Machtlosigkeit der Regierung und die Despotie ihrer untergeordneten Organe, die Apathie des Hauptes und die Willkür, mit welcher die Glieder walten, die tägliche Durchführung des Systems, daß Recht nur dort sei, wo Gewalt ist, sich ins innerste Leben eingefressen, daß der Einzelne, wenn er sich ein Dach baut, darunter er sein Haupt zur Ruhe lege, nicht darauf bedacht ist, wie er mit den Nachbarn in Frieden und geselliger Gemeinschaft lebe, sondern wie er sich gegen sie sowol als gegen den Staat am besten vertheidige und schütze!

Einer der Höfe, etwa mitten im Dorfe gelegen, erregt seines verwüsteten Zustandes halber unsere besondere Aufmerksamkeit. Nach dem Umfange und nach Dem, was noch vorhanden, scheint er ehedem einer der schönsten des ganzen Dorfes gewesen zu sein. Nun liegt die steinerne

Ringmauer in Schutt, das Thor ist abgebrochen, das Haus und die Nebengebäude tragen die Spuren von zahlreichen Kugeln, und halbverkohltes Gebälk, das über den ganzen Hof zerstreut ist, zeugt, daß auch die Flamme zu dieser Verwüstung das ihrige beigetragen.

„Hier hat ein Giaur gewohnt", theilt uns der jüngere unserer beiden Begleiter zuvorkommend mit; „ein reicher Giaur, ein braver Giaur, Trgowatz (Kaufmann), und hat ihm sonst nichts gefehlt zur Gottgefälligkeit, als daß er nicht nach dem Propheten lebte. Hätte er Türke werden wollen, dann konnte er heute vielleicht Pascha oder wenigstens Bey oder Aga sein; so — hängt er im Walde!"

Diese zwar kurze, aber doch sehr unzweideutige und inhaltreiche Lebensskizze ist keineswegs geeignet, uns zu erbauen, und es ist uns bereits klar, daß die Sentenz, „Christ zu sein, sei das höchste Glück", möge sie an allen Enden der Welt gelten, auf Bosnien durchaus nicht angewendet werden könne. Wir verhehlen das auch unsern Führern nicht, indem wir zugleich die Frage an sie richten, was denn der reiche Giaur so

Schlimmes verschuldet, daß er es mit dem Leben mußte büßen?

Das sollen wir gleich erfahren.

„Ein Giaur", meint der Braune, „braucht eigentlich gar nichts Böses zu thun, um gehenkt zu werden. Das kommt so, man weiß nicht wie. Er ist eben ein Giaur! Stojan Stankitsch, wenn man aufrichtig gestehen soll, hat eigentlich auch gar nichts Böses gethan. Aber er war ein reicher Giaur, hatte eine schöne Tochter und einen jungen Sohn."

„Und ist das ein Verbrechen?"

„Ein Verbrechen eben nicht. Aber — es ist nun einmal so", ist der ältere von Beiden so gütig, uns zu bedeuten; „alles Land und aller Reichthum ist Allah's, von Allah hat es der Prophet überkommen und vom Propheten haben es die Gläubigen geerbt. Ein Ungläubiger soll von Rechtswegen keinen Theil daran haben. Schlimm genug, daß die ganze Erde noch nicht ihren rechtmäßigen Besitzern anheimgefallen, und so viel Schätze sich in den Händen der Ungläubigen befinden! Aber das ist einmal nicht zu ändern. Allein die im Lande des Propheten

wohnen und seine Lehren von sich weisen, denen — und ich sollte meinen, das wäre leicht einzusehen — steht es auch nicht an, sich seine Güter anzueignen."

Wir sehen schon, wir haben es mit einem orthodoxen Alttürken zu thun, der die Mission des Propheten für noch immer nicht vollendet hält!

Etwas freierer Ansicht ist sein überhaupt liberalerer Genosse.

„Kann sein", meint er, „war es allen Satzungen des Propheten entgegen, daß Stojan Stankitsch ein reicher Mann war; ich bin kein Derwisch und weiß darüber nicht rechte Auskunft. Gewiß aber ist, daß dies vor den Augen des Pascha von B... nicht Wohlgefallen fand, und daß sich dieser fromme Hadschi vorgenommen, die Worte des Propheten zur Geltung und Stojan Stankitsch an den Bettelstab zu bringen. Erst ließ er ihm sagen: Stojan Stankitsch leih' mir zweitausend Dukaten! Stojan Stankitsch wußte, was das zu bedeuten habe; denn wenn ein Pascha von einem Giaur etwas zu leihen nehmen will, so darf sich der nicht lange be-

sinnen, weil er sonst leicht morgen selbst zuschauen könnte, wo er etwas zu leihen bekäme, — und sandte das Geld. Das wäre nun ganz gut und Alles vielleicht damit abgethan gewesen, wenn es dem Giaur nicht eingefallen wäre, bezahlt werden zu wollen. Giaur, ließ ihm der Pascha sagen, du hast einen jungen Sohn, schicke ihn zu mir nach B... und ich will dir durch ihn dein Geld schicken! Allein Stankitsch wußte, was das zu bedeuten habe, wenn ein Pascha sagt: Schicke mir deinen Sohn! Der kommt gewiß nicht eher wieder heim, als bis er ihn mit schwerem Gelde ausgelöst. Er schickte daher den Sohn — Berko, glaub' ich, hieß er — statt zum Pascha, über die Grenze ins Land des deutschen Zaren und antwortete dem Pascha, sein Sohn sei ihm nächtlich entflohen. Dies nahm der Pascha sehr übel auf und ließ dem Giaur zurücksagen: Giaur, du hast dich meinen Befehlen widersetzt und verdienst dafür, daß ich dir deinen Kopf vor die Füße lege. Allein, ich will Gnade mit dir üben, und gibst du mir deine Tochter und über die geliehenen noch andere zweitausend Dukaten darauf, so sind wir

deines entflohenen Sohnes wegen ausgeglichen. Zugleich mit dem Boten erschienen im Dorfe hundert Momken, um das Mädchen und das Geld in Empfang zu nehmen. Stojan Stankitsch aber war nicht gesonnen, dem Pascha das Eine oder das Andere zu senden, versammelte eine handvoll Giauren in seinem Hof und widersetzte sich. Das war vielleicht sehr tapfer, jedenfalls aber sehr unklug von ihm gethan. Denn die Folge davon war, daß ihn die Momken erst zwei Tage lang belagerten und beschossen, endlich das Thor erbrachen, ins Haus drangen und was sich da vorfand, niedermetzelten. Wo hast du das Mädchen? riefen sie und durchsuchten die ganzen Höfe. Sucht sie! antwortete Stojan, und da fanden sie denn dieselbe unter den Todten, in Männerkleidern, die geladene Flinte in der Hand. Nun waren sie freilich vergebens dagewesen. Um jedoch dem Pascha etwas zu überbringen, banden sie den Giaur an den Schweif eines lahmen Rosses, schleppten ihn nach Banyaluka und henkten ihn dann an eine alte Eiche. Das Haus befahl dann der Pascha niederzubrennen."

„Und Berko?"

„Berko ist des Paschas Todfeind geworden und trachtet ihm, wie er kann, nach dem Leben. Bald kommt er als Schweinhirt, bald als Bettler, bald als reicher Kaufmann verkleidet nach Bosnien und der fromme Hadschi-Pascha ist keinen Augenblick sicher, von ihm aufs Korn gefaßt zu werden."

Unserm Alttürken scheint die Art und Weise, wie uns sein jüngerer Genosse die Geschichte erzählt und wie sich dieser in fast unehrerbietigem Tone über den Pascha ausgelassen hat, wenig zu behagen. Dafür zeugt die vornehme Verachtung, mit welcher er ihn von Zeit zu Zeit über die Achsel ansieht.

Der junge Freigeist aber achtet dessen wenig und scheint nicht übel aufgelegt, uns noch mit allerlei andern Paschahistörchen zu regaliren.

„Die Mehana!" ruft da der Alte, nicht ohne boshafte Schadenfreude, daß dieses prophetenlästerische Vorhaben seines Genossen dadurch zunichte geworden; und in der That, wir haben diese endlich erreicht!

## IX.

Die Mehana. — Was für Weltanschauungen ein Kadi hat. — Schwaben und Deutsche non iidem. — Ein bosnischer Aeskulap und sein pathologisches System.

---

Hochgestellt haben wir unsere Erwartungen gewiß nicht; und doch, wie viel fehlt, daß Das, was wir als „Mehana" vor uns sehen, ihnen nur theilweise entspreche! Ein Haus, darin ein Mensch mindestens halbwegs bequeme Unterkunft und Verpflegung finden könnte, etwa so wenigstens wie in der schlechtesten ungarischen Kneipe, soviel glaubten wir doch erwarten zu dürfen. Wie bitter sehen wir uns enttäuscht!

Eine aus nichts mehr und nichts weniger als vier Breterwänden im freien Felde und am äußersten Ende des Dorfes errichtete Bude, mit

einem so niedrigen und so engen Eingange, daß selbst ein kleiner Mensch nur mit gebücktem Rücken in ihr Inneres gelangen kann, ohne Fenster, dafür aber mit zahlreichen Lücken versehen, durch welche die Winde aller Jahreszeiten das unverkümmertste Recht des freien Durchzuges genießen mögen, und mit einigen Bündeln Schilf gedeckt, welche die undankbare Aufgabe haben, den Regen davon abzuhalten, daß er die ausrastenden Wanderer nicht allzu sehr durchnässe: — das ist die Mehana!

Vor dem Eingange dieses „öffentlichen Instituts für Unterkunft und Pflege", auf einem abgetretenen Rasenplatze, auf welchem sich genug zahlreiche Spuren finden, daß hierher auch den Pferden der Zutritt gestattet ist, finden wir etwa zehn Turbanträger, in Ermangelung von Teppichen und Polstern auf Gottes blanker Erde im Kreise herumsitzen, wie sich von selbst versteht, die Füße unter den Leib geschlagen und rauchend.

Ein sehr unsauberer Junge reicht in kleinen, in Betreff der Reinlichkeit ihn keineswegs beschämenden Gefäßchen schwarzen Kaffee herum. Bei

diesem Anlasse bedient er sich zugleich einer Schaufel glimmender Kohlen, um einzelne Stückchen davon auf die frischgefüllten Pfeifen der Gäste niederfallen zu lassen. Wir können nicht zweifeln — die Honoratioren des Dorfes halten hier Siesta!

Einen halbangekleideten Mann in blauen Sackhosen, der in dem Augenblicke unseres Erscheinens dem besagten Jungen, wir wissen nicht ob welchen Vergehens, mit dem ausgestreckten Fuß einen Stoß an jenen Theil des Leibes versetzt, den nur die Anatomen ohne Respect nennen dürfen, und sich dann erhebt, um mit unsern Führern einige leise Worte zu tauschen, glauben wir für den Mehandschi, d. i. Wirth, halten zu sollen.

In der That auch haben wir uns nicht geirrt. Bald tritt er auch an uns heran, macht uns eine Art Reverenz und heißt uns näher kommen. Den Jungen aber faßt er beim Ohr, etwa wie einen Krug beim Henkel, und schiebt ihn durch die niedrige, die Stelle einer Thür vertretende Oeffnung in die Mehana, mit dem Auftrag, frischen Kaffee zu bereiten.

Wir wollen nicht unhöflich sein und grüßen die Umhersitzenden zuvorkommend und in der Landessprache.

Das wird schweigend und mit einem vornehmen Kopfnicken, aber doch gnädig entgegengenommen.

Hierauf lassen wir uns nieder oder vielmehr werden wir niedergelassen, indem der Wirth aus gutmüthiger Zudringlichkeit uns seine beiden Fäuste auf die Schulter legt und so lange auf uns eindrückt, bis wir dem Drucke nachgebend niedersinken, versteht sich, dem Sprüchworte „wer unter Wölfen ist, muß heulen" getreu, auf den nackten Boden.

Unsere Führer haben schon früher Platz genommen, der ältere nicht ohne Einem der Anwesenden etwas heimlich ins Ohr zu flüstern, der dann darauf spornstreichs davon lief, und noch ehe wir recht Zeit hatten, uns in die jedenfalls ungewohnte Lage zu finden, in demselben Augenblicke, in welchem der unsaubere Junge den frischen Kaffee bringt, in Begleitung eines langen, hagern Mannes zurückkehrt, der sich alsbald uns gegenüber niederläßt.

Was den Anzug dieses Mannes anbelangt, so ist dies ein ebenso bunter als zerrissener. Die Dimien (Pluderhosen) schlottern ihm, im Zustande der fast gänzlichen Auflösung aller Nähte, stückweis um die braunen Beine. Leibchen und Pelzjacke tragen die unverkennbaren Spuren langer, angestrengter Dienstjahre und der Turban scheint verschämt die ursprüngliche Farbe seines Bindtuchs unter einer fingerdicken Schicht eingefressenen Staubes verbergen zu wollen.

Was ihn selbst anbelangt, so eröffnet er uns ohne weite Umschweife, daß er der Kadi sei und die Absicht habe zu erfahren, wer wir seien, was wir treiben und was wir in der schönen Bosna eigentlich suchen.

Dies hindert jedoch nicht, daß der frischbereitete Kaffee seinen Weg durch die Runde macht und der Kadi, als Amtsperson, sich dessen zwei mal einschenken läßt.

Wir machen kein Hehl daraus, zu bekennen, daß der Zweck unserer Wanderung kein anderer sei, als das Land, um welches man sich jetzt in aller Welt mehr denn je interessire — und wie wir glauben, mit

Recht — von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen.

„Und was spricht man von Bosnien in der Welt?“

„Man glaubt, daß es großen Ereignissen entgegengehe ...“

Der Kadi hebt die Augenbrauen bedeutungsvoll empor und spitzt wohlgefällig den Mund. „Große Ereignisse! ... Hm, hm! ... Ja, wenn es wahr ist, daß sich sieben Könige darum in den Haaren liegen, dann allerdings! Hoffentlich aber werden wir auch etwas dareinzureden haben, welchem wir angehören wollen. Darüber sind wir in unserem Dorfe schon einig. Denjenigen von allen Sieben, der von uns die wenigste Steuer verlangen wird, dem ergeben wir uns, vorausgesetzt, daß er den Koran annimmt und Türke wird! Das steht fest! Und was spricht man in der Welt von unserem Dorfe?“

Uns fällt die goldene Regel ein:

Das Haus, darin du bist
Wohlaufgenommner Gast,
Gelt' dir zu jeder Frist
Der herrlichste Palast!

Und wiewol wir eben nicht behaupten können, daß die Aufnahme in diesem „Hause" uns irgendwie eine „wohlige" scheine, so machen wir dem Fragenden dennoch die Freude, ihm zu versichern, daß alle Welt von Bosnien nur Gutes spreche und somit auch von seinem Dorfe.

Nun kömmt die Reihe an unsere Landsmannschaft.

„Bist du ein Kroate?"

Ich erwidere, daß ich ein Böhme bin.

„Böhme? Was ist das für ein Volk?"

„Ein sehr fleißiges ..."

„A — hm!"

„Das besonders viel Musik treibt ..."

„A — hm!"

„Du findest seine Handwerker, seine Musikanten und seine Kammerdiener über die ganze Erde verbreitet ..."

„Hm, hm! Ein merkwürdiges Volk das!" meint der Kadi kopfschüttelnd und sieht sich dann verwundert im Kreise um, als ob er sagen wollte: Wißt Ihr Jemand etwas von dem Volke? Ich habe es nie nennen gehört!"

„Auch mir gänzlich unbekannt", stimmt Einer

der im Kreise Herumsitzenden bei. „Ich hätte ihn eher für einen Schwaben gehalten.“

„Und ich für einen Nemač (Deutschen)“, meinte ein Dritter.

„Warum nicht gar!“ sucht diesen der Zweite zu widerlegen. „Die Nematzen sprechen mit uns einerlei Sprache und der spricht doch offenbar unsere Sprache ganz fremdartig aus!“

Es ist zum zweiten male, daß uns der Unterschied auffällt, welchen die bosnische Völkerkunde — in dieser Gegend wenigstens — zwischen Schwaben und Deutschen zu machen scheint. Versuchen wir uns diesen Unterschied klar zu machen! Deutsche oder wol auch nach Umständen Wlachen nennt der bosnische Moslim seine christlichen Nachbarn, gleichviel ob sie Dalmatier oder Kroaten, wenn sie nur dem „deutschen Zaren“, d. i. dem Kaiser von Oestreich, unterthan sind. Was östreichisch ist, das heißt nemački, deutsch, und wär's ein Jazyge oder Kumanier. Alles Andere, was er für deutsch zu halten nicht Grund zu haben glaubt, ist ihm Schwab und šwabski, gleichviel ob es Franzose, Engländer oder Deutscher sei. In seinen Augen nämlich

ist die Welt von dreierlei Völkern bewohnt: von den Türken, die an Mohammed und den Sultan glauben, von Deutschen und Wlachen, die an Christus und den Kaiser von Oestreich glauben, und endlich von den Schwaben, unter denen er alle übrigen Bewohner des Erdballs begreift, und die er, inclusive der Juden, für eine Art Heiden hält, die der Vielgötterei und Vielkönigerei ergeben sind. Vielleicht, daß ihn das neue Capitel Weltgeschichte, das in diesem Augenblicke im Aufrollen begriffen, den Unterschied der Völker bald besser auffassen und Engländer von Deutschen, Franzosen von Russen unterscheiden lehrt. Bis dahin aber müssen wir alles Mögliche versuchen, unserm Kadi begreiflich zu machen, daß Böhmen nicht im Monde liege.

Eine der Tassen, in denen der Kaffee herumgereicht worden, trägt als Fabrikzeichen den Namen eines böhmischen Ortes. Ich bedeute nun dem Kadi, daß mein Vaterland zugleich jenes dieser Schale sei.

Verwundert ergreift er die Schale, zieht die Augenbrauen empor, schüttelt den Kopf und be-

trachtet sie von allen Seiten mit großer Aufmerksamkeit.

„Kannst du auch solche Schalen machen?"

„Das wol nicht!"

„Was ist dann dein Gewerbe? Bist du vielleicht ein Musikant?"

„Ich bin ein Arzt!"

„Ein Arzt? Hm! Wir haben hier im Dorfe auch einen Arzt, einen sehr weisen Mann, der wird es gleich heraus haben, ob du wirklich auch ein Arzt bist!"

Bei diesen Worten sieht der Kadi mit einer wichtigen Amtsmiene, als wollte er zu verstehen geben: „Mich betrügst du nicht trotz alles deines kauderwelschen Schwadronirens!" einen alten Mann an, der nicht weit von mir ihm gegenüber sitzt und bisher mit ausnehmender Ruhe, ohne mich auch nur eines Blickes zu würdigen, seinen Taback vor sich hin dampfte.

Der Alte, nicht besser im Anzuge als die Andern, trägt wenigstens Strümpfe und Schuhe und in seinen Zügen einen gewissen Ausdruck von Bedenklichkeit und Nachsinnen, den er durch ein unausgesetztes pagodenartiges Hin- und Her-

schütteln des Kopfes wahrscheinlich zu erhöhen meint.

„Kannst du das Fieber heilen?“ fragt der bosnische Doctor, nachdem er mit höchst gravitätischer Miene einige dicke Wolken vor sich hin geblasen.

„Auch noch mehr als das!“

„Noch mehr? ... Hm! ... Kannst du auch die bösen Geister austreiben?“

Wir wollen den alten Aeskulap in eine kleine Disputation verwickeln und so antworte ich denn ohne weiteres, daß es gar keine bösen Geister gebe.

„Du glaubst an keine bösen Geister und — bist ein Hekim (Arzt)?“

„Muß man denn, um ein Hekim zu sein, an solche glauben?“

„Wie willst du sonst die Leidenden heilen?“

„Durch richtige Erkenntniß der Krankheit und richtige Kenntniß der Mittel!“

„Wie aber willst du die Krankheiten richtig erkennen, wenn du nicht an böse Geister glaubst? Welche Mittel willst du anwenden, wenn du nicht weißt, was die bösen Geister lieben und was sie

verabscheuen? Weißt du also nicht, daß es zweierlei Hauptkrankheiten gibt: das Fieber und die bösen Geister ...?"

Soviel wir aus dem pathologischen Glaubensbekenntnisse, das uns unser bosnischer College nun zum besten gibt, entnehmen können, lassen sich die Grundzüge seiner Nosologie in folgendes eigenthümliche System zusammenfassen. Alle Krankheiten sind entweder Fieber oder böse Geister. Die Ansicht anderer Aerzte, daß auch das Fieber eigentlich nichts als ein böser Geist sei, der im Innern des Menschen absatzweise wüthet, bestreitet er durchaus; denn er habe die Erfahrung gemacht, daß das Fieber ohne Koransprüche heilbar sei, z. B. durch Spinnwebe in Brot genossen, Absud von Weidenrinde und Orangenschalen und noch allerlei andere bittere Kräuter, was nicht möglich wäre, falls es ein böser Geist wäre. Die bösen Geister zerfallen wieder in wilde oder hitzige und in schleichende oder fressende, jene etwa unsern acuten, diese unsern chronischen Krankheiten entsprechend. Die erstern toben in kurzen Zeiträumen aus, die letztern trägt der Mensch oft Jahre, ja, selbst sein ganzes Leben

lang im Leibe herum. Gegen beide helfen nur Besprechungen oder besprochene Mittel; so z. B. drei Schwefelfäden, die drei Tage lang in einem mit Koranstellen beschriebenen Papierstreifen eingewickelt gelegen, in dreitägigen Zwischenräumen verschluckt und dergleichen. Wo dies Verfahren nicht hilft, da ist der böse Geist nicht zu bannen, die Krankheit somit unheilbar.

Wir zweifeln sehr, daß die Patienten unseres bosnischen Heilkünstlers bei diesem Systeme gut fahren — es wäre denn ins bessere Jenseits. Wir geben aber auch alle Hoffnung auf, ihn für eine andere Ueberzeugung zu gewinnen und setzen seiner Auseinandersetzung nichts als unser tiefstes Stillschweigen entgegen, es ihm anheimstellend, ob er es als ein „Qui tacet consentit" oder ein „Wer schweigt sieht, daß Hopfen und Malz verloren ist", betrachten will.

Er scheint der erstern Ansicht zu sein und wir haben um so weniger etwas dagegen, als die vorausgesetzte Uebereinstimmung unserer Ansichten mit der seinigen unserm Ansehen bei dem Kadi sowol als der ganzen ehrenwerthen Versammlung wenigstens keinen Abbruch thut.

Inzwischen ist es dunkel geworden, die Kaffee-schalen sind noch einige male im Kreise herum-gegangen und die ehrenwerthen Effendis er-heben sich, um in ihr Dorf zurückzukehren.

Beim Weggehen drückt uns jeder Einzelne noch seinen besondern Dank aus und versichert, daß der Kaffee heute ganz besonders trefflich ge-wesen. Wir begreifen zwar nicht, wie wir zu diesem Danke kommen, allein wir lehnen ihn auch nicht ab, um nicht vielleicht gegen irgend eine Landessitte zu verstoßen.

Und siehe, wir thaten ganz wohl daran! Denn gleich nachdem die Herren fortgegangen, soll uns das Räthsel auf eine ganz einfache Weise klar werden.

„Fünf Piaster und zwanzig Para", gibt uns der Mehandschi lakonisch zu verstehen.

Wir haben als Fremde die ganze Zeche zu bezahlen. So sei es Artigkeit und von selbst verständlicher Gebrauch.

# X.

Ein Nachtquartier, das Gott erbarm'! — Was der Mehandschi von den Zuständen hält und wie er sich das Ding vorstellt. — Herberggenossen. — Der Pascha von B... — Aufgeschoben ist nicht aufgehoben.

---

Die Abendluft fängt an empfindlich zu werden, und ob uns nun das Hôtel, welchem uns das Schicksal und unser eigener Wille zugeführt, gefalle oder nicht, wir sind nun einmal nicht in Brüssel, sondern in einem der entlegensten Winkel des türkischen Reiches; es bleibt nichts Anderes übrig — wir werden uns in die Mehana begeben!

Von allen jenen luxuriösen Einrichtungen, lieber Leser, die du so verwöhnt bist auch in den anspruchlosesten europäischen Nachtquartieren

vorzufinden, erwarte hier nichts! Der Raum, in den ich dich einführe, ist „einig und untheilbar", wie alle Staaten in ihren Verfassungen; von Kammern und Sitzen ebenso wenig etwas zu entdecken, als in irgend einer absoluten Monarchie! Einige Hände voll morschen Strohes, welches du an den vier Wänden ringsumher auf dem nackten Boden ausgebreitet siehst, das ist das Lager, welches deiner sowie jedes Andern, der hier sein Nachtquartier nimmt, gewärtig ist.

Du scheust davor zurück? Du glaubst guten Grund zu haben, dich nicht neben die sehr unzulänglich in einige bunte Lappen gehüllten Gestalten hinzustrecken? Ich kann dir das nicht verargen. Es gehört jedenfalls ein Grad von Selbstverleugnung hierzu, sich in dieser dumpfen, raucherfüllten Atmosphäre auch noch Gefahren auszusetzen, die jedenfalls höchst unangenehm werden können.

Da es aber unumgängliches Bedürfniß ist, daß wir ausrasten, so wollen wir in der schlimmen Lage das möglichst Beste thun und unsern Platz zunächst des Einganges, abgesondert von

allen übrigen Obdachgenossen wählen, wo wir wenigstens die Wohlthat eines zeitweiligen Zuges frischer Luft genießen.

Auch der Mehandschi und sein unsauberer Famulus scheinen müde zu sein. Eine zeitlang noch stören sie in den letzten verglimmenden Resten des Feuers herum, das sie mitten in diesem Raume in einer eigens dazu ausgegrabenen Grube unterhalten, um daran Kaffee zu kochen, löschen dann die Kohlen vorsorglich aus, und verkriechen sich Beide in der warmen Wäsche, um da in wohliger Behaglichkeit der Ruhe zu pflegen. Wir wünschen ihnen die lieblichsten Träume! —

Eine Mainacht, so unliebsam auch die Situation ist, in welcher sie zuzubringen man sich genöthigt ist, geht schnell vorüber, und so begrüßen wir denn bald wieder durch den offengebliebenen, gegen Osten gerichteten Eingang unserer Mehana den jungen Tag, und machen uns, im engsten Sinne des Wortes, aus dem Staube, um bald möglichst unsern Weg fortzusetzen.

Auch der Mehandschi und sein Jünger sind

bereits wach, und beschäftigen sich damit, ihr Nachtlager, das ist den gesammten Aschenvorrath, wie er sich im Verlaufe des gestrigen Tages in der Feuergrube angehäuft, hinaus- und frisches Brennholz für den beginnenden Tag dafür hereinzuschaffen.

„Ihr wollt schon fort?“ spricht er uns mit freundlichem Morgengruße an.

„Wir haben noch weiten Weg.“

„Wohin gedenkt ihr?“

„Ins Innere des Landes: etwa gegen Banyaluka und Travnik hinab!“

Wir haben zwar nichts weniger als die Absicht, unsern Weg in dieser Richtung fortzusetzen. Allein wir halten es jedenfalls für gerathener, uns über den Weg, den wir nehmen wollen, nicht entschieden auszusprechen. Es scheint uns dies in einer Gegend, bis in welche der gerechte Arm des Padischah durchaus nicht mehr zu langen scheint, eine jedenfalls nicht unüberflüssige Vorsichtsmaßregel.

„Daran thut ihr nicht wohl!“

„Warum das?“

„He! — Weil's da nicht ganz geheuer ist!“

„Gibt's denn da so viele Haiduken?"

„Das eben nicht; und gäb' es welche, euch würden sie nichts anhaben, denn ihr seid keine Türken. Aber rührig ist's, glimmen thut's dort unter der Asche, daß man bei keinem Schritte sicher ist, auf heiße Kohlen zu treten!"

„Und was glimmt?"

„Die Moslims glimmen, die Rajah glimmt, Alles glimmt."

Wir stellen uns, als ob wir nicht wenigstens ebenso gut wüßten als er, welche Geister nicht nur in Bosnien, sondern von einem Ende des Reiches Sr. Majestät des Sultans bis ans andere umherhausen.

„Ist's möglich!"

„Nein; 's ist wirklich! Schon als die Zernogorzen im letzten Herbst aus ihren Bergen herabfielen, um die Bosna mit Krieg zu überziehen, rührte sich die Rajah an allen Enden, um mit ihnen gemeinsame Sache zu machen, und ihnen das Land zu überliefern. Wäre nicht Omer, der Seraskier, bei Zeiten gekommen, der ihnen alle Waffen abgenommen, wer weiß, was nicht geschehen wäre. Da sind die giauri-

schen Derwische in den Klöstern, die sie so aufwiegeln. Sie wollen Kirchen haben, schöner als unsere Moscheen; Häuser, schöner wie die Paläste der Paschas; wollen über uns zu Gericht sitzen, und wie ich ganz gewiß weiß, entweder einen eigenen giaurischen Sultan haben oder sich dem deutschen Zaren übergeben. Da hatten sie einen Derwisch, der Jukitsch heißt, und der leitete und trieb das Alles. Allein man sagt, Omer der Seraskier habe ihm bereits seinen Lohn gegeben und ihn um einen Kopf kürzer gemacht."

Wir hören diese politische Exposition an, ohne uns in eine Erörterung derselben einzulassen, und freuen uns im Stillen zu wissen, daß der rührige Franziskanermönch Jukitsch, den wir vor zwei Jahren auf östreichischem Gebiete kennen zu lernen Gelegenheit hatten, seinen feurigen Agitatorkopf unversehrt aus Omer Pascha's Lager getragen, um dem Ziele, das er sich zur Lebensaufgabe gesetzt, der Emancipation der bosnischen Christen, mit ungebrochenem Eifer weiter nachzustreben.

„Kaum ist der Seriasker fortgezogen", fährt der Mehandschi fort, „so regen sie sich wie-

der. Habt ihr nichts gehört vom Zaren der Moskows?"

Es scheint uns nicht uninteressant, die letzten Wellenkreise zu belauschen, welche der Steinwurf, den Fürst Menschikoff in den Frieden des Bosporus gethan, bis in diesen entlegenen Winkel des türkischen Reiches getragen, und wir verneinen.

„Hm, hm! Lebt ihr denn nicht in der Welt? Der hat ja dem Sultan in Zarigrad (Konstantinopel) sagen lassen, wenn er ihn nicht als Herrn des halben Reiches und der sämmtlichen Rajahs anerkennt, so werde er ihn mit Krieg überziehen und ihm das Land so zurichten, daß man nicht erkennen soll, wo ehedem eine Stadt gestanden. Aus allen Moscheen werde er Pferdeställe machen, und wo ein Halbmond auf einem Minarete sitzt, da werde er einen Türkenkopf hinaufpflanzen. Ein Kaufmann aus Banyaluka, der vor einiger Zeit hier übernachtet, der hat die Nachricht geradenwegs aus Beetsch (Wien) gebracht. Was meint ihr! Wird der Padischah darauf eingehen? Ich glaube schwerlich; ich glaube gewiß nicht! Und wenn er er-

fährt, wie wir Moslims in Bosnien das aufnehmen würden, dann vollends gar nicht! Jetzt schon rüsten sich Tausende, in einer Nacht Alles was Giaur ist, hinzuschlachten, wenn die Nachricht käme, daß der Rajah nicht mehr Unterthan, sondern Herr sein soll! Ich meine daher, ihr thätet gar nicht wohl daran, ohne Noth, euch tiefer ins Land hineinzubegeben!"

Wir werden uns das gesagt sein lassen, alttürkischer Mehandschi!

„Daß die Sache ihre Richtigkeit hat", hören wir ihn weiter raisonniren, „geht schon daraus hervor, daß der Pascha zu so ungewöhnlicher Zeit, wie jetzt, das ganze Paschalik bereist. Ueberall erhebt er Steuern auf eine Zeitlang voraus, überall ordnet er die Aushebung von Nizams an und die Redifs müssen auch alle einrücken. Wozu wäre das, wenn es nicht zum Krieg wäre gegen den Zaren von Moskow? Heute noch soll er durch unser Dorf kommen, um sich dann in Bihatsch mit dem dortigen Pascha zu besprechen. Wenn ihr nichts zu versäumen und Lust zu warten habt, so könnt ihr euch davon überzeugen!"

Wir nehmen auch diese Mittheilung zur Kenntniß, und wollen ein paar Stunden gern daransetzen, um den Mächtigen, der uns schon aus der Geschichte des unglücklichen Stojan Stankitsch theilweise bekannt ist, nunmehr auch von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen.

Bis dahin wollen wir den redseligen Mehandschi von seinem Tagewerke nicht länger abhalten und einstweilen eine kleine Musterung unter den Passagieren abhalten, mit denen wir die Ehre hatten, das Obdach zu theilen.

In der einen Ecke dort sitzt eine braune, schwarzbärtige, arabische Gestalt auf ihren Fersen, unausgesetzt mit dem Haupte wackelnd und von Zeit zu Zeit den Riemen küssend, den sie um die Stirn gelegt. Das ist ein Jude aus Sarajewo, der sein Morgengebet verrichtet, um dann seinen Weg nach dem östreichischen Gebiete fortzusetzen, wohin ihn Handelsgeschäfte führen.

Nicht weit von ihm zählt ein stämmiger Mann in rothem Sereschanermantel an den Fingern herum. Es ist ein wirklicher Sereschaner, der eine Heerde Böcke zum Verkaufe nach Trav-

nik gebracht, von welchen Thieren ihm außer einem namhaften Gewinn auch noch der unverkennbare Geruch geblieben. Ihm zu beiden Seiten lagern ein paar zerlumpte Bosniaken, allem Anscheine nach Bettler oder Viehtreiber.

Zunächst dem Eingange, uns gegenüber, ist ein junger Mensch damit beschäftigt, ein Paar Pistolen zu untersuchen. Sein Aussehen ist ein trotziges, entschlossenes; sein Anzug besser und geordneter als der aller Andern. Dem Anscheine nach möchten wir ihn für einen Christen, etwa für einen sarajewer Kaufmann halten.

Da er sich von uns beobachtet glaubt, thut er die Pistolen in seinen Gurt, bedeckt sie mit der Jacke, holt einen Rosenkranz hervor und spielt daran nach Art müßiger Moslims. Es ist offenbar; unsere Aufmerksamkeit ist ihm unbequem.

Mittlerweile ist der Tag vorgerückt, vor der Mehana draußen auf dem abgetretenen Rasenplatze wird es wieder lebhaft. Kaffeedampf und Tabackqualm steigen empor, und auch wir verlassen das unlieblichste Obdach, in welchem wir

je übernachtet, um uns den Effendis, die sich hier schon so früh eingefunden, zuzugesellen. So viel wir entnehmen, befinden sich unter ihnen die Aeltesten und Vornehmsten des Dorfes, und die Versammlung hat keinen geringern Zweck, als dem angesagten Pascha die ehrfurchtvollste Aufwartung zu machen.

Daß Politik discutirt wird, ist natürlich. Rußland, das mit Argusaugen jedes kleinste Anläßchen fern zu halten weiß, das bei seinen glücklichen Unterthanen auch nur eine Ahnung politischen Nachdenkens wecken könnte, Rußland hat das Verdienst, selbst aus den beschränkten Bewohnern des entlegensten bosnischen Dorfes politische Grübler gemacht zu haben. Die conservativste Macht der Welt wird es erleben, aus ihrem Systeme noch ganz andere Widersprüche hervorwachsen zu sehen. Sie, die auf der unerschütterlichen Grundlage des unbedingtesten Gehorsams zu fußen wähnt, hat schon zu wiederholten malen Unterthanen gelehrt, sich mit ihr gegen die eigenen Gebieter zu verschwören, und diesen offen, oder — was noch schlimmer ist — heimlich den Gehorsam zu brechen. Sie, die

die Revolution als das scheußlichste Ungethüm der Hölle personificirt, hat oft genug schon — natürlich wo es ihren Vortheil galt — Revolutionen geweckt und genährt. Sie wird sich nicht wundern dürfen, wenn die Schüler einmal die angelehrten Doctrinen gegen sie in Anwendung bringen!

Ein junger Bosniake, der schweißtriefend herangerannt kommt, verkündet jetzt die jeden Augenblick zu gewärtigende Ankunft des Gebieters von Banyaluka. Von der Höhe des Hügels, auf welchem er als Vorposten aufgestellt war, konnte er bereits die heranwogenden Staubwolken entdecken.

Allgemeine Bewegung, allgemeine Aufregung, rath- und planloses Hin- und Herrennen.

Endlich wird die Staubwolke am Fuße des Hügels selbst sichtbar, und die allgemeine Verwirrung wird noch größer.

Nun sprengen schon in gestrecktem Galopp die vorreitenden Momken heran; nun kommen noch einige, und endlich der Erwartete selbst mit seinem zahlreichen Gefolge, und die allgemeine Verwirrung erreicht ihren Culminations-

punkt. Vergebens ist alles Bemühen des Kadi einige Ordnung herzustellen!

Der Pascha, ein kleiner, schwächlicher, sehr abgelebter Mann über die Funfzig, mit scharf ausgeprägten Zügen und kleinen blitzenden Augen, steigt in einiger Entfernung von der Mehana sofort vom Rosse und läßt sich im Schatten eines Baumes auf einen Feldsessel nieder, welchen ein Diener in Eile aufgestellt und unter welchen ein Teppich gebreitet ist. Indeß sein Gefolge in Turban und bunten Farben prangt, trägt er selbst einen einfachen, dunkelblauen Tuchrock, desgleichen Pantalons und einen einfachen Fehs mit langer, dunkelblauseidener Quaste.

Kaum, daß er sich niedergelassen, läßt er den Kadi zu sich bescheiden.

Dieser, die Arme über die Brust gekreuzt, folgt dem Befehle aufs eifervollste und gibt, in dieser Stellung verharrend, über all die Fragen die unterthänigste Auskunft, welche der Hochmächtige an ihn zu richten so gnädig ist, jedoch Alles so leise, daß kein sterbliches Ohr davon ein Sylbchen zu erfassen im Stande ist. In gleicher Weise und in allerdemuthvollster Ergebung em-

pfängt er seiner Excellenz Befehle und berührt dann mit seiner Stirne fast den Fußboden, um sich unterwürfigst zurückzuziehen — als Schlag auf Schlag nacheinander zwei Schüsse die Luft erschüttern.

Entsetzt fährt der Pascha zusammen und greift nach seinem Fehs. Dann springt er empor und wankt einige Schritte vom Baum.

Ein Schrei des Schreckens entfährt allen Anwesenden. Alles drängt sich um ihn, Jedermann will ihn sehen, man hält ihn für todt. In manchen Zügen ist das furchtbarste Entsetzen, in manchen aber auch der schlecht verhohlene Ausdruck eines Jubels zu lesen, der es nur noch nicht wagt, laut zu werden ... Da sprengen die Momken herbei, treiben mit ihren langen Peitschen die zudringliche Menge auseinander und im nächsten Augenblicke ist der Pascha wieder hoch zu Roß zu schauen, mit furchtbar blitzendem Auge, wenn auch noch einmal so blaß und zusammengebrochen. Er wollte zeigen, daß er lebe. Eine der Kugeln hat ihm die seidene Quaste vom Fehs gerissen, die andere ist in den Baum gefahren.

Neuer Lärm hinter der Mehana!

Wieder fällt ein Schuß! ... Ein Einzelner, in einer Hand zwei Pistolen, in der andern den blanken Handjar, hält einen Haufen Bosniaken von sich ab, die ihn ergreifen wollen ... Es ist derselbe junge Mann, den wir in der Mehana seine Pistolen untersuchen sahen.

Da der Pascha seiner ansichtig wird, reißt er wie toll an den Zügeln seines Rosses. Dieses bäumt sich, daß er sich nur mit Mühe darauf erhalten kann, setzt dann um, und mit dem Rufe von zitterndem Munde: „Ergreift ihn und an einen Baum mit ihm!“ sprengt er in gestrecktem Galopp davon.

Eine Handvoll Momken macht Kehrtum, um den Bosniaken zu Hülfe zu eilen, die nach dem verwegenen Schützen fahnden. Allein dieser ist indeß verschwunden.

„Wohin ist der Giaur?“

„In den Wald! ... Ins Dorf! ... Hier hinaus, ... da hinaus ist er entkommen!“ rufen hundert Stimmen durcheinander.

Wir selbst, in der peinlichsten Lage, wollten schon, daß wir, sei es wo hinaus immer

entkommen wären. Da fühlen wir uns an der Hand gefaßt ...

Wer ist's?

Der jüngere unserer beiden Führer von gestern.

„Das war der Pascha von B...", raunt er uns ins Ohr, „und das war — Berko Stankitsch!"

# XI.

Türkische Wirthschaft. — Nizamis als Waschweiber. — Eine türkische Festungswache. — Betrachtungen über knappe Jacken. — Auch ein Renegat. — Das Renegatenthum, ein trojanisches Pferd. — Türkisches Exercitium. — Das Renegatenthum und das türkische Heerwesen.

---

Unsere Expedition tiefer nach dem Innern des Landes auszudehnen, lag für diesmal schon von vornherein außerhalb unsers Wanderplanes. Die Richtschnur, der wir uns vorgenommen haben zu folgen, sind die Save und die Donau, die beiden Ströme, welche christliche und osmanische Welt von einander scheiden und es bedurfte nicht erst der warnenden Andeutungen unsers politisirenden Mehandschi, noch weniger aber der abenteuerlichen Scene versuchter Blutrache, deren wir zufällige Zeugen waren, um uns zu bestimmen,

von unserm ursprünglichen Plane durch allzu weit ableitende Seitenstreifzüge uns nicht abbringen zu lassen.

Brechen wir daher auf und trachten wir vorerst die Save zu gewinnen. Als Zielpunkt unserer Wanderung ersehen wir uns Berbir, einen Punkt, der uns einen doppelten Vortheil bietet; einmal eine gesicherte Ausgangsstelle für eine bequeme Weiterfahrt auf der Save, dann den Einblick in das Innere einer kleinen türkischen Festung.

Der Tag ist nicht zu heiß, der Himmel dabei doch tiefblau und wolkenlos; die Gegend, durch die uns der Weg führt, ein abwechselndes Panorama von Oede, dunkelgrünem Waldgebirge, frischgrünen Maisfeldern, hoch- und buntwogenden Grasflächen, im Sonnenscheine blitzenden Wässern und zerstreuten Gehöften. Wir schreiten entschlossen darauf los, bergauf, bergab, thalaus, thalein, und da die Sonne noch hoch im Nachmittag steht, sehen wir schon in nicht weiter Ferne die weißen Dächer einiger Minarete im Sonnenschein glimmen — und nähern uns Berbir.

Das Aussehen dieser Veste ist, wie das der meisten türkischen Festungen, ein sehr ödes, verfallenes. Von fern nimmt sie sich nicht viel besser als eine Ruine aus.

Es ist das mit eine Folge der Fahrlässigkeit, mit welcher das ganze osmanische Verwaltungswesen von dessen obersten Spitzen bis zu den untersten Gliedern herab betrieben wird, daß man vielleicht von keinem einzigen der festen Punkte des Reiches behaupten kann, er befinde sich in befriedigendem Zustande. Die Werke sind meist ausgedehnt, oft von kolossalem Umfange und mit ungeheuerm Kostenaufwande ausgeführt. Es scheint aber, als ob die türkischen Regierungen von jeher Alles gethan zu haben glaubten, wenn sie eben irgend einen Punkt von französischen oder englischen Ingenieuren mit Wällen und Gräben umgeben ließen und dafür ein paar Millionen Piaster auszahlten. Von der Nothwendigkeit, dergleichen Werke auch zu erhalten und vor Ruin zu bewahren, scheinen sie nie einen Begriff gehabt zu haben, oder es ging damit, wie mit so vielem Andern. An Befehlen, die Festungen in gutem Stand zu erhalten, hat es vom Divan herab

nicht gefehlt, die Summen dafür wurden in den Kanzleien des Großveziers angewiesen, in jenen des Finanzministers ausgezahlt; die Befehle aber, ehe sie bis zu den vollziehenden Organen herabgelangten, waren vergessen und die Gelder auf ihrem Wege bis hinab zu einer so unbedeutenden Handvoll Dukaten eingeschrumpft, daß diese eben nur ausreichte, dem letzten Beamten, in dessen Hände sie gelangte, Augen und Mund, keineswegs aber die Lücken in den Schanzmauern zu verschließen. Auf dem Papier stand nun allerdings die Festung als eine im besten Stand erhaltene — in Wirklichkeit war sie eine halbe Ruine.

Unstreitig ist der Verfall der osmanischen Macht zum großen Theil auch in diesem, mit systematischer Consequenz betriebenen Defraudationswesen begründet. Defraudation erhöht die Ausgaben des Staates, Defraudation verkürzt die Einkünfte. Derselbe Pascha, der von 10,000 Dukaten, die ihm zur Erhaltung der Festungswerke in seinem Paschalik überwiesen sind, 5000 in seinen Säckel schiebt und 5000 seinen Beamten überläßt, um sich darein weiter zu theilen, der-

selbe liefert von 50,000 Dukaten Steuern, welche er einzuheben hat und mit welchen der Divan in Konstantinopel auf ihn rechnet, keinen Para mehr als 5000 ab! Wir haben Beweise davon in ganz neuester Zeit gehabt!

Wenn dann ein dies irae kommt und der nordische Zar ein wenig seine Mähnen schüttelt, dann findet es sich, daß die schönen Friedensjahre in süßem Nichtsthun und in schmählicher Unterschleifspraxis dahingegangen, daß die Schanzen überall verfallen, die Kanonen vergrünspant, die Munitionen von Rost aufgezehrt sind; keine Barrière will halten, keine Pforte will schließen, man hat keine Laffetten, keine Karren, keine Ladestangen, zu den Gewehrkolben fehlen die Röhre, zu den Röhren die Schlösser, zu den Schlössern die Hämmer; kein Paar Schuhe ist vorhanden, um den ersten Redif, den man von seiner Feldarbeit einberufen, damit zu bekleiden; kein Mantel, um den ersten Vorposten darein zu hüllen; und die Namik-Paschas haben gut nach Paris und London reisen, um das gelobte Land bei Herrn von Rothschild zu verpfänden und dafür Geld zu Ziegeln zu holen, um nur in Eile diejenigen

Festungen in halbwegs vertheidigbaren Zustand zu versetzen, gegen welche die Pulks des nordischen Zaren zunächst im Anrücken begriffen sind. Die Dardanellen werden nun geflickt, Varna, Schumla, Silistria und Widdin sind so glücklich, ausgebessert zu werden; die Vesten aber hier im Westen dürfen in unbeachteter Vergessenheit, in sich versunkenen Einsiedlern gleich, weiter verfallen und weiter verwahrlosen, bis sie vielleicht eines schönen Regentages völlig einknicken und Alles verdeckendes Gras über ihnen wuchert.

So arg indessen ist es mit Berbir noch nicht bestellt. Noch einige Hundert Schritte längs des Ufers zurückgelegt, und wir stoßen auf den ersten Beweis, daß es sich wenigstens einigermaßen noch als Festung und seiner einstigen Bedeutung im Kampfe der großen Khalifen gegen die christliche Welt bewußt ist — auf eine Handvoll türkischer Soldaten.

Das Geschäft jedoch, welchem wir diese kriegerischen Kinder des Propheten eben obliegen finden, ist ein nichts weniger als kriegerisches und würde sich unbedingt in den Händen eines Haufens rüstiger Mägde viel besser ausnehmen,

als in den ihrigen. Sie waschen nämlich ihre Wäsche.

Uns ist über das Monturdepartement Sr. Majestät des Sultans nichts bekannt. So viel aber ist gewiß, daß wir, wenn wir in Höchstdessen Verwaltungsrathe ein Wort mitzureden hätten, augenblicklich darauf antragen würden, von Stund' an Alles, was bisher für Sr. Majestät Krieger aus Linnen verfertigt wurde, aus dem haltbarsten Eisendraht anzufertigen. Denn bei einem Tractament, wie diese Leute ihre „schwarze Wäsche" weiß zu dreschen bemüht sind, dürfte kaum diesem Material eine längere Capitulation als ein Jahr zuzumuthen sein. Daß man sich zur Reinigung der Wäsche statt der Hände eigener Hölzer bedient, mit denen man sie so lange durchwalkt, bis sie sauber geworden, das kommt oft vor. Wäsche aber mit Pflastersteinen von der Größe eines Vierundzwanzigpfünders förmlich steinigen, das begegnet uns hier zum ersten mal. Daß diese Pflastersteine manch' derbes Loch in die Staatskasse schlagen müssen und daß es nicht Namik-Paschas genug geben kann, diese Löcher wieder zu verstopfen, das ist uns

nun nach diesem kleinen Spiegelbilde der ganzen großen Wirthschaft vollkommen klar. Zudem hat die ganze Manipulation, wie die braunen Gestalten, die Beine bis über's Knie und die Arme bis an die Schultern entblößt, im Wasser hocken und wirr durcheinander lärmend darauf losklappern, herumplätschern und herumspritzen, Einer den Andern spaßeshalber kopfüber ins Wasser kegeln, so viel Hirnzerschmetterndes, daß wir durchaus keine Lust verspüren, uns mit staatsökonomischen Betrachtungen länger bei ihr aufzuhalten, als nöthig ist, um vorüberzukommen.

Bald haben wir den Lärm hinter uns und schreiten zwischen den wenigen Hütten, die den Ort Berbir, zum Unterschiede von der Festung Berbir, ausmachen, auf die letztere zu.

An der, nebenbei gesagt, in unglaublich verwahrlostem Zustande sich befindenden Brücke treffen wir auf den ersten Wachtposten.

Die europäischen — und diesen Unterschied muß man ein= für allemal aufstellen, wenn man sich auf islamitischem Boden befindet — die europäischen Wachtposten sind in der Regel auch keine Salons. Ihr Tabacksqualm ist sprüchwörtlich

und niederländische Reinlichkeit in ihnen studiren zu wollen, wird uns nirgend einfallen. Gegen die Oertlichkeit aber, an deren Eingang wir jetzt stehen, sind sie durchwegs und ohne Widerrede wahre Putzstuben. Alles, was man weiß, roth oder grün nennt; ja, was überhaupt einer Farbe ähnlich sieht, hat hier ein Ende. Da gibt es nur — und es sei dies Wort keineswegs ausgesprochen, um irgend welchen Sympathien Abbruch zu thun, sondern lediglich um die Sache mit dem einzig möglichen Namen zu nennen, — Schmuz, Verräucherung und anwidernde, seit Jahrzehnden eingenistete Verwahrlosung.

Der Mann, der eben den Posten inne hat, sitzt ruhig und unbekümmert auf einem am Boden liegenden Balken, das gelbbraune, gedankenlos dareinschauende Angesicht in beide Hände gestützt; die, mindestens seit Monaten nicht gefegte Feuerwaffe statt in den Armen, nachlässig in den Schoos hingestreckt, wie man etwa den Tschibuk hält, wenn man aufgehört hat zu rauchen. Die Andern lagern rings um das Wachthaus, theils in der Sonne, theils im Schatten; die Einen der Jacke, die Andern des

Halstuches, die Dritten sogar der ohnehin nicht zum besten bestellten Fußbekleidung ledig. Die schwarzen Riemenstücke schlottern zum Theil haltlos um die trägen Leiber oder sind der Bequemlichkeit halber abgelegt und liegen entweder neben ihren Besitzern im Grase oder hängen quer über der Wachtstubenthür.

Mit allen Diesem stimmt, wie das kaum anders sein kann, das gesammte Aeußere der Leute auch im Einzelnen überein. Die abgenutzten Monturstücke im alltäglichen Dienste verbrauchen zu lassen, ist eine ziemlich allgemeine militärökonomische Regel. In so schlechtem Aufzug aber, wie wir hier die Wache bezogen zu sehen, dürfte außerhalb des türkischen Gebietes in der Welt der Armeen nicht leicht wieder vorkommen.

Hat die moderne Adjustirung der Nizamis schon an sich, wie zweckmäßig sie auch von Einigen befunden werden mag und vielleicht auch in vereinzelter Beziehung ist, nicht viel Kleidsames; sehen die braunen, morgenländischen Physiognomien der türkischen Soldaten und die blaue Jacke, das unförmliche Leinenbeinkleid, das schlechte Schuhwerk an den oft nackten Füßen, dazu die

ungeheure Patrontasche wie Dinge aus, die so wenig zusammengehören, wie ein Gallafrack und ein übrigens nackter Negerleib, so läßt die nachlässige Haltung, die Zerfahrenheit in den einzelnen Gestalten und der völlige Mangel an Nettigkeit im Einzelnen wie im Ganzen das Nichtzusammenpassende nur noch augenscheinlicher hervortreten. So ein türkischer Soldat mag sich wenden wie er will, man sieht ihm an, daß er in dieser bis hinauf zugeknöpften Jacke, in diesen engen Aermeln, in dieser Cravate nicht zu Hause ist. Von Kindheit auf an weite, faltige Gewänder gewöhnt, ist ihm Alles das zu enge; er mag gehen oder stehen, es hemmt und zwängt ihn an allen Seiten und macht ihn unbeholfen. Von der Behendigkeit und elastischen Gelenkigkeit des Janitscharen, von der Schnelligkeit der Spahis ist da keine Spur zu entdecken. Wir sind überzeugt, daß diese Leute, wenn es einmal zum Handgemenge kommt — und das ist eigentlich das Element des türkischen Kriegers — sich es erst bequem machen müssen, ehe sie recht daran gehen und hauen können. Dieses Bedürfniß aber mag es auch sein, was sie, ein Gleiches zu

thun, schon bei der alltäglichen Dienstleistung drängt.

Nicht viel besser als draußen finden wir es in der Wachtstube selbst aussehen, einem dunkeln, ungedielten Raume, in welchem sich's einige Gestalten, an ihrem etwas bessern Aeußern leicht als Offiziere zu erkennen, auf dem Boden bequem gemacht haben. Sie tragen, vier bis fünf an der Zahl, sämmtlich Vollbärte, dunkelblaue, einreihige Waffenröcke mit auffallend kurzen Taillen, bei denen wir nur nicht abzusehen vermögen, wozu sie unter diesem Himmelsstriche mit so übermäßig viel Watte ausgestopft sind, krumme Säbel von ungleichen Formen und an den verschiedensten Kuppeln, der eine an einer rothen, der andere an einer schwarzen, der dritte an einer goldgestickten, der vierte an einer um den Leib geschlungenen Messingkette.

Wahrscheinlich ist nur Einer unter ihnen der Diensthabende und die Uebrigen leisten ihm (wie dies auch anderwärts Sitte ist) Gesellschaft und helfen ihm die Zeit tödten. Dies zu bewerkstelligen dient denn der unausweichliche schwarze Kaffee, der Tschibuk und der Würfel. Man liegt

oder sitzt auf der nackten Erde, trinkt von der nackten Erde, würfelt auf der nackten Erde und scharrt auf der nackten Erde die verlorenen oder gewonnenen Paras her und hin.

Die Erscheinung unserer fremden Persönlichkeiten bringt in das militärische Stillleben, das auf die beschriebene Weise vielleicht schon stundenlang gewährt haben mag, einige Bewegung.

Der Mann auf dem Posten erhebt sich und nimmt sein Gewehr auf die Schulter, die Offiziere treten hervor und Einer von ihnen, eine dicke, aufgedunsene Gestalt, verlangt nach unserm „Teskir".

Wir produciren unsere Papiere.

Der Offizier, der sich nun als Wachtcommandant darstellt, besichtigt die Documente mit so ernster Miene, als versuchte er wirklich darin zu lesen. Als glaubte er jedoch sich auf seine Augen allein nicht verlassen zu dürfen, winkt er seine Rangesgenossen herbei, spricht mit ihnen Einiges leise und übergibt ihnen die Papiere zur weitern Durchforschung.

Diese Scrupulosität muß uns nicht befremden.

Von dem Umstande, daß unter den türkischen Beamten und Offizieren kaum der Hundertste sich auf irgend eine andere als seine Muttersprache versteht, geschweige denn eine andere lesen kann, ist so vielfacher Anlaß zu Betrug und Misbrauch genommen worden, daß den guten Leuten einiges Mistrauen nicht zu verargen ist. Alle möglichen Papiere sind als Pässe und Certificate vorgezeigt und von den harmlosen Türken für gut befunden worden. Alles mögliche Vagabundenvolk hat es sich herausgenommen, ihnen eine Nase zu drehen und sich unter dem Schein bester Ordnung bei ihnen eingeschlichen. Quittungen, Ablieferungsscheine, verjährte Pfandzettel, ja sogar Speisezettel sind als Pässe producirt und ohne den mindesten Anstand respectirt worden. Seit sie dahinter gekommen, sind sie um so schwieriger. Ob ihnen aber ihre Vorsicht etwas nütze, muß bei dem Umstande, daß es mit dem Lesen und Verstehen fremder Sprachen doch noch beim Alten geblieben, dahingestellt bleiben.

Unsere Papiere indeß werden, nachdem sie die Runde durch Aller Hände gemacht, in bester Ordnung befunden und mit der trocke-

nen Weisung „Slobodno!" uns wieder zurückgestellt.

Die Offiziere ziehen sich darauf in ihre schmuzige Wachtstube zurück, um Kaffee, Tschibuk und Würfel wieder aufzunehmen und wir betreten die Festung.

Posten, wie der bereits beschriebene, treten uns an mehren Punkten entgegen, wenn eben auch nicht alle in sitzender Stellung. Uebrigens herrscht hier allenthalben eine Stille und Leere, als wäre Alles ausgestorben. Nur einzelne Gestalten, die eine mit Waffen, die andere mit Säcken beladen, wandeln in gemächlicher Ruhe über den Meidan.

Gebäude von Bedeutung, die allenfalls einer nähern Besichtigung werth wären, finden wir hier außer dem Wohnhause des Commandanten, einigen dürftigen Moscheen und dem Hospitale nicht. Wohin das Auge fällt, begegnet es nichts, als altem, verfallenem, invalidem Mauerwerk, daran der verwesende Charakter des Ganzen in dicken Lagern Mooses und verschlungenen Ranken Kriechkrautes haftet, und unsere Runde durch das

kleine abgeschlossene Bereich ist somit ziemlich bald durchgemacht.

Schon schicken wir uns an, um die so wenig interessante Festung wieder zu verlassen und behufs unsers weitern Fortkommens an das Ufer der Save hinabzuschauen — da tritt uns ein Nizami entgegen und überreicht uns grüßend ein Stück Papier, darauf wir mit Bleistift Folgendes geschrieben finden:

„Wenn Sie sich meiner noch entsinnen können, so bitte ich Sie Berbir nicht zu verlassen, ohne mich besucht zu haben!

Dr. Eduard S...“

Eduard S...! Der Name eines Studienfreundes, der uns in jenen schönen Tagen, da wir noch in harmloser Weltunbekümmertheit durch die Hörsäle Wiens wandelten, so nahe gestanden — und hier in diesem verfallenen türkischen Bollwerke, das die Menschen zwei Tagereisen von hier vielleicht nicht einmal dem Namen nach kennen — und wir sollten, so groß auch unsere Ueberraschung ist, den Nizami nicht bitten, uns augenblicklich zu Dem

zu führen, der ihm diesen Zettel an uns übergeben?

Rasch schreitet der Nizami voran; wir folgen ihm mit freudiger Aufregung. Einige schlechte Treppen hinan —, eine Thür geht auf und unsere Hände liegen in denen eines lieben, alten, längst verloren geglaubten Freundes.

„Du hier in Berbir? Was Kukuk führt dich hierher?"

„Und du hier? Was Kukuk hält dich denn hier?"

„Sieh mich an und du hast die Antwort! Ich stehe in türkischen Diensten, heiße Chosrem-Bey ..."

„Renegat ...?"

„Nenn' es, wie du willst! ... und bin Hekim-Baschi in Sr. Majestät des Sultans ruhmwürdiger Armee!"

„Wir hielten dich für todt ..."

„Zeitungsente! Du siehst ich lebe. Und nun lass' dich bei mir nieder, nimm ein Glas Wein, eine Cigarre und erzähle, — erzähle, alter Freund, wie es draußen in der Welt hergeht! Was macht Der und Jener? Leben die Leute noch?

Ist die Welt ausgestorben? Steht der Stephansthurm noch auf seinem alten Platze? Ist Daum's Kaffeehaus nicht eine Räuberhöhle geworden? Hausen im Prater nicht Wölfe und Bären?"

Wir geben unserm Freunde die Versicherung, daß der Stephansthurm noch nicht eingestürzt, unser tägliches Rendezvous noch nicht zur Räuberhöhle, der Prater noch nicht zur Wildniß geworden sei und lassen nun ihn erzählen.

Die Schicksale unseres Freundes sind weniger eigenthümlich in ihrer Art, als das Spiegelbild der Geschicke von Hunderten, die von den Ereignissen mit ihm auf die gleiche Bahn gedrängt worden und wir wollen deshalb gern einen Augenblick bei ihnen verweilen.

Eduard ist ein geborener fideler Wiener, hat von Kindesbeinen an „alleweil lustig" gelebt und während seiner akademischen Jahre, wir können darüber nicht hinweggehen, unbedingt mehr Zeit der „gemüthlichen Gesellschaft" und dem „edlen Spiel der fünf Bälle" zugewandt als den Collegiis. Seine Tagesstunden hatte er stets mit ausnehmender Gewissenhaftigkeit zwischen Daum's

Kaffeehaus, den Prater, die Reitbahn, Schönbrunn und die Hohe Warte getheilt. Daß er an irgend einem Abend, die Theaterferien ausgenommen, im Parquet des Burgtheaters oder der Oper vermißt worden, kann Niemand behaupten. Alles das hinderte ihn aber nicht, zur Anknüpfung eines zarten Verhältnisses mit einer jungen ungarischen Magnatin Zeit zu finden, ein Verhältniß, das um so erfreulicher gedieh, als der Gemahl dieser jungen Dame, von den Debatten der presburger Magnatentafel zu sehr in Anspruch genommen, über den Interessen seines Vaterlandes jene seines häuslichen Glückes fast ganz aus den Augen verlor. Zungen, die immer einigen pikanten Redestoff brauchen, behaupten sogar, der edle Magnat hätte sich einmal genöthigt gesehen, zum bösen Spiel heitere Miene zu machen und von der Magnatentafel aus Anlaß einer gänzlich unverhofften Vermehrung seines Familienstandes einen mehrwöchentlichen Urlaub beansprucht. Was uns anbelangt, so können wir dem zwar nicht widersprechen, wollen es aber auch nicht unbedingt unterschreiben. So viel jedoch wissen wir, daß, als zu jener Zeit, wo

die Angelegenheiten in Ungarn plötzlich eine kritische Wendung nahmen, der edle Magnat, nach Presburg längst wieder zurückgekehrt, seine junge Gemahlin nach Ungarn berief, unser Freund ihr bald auf dem Fuße dahin nachfolgte, und daß wir ihn seit jener Stunde nicht wiedergesehen. Die junge Magnatin galt allgemein für eine glühende Anhängerin der Sache ihres Vaterlandes. Daß unser Freund jemals eine ausgesprochene politische Gesinnung manifestirt hätte, wissen wir uns nicht zu erinnern. Die Liebe zu einem Weibe aber ist allmächtig, und so fand denn auch unser Freund alsbald, daß die ungarische Sache und die der europäischen Erlösung eine und dieselbe sei, und ergriff, entflammt durch die Geliebte, ein Husarenschwert, um sich in den Kampf zu stürzen. Wie er uns versichert, hat er nicht unrühmlich gefochten. Wenn ein Avancement bis zum Rittmeister, binnen wenigen Monaten zurückgelegt, dafür ein Beweis ist, so müssen wir es ihm glauben. Als die ungarische Sache auf dem Punkte stand, verloren zu sein, befand er sich in der Umgebung Kossuth's und betrat mit ihm den türkischen Boden. Kiutahia schildert

unser Freund als einen sehr unangenehmen Aufenthalt. Im Grunde seines Herzens mehr Liebhaber einer schönen Ungarin als der ungarischen Sache, trug er die Internirung sowol als das tragikomische Hofspiel des großen Exilirten mit gleichem Widerwillen, und fühlte sich glücklich, als die Stunde der Erlösung schlug und der amerikamische Dampfer ihn nach London bringen durfte. Den Gouverneur nach Amerika zu begleiten, fühlte er keinen Beruf in sich. Er schrieb nach Ungarn und hoffte durch den Einfluß der Geliebten die Erlaubniß zur Rückkehr nach Oestreich zu erlangen. Er ist fest überzeugt, daß dies keinem Anstand unterlegen wäre, wenn der edle Magnat, vergangener Tage eingedenk, nicht Mittel gefunden hätte, es zu hintertreiben. Was blieb ihm nun übrig? Er faßte den Entschluß, nach Paris zu gehen, sich ein Doctordiplom zu verschaffen und sich nach der Türkei zurückzubegeben. Mit einem Diplom der pariser Universität ausgestattet, ward es ihm hier nicht schwer, als Hekim-Baschi in die Armee einzutreten. In einem Augenblicke, wo es hieß, Oestreich werde auf die neuerliche Internirung aller Flüchtlinge dringen, nahm

er den Koran und zugleich den Namen Chosrem an, welche edle Handlung ihm Se. Majestät der Sultan durch die Beilegung des erhabenen Titels eines Bey entgalt. Als solcher beherrscht er nun das leibliche Wohl eines Theil der in Bosnien liegenden Armee Sr. Majestät und wir finden ihn, auf einer Inspectionsreise begriffen, in der heiligen Veste des Propheten, Berbir.

Im Ganzen scheint das Renegatenthum unserm Freunde nicht übel anzuschlagen. Was das türkische Leben an Annehmlichkeiten zu bieten vermag, das steht ihm zu Gebote: Dukaten, Pferde, Diener, schöne Teppiche, der beste Taback, Ansehen und Einfluß. Die Anfoderungen, die der moderne Islam an seine Neophyten stellt, sind nicht so streng, daß er sich nicht auch so viel von den gewohnten europäischen Genüssen beilegen dürfte, als ihm beliebt und als er sich eben zu verschaffen vermag. Omer Pascha vor Allen kommt das Verdienst zu, den Uebertritt zum Islam zu etwas Leichtem, das Renegatenthum zu einer bequemen Art zu leben, umgestaltet zu haben. Er selbst hat sich die geselligen Freuden des europäischen Luxus nie versagt und allen

seinen Nachfolgern dadurch die Bahn gebrochen. In seinen Salons hat es nie an Thee, Whist und Musik, in seinem Hauptquartier nie an Wein und Cigarren gefehlt. Selbst Schinken sollen dort gesehen worden sein.

Wenn sonach materiell nicht so ganz unangenehm, so scheint doch nach der Versicherung unsers Freundes die moralische Lage der modernen Renegaten eine nicht immer sehr beneidenswerthe zu sein. Abgesehen davon, daß es wenige gibt, die sich nicht von Zeit zu Zeit von dem unwiderstehlichsten Heimweh bewältigt fühlen — denn heimisch und wohl, behauptet er, könne es Einem unter diesen Turbanträgern niemals werden, und gerade am allerwenigsten, wenn man sich durch die Bande des Uebertritts für all sein Lebtag an sie geknüpft und der Rückkehr zu den Seinen begeben hat — sieht man sich dem Vollblut-Moslim stets als Jemand gegenüber, dem er nicht recht trauen zu dürfen glaubt. Nur wer den Koran streng hält, genießt seine Achtung, sein volles Vertrauen; wer dies nicht thut, in dem sieht er stets einen mehr oder minder Abfälligen. Selbst die sogenannten Jungtürken sieht

er mit schelem Auge an und sieht in ihnen Untergräber der Lehre des Propheten. In den religiös-indifferenten Renegaten vollends sieht er meist nichts als heimtückische Eindringlinge, die die Maske des Uebertritts nur darum angenommen, um den Islam und das Regiment des Khalifen desto ungehinderter unterminiren zu können und behandelt sie auch als solche. Dies ist auch der Standpunkt, auf welchem Omer Pascha's zahlreiche Feinde stehen.

Sollen wir aufrichtig sein, so können wir den guten Moslims in ihren Besorgnissen nicht so ganz unrecht geben. Wie der Islam ist, stabilistisch und nicht weiter entwickelbar seiner Natur nach, findet er seinen Bestand nur in der strengsten Exclusion gesichert. Nichts ist ihm gefährlicher als fremde Elemente. Das Judenthum verträgt diese vollkommen. Es hat unter dem Einflusse des Perserthums sowol als des Griechenthums geblüht; es hat am Fuße des päpstlichen Stuhles feste Wurzel gefaßt; es hat unter italienischer und spanischer Bildung nichts gelitten; es hat sich dem deutschen Wesen angeschlossen; es besteht sogar unter russischer Zuchtruthe fort. Die

christliche Idee ist einer Entwickelung fähig, deren Grenzen sich nicht absehen lassen. Ihr Entfaltungsproceß ist die Weltgeschichte seit zweitausend Jahren, und von der Blüte, deren Keime sie in sich trägt, ist ihre jetzige Phase kaum noch das Knospen. Der Islam, das krankhaft phantastische Zwitterkind beider, hat gar keine Zukunft. Er hat nur eine Gegenwart von einigen Hundert Jahren; denn wie er heute ist, so war er von Anbeginn und so muß er bleiben, wenn er nicht völlig aufhören soll. Der Islam im Vereine mit der fortschreitenden Wissenschaft und der fortschreitenden Entwickelung der socialen Verhältnisse ist nicht denkbar; eine andere politische Gliederung vollends, als die in ihm selbst begründet ist, bringt ihm den Tod. Was anderes aber trägt das Renegatenthum in ihn hinein, als die Resultate der modernen Wissenschaft, moderne Weltanschauung, modernen Socialismus und moderne Politik? Eine Widerstandsfähigkeit gegen alles Dieses besitzt er nicht; die fremden Elemente in sich aufzulösen vermag er nicht; es bleibt also nichts anderes übrig, als daß er durch sie selbst angegriffen und allmälig in seinen innersten

Grundfesten erschüttert werde. Wenn daher der Scheich-ül-Islam, da er gegen den Einfluß, dessen sich allmälig das Renegatenthum und die westliche Christenwelt in seinem Sprengel bemächtigt, nichts mehr vermag, seine Hände in Unschuld wäscht, so erblickt er mehr in der nächsten Zukunft, als er zu verhüten im Stande ist. —

Nach einer Stunde Rast und wechselseitigen Erörterungen, deren Inhalt wir in dem Ebengesagten mitgetheilt, begeben wir uns mit unserm Freunde nach dem Waffenplatze von Berbir, um, ehe wir diesen Ort verlassen, die Truppen daselbst exerciren zu sehen.

Infanterie, Cavalerie und Artillerie waren da beisammen, großentheils neuangeworbene junge Leute, zum Theil auch bereits gediente, frisch einberufene.

Das Urtheil, daß wir uns über die Adjustirung der türkischen Soldaten längst gebildet und das wir bereits heute einmal auszusprechen Gelegenheit nahmen, finden wir bei dem Anblick dieser Truppen nur bestätigt. Wir können es uns nicht anders denken, als daß sich diese südlichen Gestalten, unter denen wir, nebenbei ge-

sagt, eine nicht unbedeutende Anzahl Säbelbeiniger — unstreitig von der landesüblichen Art zu sitzen — wahrnehmen, viel freier und gelenkiger in weiten Hosen und bequemen türkischen Jacken, als in dieser knappen Adjustirung befinden würden.

Indessen finden wir die Haltung der Truppen in Massen ungleich besser, als man es, nach dem Einzelnen zu urtheilen, hätte erwarten sollen. Es ist ordentlich, als ob diese Leute den rechten Halt, der ihnen, so lange sie vereinzelt stehen, abgeht, erst gewännen, wie sie nur einmal Mann an Mann dastehen; ordentlich als ob Einer den Andern stützte, aufrecht- und zusammenhielte, wie etwa eine lockere Planke, die, so lange sie einzeln steht, im Winde hin- und herschaukelt, wenn sie aber mit andern in eine Wand zusammengefügt wird, mauerfest hält. Es scheint uns fast unglaublich, daß das Leute von gleichem Schlage mit jenen sind, die wir draußen an der Brücke im Staube herumkugeln sahen, so kerzengerade Richt't-Euch und Habt-Acht stehen sie da! Die schlappen Offiziere ihnen gegenüber nehmen sich fast aus, als gehörten sie gar nicht zu ihnen.

Nur einer unter diesen macht eine auffallende Ausnahme, ein junger Mann voll Feuer und Glut, der wie der Blitz von einem Ende der Fronte zum andern hin- und herschießt und dessen Geist es zu sein scheint, der die ganze Truppe so prompt militärisch zusammenhält und gleichsam durchdringt. Auch er ist — Renegat!

Weniger Günstiges können wir von den wenigen Abtheilungen Cavalerie sagen, die wir während ihrer Uebungen beobachten. Pferde, Mannschaft und Haltung erscheinen uns sämmtlich gleich schlecht; jene unansehnlich, dickbeinig, langmähnig, diese nicht straff, flugbereit, wie es zum Martialischen gehört, sondern laß und rückenhängerisch, wie man sich und Roß eben gehen läßt. Unbedingt würden sich diese Bursche in Turban, weiten Gewändern und türkischem Sattel mit großem Steigbügel fulminanter ausnehmen, als mit den fremdartigen Uhlanenfähnlein und englischem Reitzeug auf — diesen Pferden! Wenn in keiner Truppengattung, so hat jede Nation ihre Eigenthümlichkeiten, durch welche sie excellirt, in der Reiterei. Wir erwähnen nur des ungarischen Husaren, des polnischen Uhlanen, der deut-

schen Kürassiere, der wallonischen Dragoner, der russischen Kosacken. Die Kraft der türkischen Cavalerie bestand von jeher in ihren Spahis.

Das Häuflein Artillerie, das wir hier beisammen finden, ist zu gering, als daß wir auf dessen Manöver ein Urtheil gründen könnten. Nach Dem jedoch, was wir zu beobachten Gelegenheit haben, möchten wir glauben, daß die türkische Feldartillerie leicht die beste Waffe der ganzen türkischen Armee sein möchte. Alle Bewegungen, sowol der einzelnen Geschütze als der gesammten Batterie, geschehen ebenso prompt als rasch, Handhabung und Bedienung der Stücke mit anerkennenswerther Präcision und Schnelligkeit. Wenn sich diese braunen Bursche dem Feinde gegenüber so halten, wie der Zielscheibe, so kann man auf sie rechnen!

Wir können hier, da wir schon einmal von dem Einflusse sprechen, welchen das Renegatenthum auf die türkischen Zustände ausübt, nicht umhin, auf jenen Einfluß insbesondere zurückzukommen, welchen die Streitkraft des osmanischen Reiches durch dasselbe erfahren und fortwährend erfährt.

Mußten wir die Rückwirkung des Renegatenthums auf den Islam als solchen, als Glaubenslehre und die auf diese Glaubenslehre begründete Staatsform eine entschieden untergrabende nennen, so müssen wir auch andererseits anerkennen, daß sich der Einfluß derselben Potenz auf das türkische Heerwesen im Allgemeinen als ein ebenso entschieden belebender und festigender erwiesen hat.

Wir wollen nicht auf die türkisch-russischen und türkisch-östreichischen Kriege vergangener Jahrhunderte zurückgehen. Die Macht der Sultane bestand damals in der fanatischen Unüberwindlichkeit jedes Einzelnen in der großen regellosen Masse. Sie hatten damals eine Schar von Kriegern um sich, nicht von Soldaten. Die Erinnerung an die glorreichen Thaten der Janitscharen erbten sich von Geschlecht zu Geschlecht fort und jeder Einzelne setzte seine Lebensaufgabe darein, dem alten Ruhm nichts zu vergeben. Allerdings vermochte dies keineswegs vor Niederlagen zu schützen; aber man sage was man wolle, die innere Kraft, das innere Mark der osmanischen Waffenmacht war durch

diese noch immer nicht gebrochen. Daß eine volksthümliche, aus dem eigensten Wesen einer Nation hervorgegangene Waffenmacht einer disciplinirten Armee gegenüber nichts Besonderes vermöge, ist eine zwar beliebte, aber doch nicht ganz wahre Annahme. Man blicke nur auf die Tscherkessen hin! Was aber die innere Kraft des osmanischen Heeres eigentlich und vollständig brach, war die Auflösung der Janitscharen. Niemand hat die osmanische Macht nachhaltiger gebrochen als Selim III.

Werfen wir einen Blick auf den russisch-türkischen Krieg von 1828 und 1829! Was vermochte die Pforte dem russischen Heere damals entgegenzustellen? Ein in Corps, Regimenter und Bataillons getheiltes Heer allerdings. Aber wer waren die tüchtigen Führer? Wo war die Tapferkeit? Sahen wir nicht den Balkan, bei gehörigen Dispositionen eine der unbezwingbarsten Linien der Welt, rathlos und thatlos geräumt? Sahen wir nicht eine Kriegführung vor uns, so plan- und zusammenhanglos im Einzelnen wie im Ganzen, wie die neue Geschichte vielleicht kein zweites Beispiel aufzuweisen hat?

Das war die moderne, auf europäischen Fuß gesetzte Armee der Nizamis — ohne den belebenden europäischen Kriegsgeist.

Diesen, soweit dies unter den obwaltenden Umständen und in so kurzer Frist überhaupt möglich ist, dem todten Körper einzuhauchen, blieb dem Renegatenthume vorbehalten. Zwei Umstände insbesondere traten hier zu Gunsten der Pfortenmacht vermittelnd auf. Einmal die Anhäufung einer solchen Masse von Intelligenzen im westlichen Europa, daß dieses allein unmöglich ihnen Allen einen genügenden Wirkungskreis bieten konnte; dann die Revolution. Wie einst nach Rußland, so wanderten in den letzten Jahrzehnden Tausende von Franzosen, Engländern, Italienern und Deutschen nach Konstantinopel, um hier den Turban anzunehmen und sich dadurch eine lohnende Laufbahn zu eröffnen. Die Revolution insbesondere veranlaßte einen Zuzug höchst rühriger und kriegswissenschaftlich durchbildeter Persönlichkeiten dahin, die, nachdem sie einmal dem europäischen Westen sowol, als dem russischen Osten feindlich gegenüber standen und mit der christlichen Welt gebrochen hatten, in

unfehlbarer Voraussicht der Dinge, die da kommen mußten, alle ihre Kräfte aufwandten, um die türkische Streitmacht zu einer solchen umzuwandeln, an deren Spitze sie den Ereignissen entschiedener entgegentreten konnten, als es in den Jahren 1828 und 1829 geschehen.

Daß sie nicht ohne Erfolg thätig gewesen, davon liefern die Kämpfe, in deren Mitte wir eben stehen, selbstsprechende Beweise. Daß jedoch selbst diese Umwandlung der osmanischen Heeresmacht zum Bessern nur dazu beitragen kann, den Islam selbst seinem Untergange näher zu bringen, daran können wir ebenso wenig zweifeln!

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Christen und Türken.

# Christen und Türken.

## Ein Skizzenbuch

von der Save bis zum Eisernen Thor.

Von

Siegfried Kapper.

Zweiter Theil.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1854.

# Inhalt des zweiten Theils.

---


XII. Seite

Die Schiffahrt auf der Save. — Scenerie mit Reflexion. — Ein Jungbosnier. — Wien und das Südslaventhum. — Die Rajah und die Ereignisse. — Die Christenemancipation. — Das europäische Dilemma.................................... 1

XIII.

Physiognomie der Kajüte eines Savedampfers. — So viel Köpfe, so viel Meinungen; auch Theilungsprojecte. — Allah ist groß, sein Wille geschehe! 35

XIV.

Semlin. — Alte Freunde..................... 50

XV.

„Schloß" N... — Eine schöne Slavonierin, nebst Betrachtungen über Tracht und Mode. — Empfang, auch Paprika und Kukurutz. — Ein Glücklicher ohne Hände und Füße. — Die zweite Frau, der Schatten der ersten. — Panta der Kopfabschneider. — Die heiligen drei Könige aus dem Syr-

Seite

mierlande. — Der „Hausherr" und sein Regiment. — Wein und Wasser, ein edler Zweikampf. 68

XVI.

Im Garten von N... — Panta als Rhapsode. — Ein Rundlied und andere ........................ 113

XVII.

Von Semlin abwärts. — Donau-Scenerie. — Die Poesie der Südslaven. — Die Heiligen vergöttert. — Die Wila. — Die Helden des Untergangs. — Parallelen. ........................ 149

XVIII.

Eine Gestalt, die das ganze Volk ist. — Poetisches und Schauderhaftes. — Die Poesie und die Bedeutung der Familie. ........................ 191

XIX.

Dunkle Seiten und ihre Veranlassung. — Das Haidukenthum. — Das Tschetenthum. — Daniel von Montenegro. ........................ 220

XX.

Orsowa. — Non plus ultra. — Vorläufiger Abschluß ........................ 244

# XII.

Die Schiffahrt auf der Save. — Scenerie mit Reflexion. — Ein Jungbosnier. — Wien und das Südslaventhum. — Die Rajah und die Ereignisse. — Die Christenemancipation. — Das europäische Dilemma.

---

Von unserm Freunde, in dessen Behausung wir die Nacht zugebracht, und der uns am folgenden Morgen aus der Festung und an das Ufer der Save begleitet, nehmen wir den herzlichsten Abschied, indem wir ihm alles erdenkliche Glück unter der Fahne wünschen, der er nunmehr zugeschworen.

Ein Kahn, der am Ufer bereit steht, geführt von vier kräftigen Bosniakenarmen, schafft uns ans gegenseitige Ufer, und so befinden wir

uns denn wieder auf östreichischem, oder wie die Türken drüben sagen, auf deutschem Boden.

Es ist in der Nähe der östreichischen Grenzfestung Gradiska, wo wir landen, an derselben Stelle, an welcher das von Sissek herabkommende Savedampfboot anzulegen und im Vorüberfahren Frachten und Reisende aufzunehmen pflegt.

Wir kamen eben zur rechten Zeit. Das Signal, welches die Ankunft des Dampfers anzeigt, ist bereits aufgehißt, über den Baumgipfeln stromaufwärts werden die dem Schlot entsteigenden Rauchwolken sichtbar.

Noch eine kleine Viertelstunde, und das Boot hat sich geschwenkt, hat Frachten und Leute abgesetzt und wieder eingenommen — ein Glockenzeichen, und weiter rauscht es stromabwärts.

Die Savedampfschiffahrt, ein Seitenzweig der großen Unternehmung der Donaudampfschifffahrt, bietet schon jetzt dem ganzen Ländergebiete zu beiden Seiten dieses Flusses, von Sissek angefangen bis Belgrad, wo er in die Donau mündet, außerordentliche Vortheile, und ist für

die Zukunft dieser Länder von unberechenbarer Bedeutung. Bei dem völligen Abgang eines zweckmäßigen Straßensystems auf türkischer und bei dem unvollkommenen Straßenwesen auf östreichischer Seite ist sie fürs erste in diesem Augenblicke das einzige bequeme, sichere, billige und schnelle Verkehrsmittel zwischen Kroatien, Slavonien und der Militärgrenze einerseits, Bosnien und Serbien andererseits, sowie auch zwischen allen diesen Ländern untereinander. Es gibt weder für Waaren noch für Menschen im ganzen Umfange dieses ziemlich ausgedehnten Ländergebiets eine praktischere Communication, als eben diese. Noch weit wichtiger aber wird die Bedeutung dieser Schiffahrtslinie durch die Ausdehnung ihres Verkehrs nach Westen sowol als nach Osten. In ersterer Richtung wird dieser Verkehr durch die Kulpa vermittelt, auf welcher die Frachten bis Karlstadt gebracht werden, um von da aus auf der trefflichen Luisenstraße über den Karst nach Fiume ans Meer zu gelangen. Im Osten schließt sich die Saveschiffahrt an jene der Donau an, und vermag ihre Ladungen auf diesem Wege durch die gesammten Donau-

länder bis nach Konstantinopel zu verfrachten. Ist nun einmal ein Eisenbahnzug zwischen Karlstadt und der nach Triest führenden Südbahn hergestellt, so sind Kroatien, Slavonien, Bosnien und Serbien mit dem Osten sowol als dem Westen in lebhaften Verkehr getreten und liegen nicht mehr irgendwo abseits in Europa, sondern an einer Weltstraße. Daß sich Rußland an dieser Weltstraße gern festsetzen, daß es seine Schlagbäume gern soweit möglich stromaufwärts rücken möchte, und wäre es auch nur bis ans Eiserne Thor, glauben wir ihm gern. Alle Freundschaft, die es für Oestreich hegt, würde dann nicht hindern, daß es der Ausdehnung der Industrie- und Handelsinteressen dieses Reiches nach Osten den empfindlichsten Streich versetze. Der Industrie Oestreichs den Weg nach den Donauländern und nach dem Oriente abzuschneiden, um diesen die Experimente seines eigenen kostspieligen Fabrikwesens aufzubürden — wer wollte es dann daran hindern?

Doch hoffen wir, daß es soweit nicht erst komme, und vergönnen wir uns, so lange das Häuflein weißer Wolken, das sich drüben über

den Gipfeln der bosnischen Waldgebirge anzusammeln beginnt, nicht drohender angewachsen und herangerückt, eine nähere Betrachtung des Panoramas, durch welches mittendurch uns der rauschende Flug des Bootes dahinträgt!

Ein Panorama! Doch nur ein Panorama mit dem vorherrschenden Eindruck von Einsamkeit, ja selbst von Oede! Das linke Ufer von Sissek bis gegen Mitrowitz hinab nichts als eine endlose Fläche, die, nur an einzelnen Stellen etwas mehr abschüssig, nur an wenigen steil, den Strom meist dünenartig begrenzt. Kein Baum, kein Strauch, kein Gebüsch, noch weniger ein Wald. Nichts als grünes Sumpfland, unterbrochen von wenig Saatfeldern und etwas Schilf. Zuweilen nur lugen hier und da in langer Linie die armseligen Dächer eines Militärgrenzdorfes, oder hinter einem grasbewachsenen Erdwalle die wenigen Gebäude einer gegen die Türken gerüsteten Grenzveste hervor, um den Blick, nachdem sie ihm einen Moment zum Ruhepunkt gedient, wieder stundenlang über die leere Oede hinschweifen zu lassen, ehe er am geradlinigen Horizont wieder ein paar dunkle

Punkte entdeckt, die ihn eine menschliche Wohnung ahnen lassen. Fiele der Blick nicht von Strecke zu Strecke auf ein Wachthaus, das oft nur auf vier Holzpfählen sich mitten aus dem Sumpfe erhebt, und von dessen Galerie das Bajonnet des Grenzers im Sonnenschein herüberfunkelt, man könnte manchmal meinen, am Rande der Wüste hinzufahren.

Wie ganz anders finden wir es drüben am rechten Ufer! Hier reichen die Eichenwälder Bosniens bis hart an den Strom heran, und tauchen, indeß sich ihr dichtbelaubtes Geäst in der Wassertiefe abspiegelt, die phantastischen Geflechte ihrer uralten Wurzeln in die Flut hinab. Nur an einzelnen Strecken, wo die alten Stämme für den Schiffbau ausgehauen oder zu Kohlen niedergebrannt wurden, lichten sich diese Wälder zu wildverwachsenen Einsamkeiten, aus denen hier und da ein von Axt und Flamme verschont gebliebener Baumstamm einzeln emporragt. Selten zeugt ein ausgedehntes Stück Schilfland von zu Grunde liegendem Sumpfe, noch seltener eine Rauchsäule von menschlicher Behausung; höchstens hier und da die Schilfhütte eines Hirten

oder Schiffers, ein an einen Baumzweig sicher gebundener Kahn. Und hinter dem Allen in näherer oder weiterer Ferne die blauenden Hochgebirge, der liederreiche Sitz der Haiduken.

Dieser Charakter der Uferlandschaft ist kein vorübergehender. Von hier angefangen bis weit im Osten an jener Stelle, wo sich die Donau bei ihrer Einmündung in den Pontus in ein vielfach verschlungenes Netz von Armen zertheilt, bleibt er ein und derselbe. Mit Ausnahme der Strecke von Mitrowitz bis zur Einmündung der Save in die Donau, auf welcher die syrmischen Gebirge mit ihren fruchtbaren Abhängen den Strom begrenzen, und jener des südöstlichen Banates, wo sich die Donau zwischen den malerischen Partien der südlichen Karpathen hindurchbewegt, bieten die linken Ufer überall den Anblick der hügellosen sumpfigen Fläche, die rechten das Bild berg- und waldreicher Landschaft.

Und seltsam! Wenn auch ursprünglich Söhne eines und desselben slavischen Stammes, die noch immer eine und dieselbe Sprache sprechen, der höchstens eine kleine Verschiedenheit des Dialekts,

hier und da einen etwas andern Ausdruck aufprägt, sind doch die Anwohner beider Ufer, wie durch den Strom in ihren Wohnsitzen, so durch Geschichte und Geschick in ihren Sitten und in ihrem ganzen Wesen verschieden.

Die Väter beider haben gegen die rothe Fahne der Eroberer des Ostens zu Felde gestanden; die besten Helden beider haben bis auf den letzten Mann das Kreuz und mit diesem das Interesse der gesammten europäischen Cultur und Christenheit gegen die Sultane der Osmanen vertheidigt; nur daß die hinter den Wäldern des rechten Ufers drüben das Joch des Siegers als besiegte Rajah bereits im fünften Jahrhunderte tragen, die auf den Ebenen des linken Ufers es nach blutigen Kämpfen wieder abschüttelten; jene um sich bald darauf in bedrückende Renegaten und zwiefach bedrückte Glaubenstreue zu zerklüften, diese, um die Waffe nicht wieder aus den Händen zu legen, sondern als eine ununterbrochene Kette kriegerisch gerüsteter Grenzwächter der Pest und dem Islam den Uebertritt zu verwehren.

Unwillkürlich drängt es uns, indem wir die-

sen Scheidestrom hinabgleiten, der merkwürdigen Geschicke des ausgedehnten Stammes der Südslaven zu gedenken; denn nicht leicht dürfte die Geschichte ein zweites Beispiel so tiefgreifender Zerklüftung aufzuweisen haben. Zuerst durch die Kirche; das Christenthum des Ostens sagt sich vom Christenthum des Westens, Byzanz von Rom los. Der Stamm der Südslaven, gerade zwischen innen gelegen, kann weder dahin noch dorthin ganz halten; er zerfällt, rein der geographischen Lage nach, folglich dem Princip der Opportunität folgend, in zwei große Gruppen, von denen die eine im Osten orthodox bleibt, die andere im Westen katholisch wird; die eine den Patriarchen von Konstantinopel als das rechtmäßige Haupt der Christenheit, die andere den Papst in Rom als den rechtmäßigen Nachfolger und Erben Petri anerkannt; der erste und unstreitig nachhaltigste Bruch ist geschehen.

Nun kommt das Schwert der Osmanen. Nur mit Mühe gelingt es, die siegenden Horden von den Pforten Deutschlands über die Donau und Save zurückzudrängen, und ihrer Herrschaft diese Ströme als Grenzen zu setzen. Die diesseits Woh-

nenden bleiben, wenn auch bereits untereinander in Katholiken und Orthodoxe zerfallen, dem Kreuze und ihren historischen Erinnerungen treu, während die jenseits, dem Brennusschwert ihrer Ueberwinder gegenüber, nur die Wahl behalten zwischen dem traurigen Loose christlichen Sklaventhums und dem durch das Opfer der Glaubensabschwörung zu erkaufenden islamitischen Herrenthums. Nicht alle vermögen den Verlockungen dieses letztern zu widerstehen. Eine neue Zerklüftung findet statt. Ein Theil zieht es vor, allen Rechten und allen Ansprüchen zu entsagen, um das Joch der Rajah auf sich zu nehmen, ein anderer verleugnet das Kreuz sowol als seine historische Vergangenheit und wird mohammedanisch.

So sehen wir denn die Ufer der Save und Donau heutzutage von den buntesten Bruchtheilen eines ursprünglich einheitlichen Völkerstammes bewohnt, und einzelne derselben einander sogar mehr minder feindlich gegenüberstehen.

Da haben wir am linken Ufer der Save Katholiken gemischt mit Orthodoxen, theils unter östreichisch bürgerlicher Staatsverwaltung,

theils in der Ausnahmsstellung des Militärgrenzsystems. In den Gegenden an der obern Save herrscht der Katholicismus, an der untern Save die orthodoxe Lehre vor. Am rechten Ufer der Save finden wir die Bevölkerung Bosniens in Katholiken und Mohammedaner getheilt, die erstern sich dem katholischen Dalmatien anschließend, die letztern, ihres christlichen Ursprungs längst vergessend, zu den treuesten Anhängern der Pforte zählend.

Nur ein kleiner Theil der alten südslavischen Bevölkerung, unzugänglich in seinen Gebirgen dem Schwerte der Eroberer sowol als politischen Einflüssen, hat sich bis auf den heutigen Tag orthodox erhalten — die Montenegriner.

Weiter abwärts am rechten Saveufer, in Serbien, finden wir wieder die orthodoxe Lehre, und eingekeilt zwischen zwei streng türkisch regierte Provinzen, einen heranblühenden unabhängigen Staat, der sich für berufen hält in Rivalisirung mit Griechenland der Krystallisationspunkt eines orthodoxen Südreiches zu werden.

Verfolgen wir den Verlauf der Donau, so haben wir am rechten Ufer wieder die orthodoxe,

Lehre unter der Herrschaft des Islams — das fleißige aber arme Volk der Bulgaren; am linken die vom Islam geräumte Walachei und Moldau, bewohnt von romanisirten Slaven, die jedesmaligen Sündenböcke der russischen Politik, christliches Paschathum neben Bojarenwirthschaft, barbarischen Luxus neben barbarischer Verthierung, kurz — vielleicht die unglücklichsten und beklagenswerthesten Landstriche von ganz Europa.

Welche Zukunft dieser so merkwürdig zerklüftete Stamm entgegengehe — wer mag das im Vornherein berechnen wollen? Die Sympathien der verschiedenen Theile divergiren zu mannichfaltig, nach Osten, nach Westen, nach Norden und selbst nach Süden hin; nach Osten mit dem Islam, nach Westen mit Rom, nach Norden mit Rußland, nach Süden mit Griechenland! —

Die Gestalt eines schlanken, kräftig gebauten jungen Mannes, der nicht weit von uns seit längerer Zeit am Schiffsgeländer lehnt, und dessen Auge ebenfalls mit mehr als gedankenloser Betrachtung die Gegend zu durchirren scheint, zieht endlich unsere Aufmerksamkeit auf sich.

Der junge Mann, wiewol ein Ernst in seinem Wesen liegt, der uns veranlassen möchte, ihn für älter zu halten, kann doch nicht viel über die Mitte der zwanziger Jahre hinaus sein. Sein ganzes Aussehen sowie sein Anzug hält eine gewisse Mitte zwischen Europäischem und Orientalischem. Ein Fehs mit einer reichen blauen Quaste sitzt ihm über einer Fülle schwarzen Lockenhaars, werth des Neides des untadelhaftesten Helden der pariser Salons. Sein Unteranzug besteht aus Weste und Beinkleidern nach europäischem Schnitte. Der Ueberrock und die Fußbekleidung, dann eine Art Leibchen, sind türkisch. Ein feiner, wohlgepflegter Schnurrbart im Verein mit einem Paar blitzender Kohlenaugen, geben den intelligenten leichtgebräunten Zügen einen Interesse erweckenden Ausdruck. An den Fingern funkeln kostbare Ringe. Von ebenfalls kostbarer Art scheint uns der Tschibuk, den der junge Mann raucht.

Täuscht uns unsere Kenntniß der Leute und des Landes nicht, so glauben wir in ihm einen Repräsentanten jener jungbosnischen Propaganda vermuthen zu dürfen, über die uns der politisirende Mehandschi in seiner Weise einige unzu-

sammenhängende Mittheilungen machte, und deren Bestand der Pforte durchaus nichts weniger als gleichgültig sein darf.

Eine Unterhaltung, die wir versuchen wollen mit ihm anzuknüpfen, wird uns bald belehren, ob wir uns in unserer Voraussetzung geirrt oder nicht!

Wir holen vom Wetter oder auch von der Landschaft aus. Das ist so auf Reisen das beste Mittel Jemandem näher zu rücken.

„Es ist die Gegend von Brod", erwidert der junge Mann auf unsere Frage, in welcher Gegend wir uns beiläufig befänden. „Dort drüben hinter jenem Eichenstand das Blaue, ist das Wutschiak-Gebirge, das andere die Zarewa-Gora! Hinter beiden liegt meine Heimat, die nesretna Bosna!"

Es ist ein bezeichnender Sprachgebrauch, daß die bosnischen Christen ihre Heimat eben nicht anders als nesretna, das unglückliche Bosnien, nennen.

„Ein gesegnetes, fruchtbares Land; wenn auch etwas öde an den Ufern, doch im Innern, wie man es schildert, voll der herrlichsten Höhen und Thäler ..."

„Nicht für uns, Herr, nicht für die Rajah, das

dürft Ihr nie vergessen, wenn Ihr von Bosnien oder sonst einem Lande da drüben sprecht! Wir Rajah haben von all der Herrlichkeit eben nichts mehr, als daß wir sie mit anschauen dürfen. Und das müssen wir theuer genug bezahlen. Unser von dem Allen ist keine Spanne groß Landes. Wir sind das ärmste Volk auf Erden!"

Den Bosnier also hätten wir richtig erkannt. Daß wir uns aber auch in dem Kerne des jungen Mannes nicht irrten, das glauben wir ebenfalls bereits für gewiß annehmen zu können. Indeß können wir uns nicht enthalten, seine letzte Aeußerung mit einem Blicke nach den funkelnden Ringen zu erwidern, die seine feingeformte Hand zieren.

Dies scheint ihm nicht zu entgehen.

„Nach mir dürft Ihr die Rajah nicht beurtheilen", fährt er in gewählter bosnischer Ausdrucksweise fort. „Ich bin Kaufmann und habe mich seit meiner Kindheit viel in der Welt herumgetrieben. Der Kaufmann erwirbt, verliert, erwirbt wieder, und lernt es am Ende ertragen, daß er eben nichts Anderes sein nennt, als seine Waare und sein Geld. Aber die An-

dern!... Und eine Handvoll Waare und eine Handvoll Gold und ein funkelnder Fingerring, meint Ihr, das könne Einen vergessen machen, daß man mit alledem doch nicht viel besser ist als ein Hund? Gäbe es nicht für Unsereins den einen Trost wenigstens, daß man von Zeit zu Zeit aus diesem Lande der Knechtschaft hinauskommt in das freie Oestreich, nach Agram, nach Pest, nach Wien, und da wieder einmal Menschen sieht, an die kein Seraskier und kein Pascha ein Anrecht hat, Brüder Bulgaren, Serben, Herzegowiner und Montenegriner, mit denen man sich im fremden Lande über das Leiden der Heimat und über die Hoffnung, daß nun Dem bald ein Ende werden muß, besprechen kann, wahrhaftig, es lohnte sich nicht der Mühe, länger zu athmen!"

Wir können bei diesem Anlasse nicht umhin, die Bedeutung der Nachbarschaft Oestreichs, insbesondere aber Wiens, für die Einigung und Verständigung der Südslaven untereinander sowol als mit den verwandten nordslavischen Stämmen hervorzuheben.

Wien ist der große Markt, von welchem die

Kaufleute fast aller südslavischen Gebiete ihren Waarenbedarf einholen. Bedeutende Handlungshäuser südslavischen Ursprungs haben sich da bleibend niedergelassen und bilden einen einflußreichen Mittelpunkt dieses Handels sowol, als auch mancher andern nationalen Interessen. Kaufleute aus allen Theilen Bosniens, Serbiens und Bulgariens kommen hier zusammen und finden da zahlreiche Stamm- und Glaubensverwandte aus Kroatien, Slavonien und der Wojwodina. Bei diesen sowol als bei ihren ansässigen Landsleuten finden sie die freundlichste Aufnahme, und kommen bald nicht nur mit ihnen, sondern auch mit Slaven anderer Gegenden in vertrauensvolle Beziehung. So erweitern sich ihre Anschauungen von Welt und Leben, von Geschichte und Politik, und ihr Zusammenhang mit der Welt und ihren Interessen gelangt ihnen zu Bewußtsein. Hat man seine Geschäfte abgethan, so erzählt man dies und jenes aus der Heimat, bespricht die Verhältnisse derselben und tauscht auf diese Weise mancherlei Gedanken und Ansichten über Gegenwart und Zukunft ein, für deren Verbreitung man, einmal heim-

gekehrt, ebenso dankbaren als fruchtbaren Boden findet. Aber auch für die südslavische Literatur ist Wien seit langen Jahrzehnden, und zwar eben infolge dieses Zusammenströmens von zahlreichen Repräsentanten aller Stämme, ein sehr thätiger Ausgangspunkt. Südslavische Gelehrte und Schriftsteller haben sich entweder bleibend hier niedergelassen oder doch ihre Schriften hierher zur Veröffentlichung gebracht. So bildete sich aus dem Mittelpunkte commercieller bald ein Mittelpunkt geistiger Interessen heraus, an denen sich zu betheiligen die aus allen Enden der südslavischen Welt Herbeiströmenden für eine heilige Sache des Patriotismus hielten. Man unterstützte, man pränumerirte reichlich. Die Herausgabe manchen sehr wichtigen und einflußreichen Werks ist durch solches gemeinsame Wirken ermöglicht, und das Werk selbst dadurch so zu sagen allen südslavischen Stämmen gleich werth geworden, und half, wenn es der heimkehrende Trgowatz seinen Landsleuten als das neueste gedruckte Werk mitgebracht, das angeknüpfte Band der Einigung und Verständigung stets enger und enger knüpfen. Dieser Einfluß

Wiens auf die Entwickelung des südslavischen Bewußtseins führte in seinem weitern Verfolge ein zahlreiches Zusammenströmen bildungsbegieriger junger Leute aus allen Theilen des östreichischen sowol als des türkischen Südslaventhums herbei. Man widmete sich hier mit einem Fleiß und Eifer, wie er wirklich nur aus dem Bestreben hervorzugehen pflegt, dereinst seinem Vaterlande nützlich zu werden, den verschiedensten Gebieten der Wissenschaften, ja selbst der Künste. Man vergaß aber darüber auch nicht der nationalen Interessen; man knüpfte Freundschaften und Verbindungen an, man war in der Ferne für die Heimat thätig, blieb, einmal dahin zurückgekehrt, mit seinen Freunden in fortwährender Verbindung, und brachte so die südslavischen Bestrebungen auf jenen Standpunkt fast allgemeiner Einigung und Verständigung, auf welchem wir ihnen heutzutage begegnen. —

Die wenig zurückhaltende Weise, in welcher der junge Bosnier keinen Anstand nimmt sich auszusprechen, bringt es von selbst mit sich, daß wir in ganz ungezwungener Weise bald auch auf die große Frage des Tages — die

Angelegenheiten des Orients — zu sprechen kommen.

Wir staunen nicht, den jungen Kaufmann über Alles, was seit dem Auftreten des Fürsten Menschikoff in Konstantinopel bis auf den heutigen Tag in der Sache vorgefallen, bis in die kleinsten Details bestunterrichtet zu finden. Von Interesse aber erscheint es uns, wenn er uns versichert, daß nicht nur er, sondern daß fast die ganze Rajah im Umfange Bosniens, wenigstens den Hauptsachen nach, über den Gang der Angelegenheit wohlunterrichtet sei. Zeitungen gebe es da gar keine oder doch nur sehr wenige. Nichtsdestoweniger erfahre Alles, was zu den Interessen und Wünschen der südslavischen Stämme in irgend einer Beziehung stehe, in kürzester Zeit die allgemeinste Verbreitung.

Diese Empfänglichkeit, diese Theilnahme für politisches Leben und politische Bewegung, von der bis vor wenigen Jahren unter dem geknechteten Volke noch keine Spur zu entdecken war, verdient durchaus alle Beachtung. So schwer das türkische Joch auf dem Nacken der Rajah lastete, so zahlreich und blutig auch die Erhe-

bungen gegen die unerträglichste aller Gewaltherrschaften von jeher waren: so lange die Rajah nicht dachte, so lange sie sich nicht im Zusammenhange mit dem übrigen Europa fühlte, war sie nicht zu fürchten. Nun sie zuerst durch die Ereignisse in Griechenland, durch jene in Serbien und Montenegro, und endlich durch die Vorgänge der jüngsten Gegenwart geweckt ist; nun sie sieht, daß aller Welt an ihrem Geschicke etwas liegt, gleichviel ob aus selbstischen oder blos humanistischen Gründen: nun dürfte sie kaum mehr in den Zustand früherer Lethargie zurückzubringen sein. Knirschte sie auch damals zuweilen und erhob die Faust, so that sie es wie der Sklave hinter dem Rücken seines Herrn; heute thut sie es, wie einst Spartacus mit den Seinen in Capua, offen und frei.

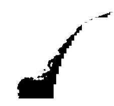
Was nun die Angelegenheit selbst betrifft, um deren Willen die Parteien eines Welttheils, wenn nicht geradezu alle in offener Feldschlacht, so doch mit bewaffnetem Worte einander im Kampfe gegenüberstehen, so ist der Standpunkt, von welchem aus wir sie von unserm bosnischen Reisegefährten beurtheilt sehen, allerdings ein

rein localer, rein auf das Interesse des nächsten Ichs beschränkter; insofern er uns aber die Wünsche und Bestrebungen einer sehr namhaften Masse der zunächst Betheiligten überblicken läßt, jedenfalls ein beachtenswerther.

Wie es mit der Rajah jetzt stehe, meint er, so könne es unmöglich länger bleiben. Geholfen müsse ihr werden. Von welcher Seite ihr Hülfe komme, das gelte ganz gleich, wenn nur überhaupt geholfen wird. Daß sich ihre Hoffnungen zunächst Rußland zuwandten, habe weniger in Glaubens- und Stammesverwandtschaft seinen Grund, als einfach darin, daß sich noch Niemand Anderer ihrer angenommen habe. Man wisse recht wohl, was man von Rußland zu erwarten habe; und namentlich in Bosnien und bei der katholischen Rajah sei es vor allem Andern Oestreich, wohin man von jeher sein Augenmerk gewandt. Allein Oestreich habe zwar mit den Türken viel Krieg geführt, am Ende aber stets wieder die eroberten Länder mitsammt der Rajah an das Regiment des Erbfeindes zurückgeliefert, aus dessen Joch es sie hatte befreien wollen oder doch sollen. Nicht so sei es

mit Rußland. Wo immer noch Rußland die Hand im Spiele hatte, sei es für die Türken nie wieder auf den alten Stand zurückgekommen. So bei den Walachen, den Moldauern, den Serben, den Griechen. Freilich wären alle diese dafür aus Einer Kette in zwei gerathen, oder eigentlich in drei. Da wären nun Türke, Russe und noch ein Extrafürst Herr im Lande. So schlimm das aber nun sei, so sei doch wenigstens nicht der Türke allein Herr, und wie immer, etwas Recht und Ordnung gebe es doch im Lande.

„Was bleibt uns also übrig", fährt er fort, „als, wenn auch nicht unser Heil, doch irgend eine Aenderung in unsern Zuständen von Rußland her zu erwarten? Es ist die einzige Macht, die, wenn wir uns auch nach nichts weniger sehnen, als unter ihrem Scepter zur christlichen Rajah zu werden, doch gegen unsern Feind zu Felde zieht, und daher unser Verbündeter ist. Wir müssen für den Augenblick zu Rußland halten, denn uns kann nur eine Revolution helfen, und Rußland macht jetzt Revolution für uns. Daß wir, wenn einmal die Pforte liegt, nicht



russisch werden, dafür wird Europa sorgen; daß wir, wenn wir es dennoch werden sollten, es nicht bleiben, das ist unsere Sorge."

Das Programm der Rajah ginge also nach dem mit einfachen Worten darauf hinaus: die Türkei muß jedenfalls aufhören ein von den Türken beherrschtes Reich zu sein. Was an ihre Stelle tritt, das gilt vor der Hand gleich; seien es nun russische Provinzen oder abhängige Schattenfürstenthümer. Die Hauptsache ist, daß wir ein für alle mal aufhören türkisch zu sein. Einmal das erreicht, wird sich alles Andere dann von selbst geben, und die weitere Entwickelung der Zustände kann nicht verfehlen, unsere einzige natürliche und von uns wirklich angestrebte Zukunft zu verwirklichen: die staatliche Selbständigkeit des südlichen Slaventhums.

Von der Verheißung der Pforte, die Christen fortan mit den Mohammedanern in allen Rechten und Pflichten gleichhalten zu wollen, will unser Reisegefährte nichts wissen, und wir müssen gestehen, daß wir ihm in diesem Punkte vollkommen und unbedingt zur Seite treten. Eine Versöhnung zwischen dem türkischen und

christlichen Elemente ist von der einen wie von der andern Seite gleich unmöglich. Stillstand und Bewegung, Hemmniß und Streben, Wasser und Feuer, Verwesung und Leben können nie einen Bund eingehen. Und weil das die Türken ebenso gut einsehen als die Christen, so vermögen alle Garantien der Welt die letztern vor den erstern nicht sicher zu stellen, so lange diese die Herrscher sind. An Zusagen, so lange sie sich in Noth befinden, wird es nicht fehlen. Sind sie einmal außer Gefahr, dann kehrt Alles bald wieder ins alte Geleise zurück, oder doch möglichst nahe daran, und da man nicht wieder jedes einzelnen Falles wegen gleich einen Krieg anfangen kann, so wird es dann vor der Hand wieder eine Weile so bleiben. Und das ist es, was wieder die Rajah recht gut weiß. Was immer man daher von Deputationen und Ergebenheitsadressen der Rajah spricht, um ihre Sympathien für die Pfortenregierung darzuthun, es ist entweder völlig unwahr oder durch die Umstände erzwungen, und deshalb ebenso unwahr als alle Turkophilie, welche von gewissen Zeitungen und Persönlichkeiten zur Schau getra-

gen wird. Gab es noch irgend ernstliche Türkenfreunde, die vielfachen Einblicke in die türkische Misère, die vervielfältigte Berührung mit diesem moderduftigen Stamme, welche eben die Gegenwart mit sich bringt, muß sie beim besten Willen zu andern Ansichten führen.

Was die Mächte Frankreichs und Englands dazu bewege, unter solchen Verhältnissen auf die Seite der Pforte zu treten, das ist unserm bosnischen Reisegefährten ein Räthsel. Weil sie nicht augenblicklich Hand ans Werk legen, und dem „todten Manne" den Garaus machen helfen, sieht er nicht, daß sie im Grunde dasselbe Ziel vor Augen haben, als er selbst, kein anderes vor Augen haben können; meint er, sie glauben wirklich an die Lebensfähigkeit des osmanischen Reiches, und es sei ihr Ernst, es zu erhalten. — Sollen wir versuchen, ihn zu überzeugen, daß dies nichts weniger als der Fall sei, daß der Widerspruch, in welchem das Vorgehen der europäischen Mächte zu dem Ziele steht, welches sie vor Augen haben, nur ein scheinbarer sei; daß sie in dem Dilemma, in welchem sich Europa befindet, nicht anders vor-

gehen können als sie vorgehen, wenn sie den Welttheil selbst nicht preisgeben wollen?

Europa hat nämlich nicht einen, sondern zwei große Feinde, die ihm in seiner Fortentwickelung hinderlich im Wege stehen, und die ihm, der Eine wie ein Keil im Fleische, der Andere wie ein Alp auf der Brust drücken: die Türkei und Rußland.

Europa, und namentlich das westliche, überfüllt wie es ist von geistiger und industrieller Entwickelung, von socialen und politischen Gährungsstoffen, bedarf vor allem Andern des Raumes, um diesen in ihm aufgehäuften Elementen eine Ausdehnung zu ermöglichen und sich der überschüssigen und Gefahr drohenden Spannkraft derselben zu entledigen. Es muß Länder haben, wohin sich seine unbenutzten geistigen Kräfte wenden, um einen Wirkungskreis zu erwerben; es muß sich neue Märkte für den Absatz seiner Fabrikate schaffen; es muß endlich seine immerwährenden socialen und politischen Schwingungen ins Gleichgewicht zu bringen trachten. Eine Ausdehnungsmöglichkeit nach dem Westen ist ihm von Natur aus nicht ertheilt. Es sieht sich

daher einzig und allein nach Osten gewiesen. Es ist als wäre der Moment eingetreten, wo die Woge der Entwickelung des Menschengeschlechtes umschlagen und sich zurückwenden muß. Seit Jahrtausenden hat die Cultur ihren Weg von Osten nach Westen genommen, und zwar unter der merkwürdigen Erscheinung, daß sie, während sie vorwärts schreitend immer neue Strecken eroberte, in den rückwärts gelassenen Gebieten allmälig wieder abblühte. Im äußersten Westen Europas angelangt, muß sie sich, um sich fortzuentwickeln, wieder zurück nach dem Osten wenden, und ihren Eroberungszug dahin antreten, woher sie in ihren Anfängen ausgegangen. Diesem naturgesetzlichen Bestreben aber steht vor allem Andern die Türkei mit ihrem widernatürlichen Verhältnisse, daß eine bildungsunfähige, altersschwache Minorität, eine bildungsfähige und kräftige Majörität, gestützt auf die Fiction, daß dies eine europäische Nothwendigkeit sei, wie ein unüberwindliches Bollwerk entgegen; und es erwächst daher daraus die Nothwendigkeit, sie von Allem zu räumen, was diesem naturgesetzlichen Bestreben hinderlich ist, ih-

ren Boden, ihre Bevölkerung nicht länger der Cultur, dem freien Verkehre, der Industrie, den Wissenschaften, den gesellschaftlichen und politischen Institutionen Europas vorzuenthalten.

Steht nun das Osmanenthum in Europa dem Bedürfnisse dieses Welttheils, seine Thätigkeit gegen Osten hin auszudehnen, blos hinderlich im Wege, und zwar nicht aus absolutem Widerstreben gegen europäische Cultur, sondern aus innerer Unmöglichkeit, sie in sich aufzunehmen, so sucht ihm Rußland dagegen, und zwar grundsätzlich, diesen Weg völlig abzuschneiden.

In seinem innersten Wesen der geistigen Entwickelung feind, die socialen und politischen Ideen des westlichen Europa verabscheuend und sich davor hermetisch abschließend, auf dem Gebiete der Industrie unfähig damit zu concurriren, sieht es kein anderes Mittel, sich vor diesen mächtigen Agentien zu wahren, als indem es Europa vom Osten möglichst abschließt, ihm jede Ausdehnung dahin unmöglich macht, und es nöthigt, mit der Ueberfülle der in ihm angehäuften Elemente einer Katastrophe entgegenzugehen, aus der nur es allein Vortheil zu ziehen

vermöchte. Rußlands letztes Ziel ist, Europa zu erdrücken, und deshalb ist es sein Feind.

Nun findet sich Europa diesen seinen beiden Feinden gegenüber in der eigenthümlichen Lage, sie miteinander im Kampfe zu sehen. Könnte es hoffen, daß Einer den Andern aufreiben werde, es könnte ruhig zusehen und sie Beide gewähren lassen. Dies ist aber keineswegs zu erwarten. Vielmehr konnte man mit unfehlbarer Gewißheit voraussehen, Rußland würde die Türkei, wenn man es ungehindert über sie herfallen ließe, mit leichter Mühe überwältigen und vernichten. Diese Macht, die keine ist, die altersschwäch und morsch in ihrem ganzen Wesen, unfähig ist, sich innerhalb ihrer eigenen Grenzen Anerkennung zu verschaffen und nach außen hin jeden Augenblick neue Demüthigungen erfährt, — die nur dadurch noch besteht, weil sie von den andern Mächten um der Fiction des Gleichgewichts halber zusammengehalten wird, — die es nicht hindern kann, daß alle zehn Jahre ein anderes Stück des Reiches ihr den Gehorsam kündigt: diese Macht würde auch unfähig gewesen sein, einem Feinde zu wider-

stehen, der sie mit seinen Massen geradezu unterdrückt hätte. Und hierin ist gerade der Umstand zu suchen, der Europa in dem Streite seinen Platz anwies.

Die Türkei ist widerstandsunfähig. Rußland weiß dies recht wohl, und weil es weiß, daß sie dem Ausdehnungsbestreben Europas über kurz oder lang von selbst würde anheimfallen müssen, sucht es sie zu vertilgen und sich, das widerstandsfähigere, an ihre Stelle zu setzen. Gerade daran aber es zu hindern, liegt in Europas eigenstem Interesse, ist ihm durch das unabweisliche Gesetz der Selbsterhaltung geboten. Es hat zwischen zwei Uebeln das kleinste zu wählen, und wer kann sich dann verwundern, daß es auf seinem Zuge nach dem Osten lieber die Türkei als Rußland sich im Wege liegen sieht? Die Türkei ist in der Auflösung begriffen, und nicht lange mehr kann es dauern, und der Islam hat der europäischen Cultur Platz gemacht, den Weg gebahnt. Rußland würde Europa die Erfüllung seiner Mission noch auf Jahrhunderte hinaus verunmöglichen! Wer dies bedenkt, der kann darin keinen Widerspruch finden, in diesem kritischen Moment die christ-

lichen und allerchristlichsten Mächte auf der Seite des „Erbfeindes der Christenheit" einer christlichen Macht gegenüberstehen zu sehen. Es handelt sich jetzt nicht um einen Triumph des Kreuzes, sondern um eine freie Straße der Cultur! Es handelt sich nicht darum, die Türkei zu stützen, sondern Rußland zurückzudrängen; nicht um ein Auftreten für die Türkei, sondern gegen Rußland; um einen Augenblick Waffenstillstand mit unserm schwächern Gegner, um gemeinsam mit ihm erst des Stärkern Meister zu werden.

Was nun das sogenannte europäische Gleichgewicht anbelangt, so können wir nicht umhin, darauf zurückzukommen, daß es lediglich eine Fiction sei. In Wirklichkeit besteht es nicht. Ein Körper, in welchem sich die Kräfte in ungleicher Spannung befinden, ist nicht im Gleichgewicht; und in Europa ist dies der Fall. In Wirklichkeit wird das europäische Gleichgewicht erst dann hergestellt sein, wenn das osmanische Reich in die Interessen Europas nicht als todte Masse, als strittige Hinterlassenschaft eines fremden Elements, sondern als assimilirt durch Cultur, Industrie, Verkehr, sociale und politische

Institutionen hineingezogen und Rußland nicht im Stande sein wird, dem Welttheil die offene Straße nach dem Osten zu vertreten. Bis dahin schreibe man Noten so viel man wolle, ersinde die Diplomatie die geistreichsten Auskunftsmittel: es ist Alles nur lauter Provisorium, lauter Palliativum!

Wir haben das Unserige gethan, und so gut wir es in der Muttersprache unsers Mitreisenden vermochten, ihm die Nothwendigkeit der Haltung begreiflich zu machen versucht, welche Europa in der östlichen Frage einnimmt.

Großen Erfolges haben wir uns gleich in vornherein nicht versehen. Kämen die Diplomaten von ganz Europa zusammen, sie würden sich vergeblich abmühen, die Rajah, die eben nur fühlt, wo sie ihr Schuh drückt, für andere Ueberzeugungen zu gewinnen, als daß man, ehe irgend etwas Anderes geschieht, dreinhauen und die Türken mit Stumpf und Stiel ausrotten müsse. Immer und immer wird sie auf dies „Ego vero censeo Carthaginem esse delendam" zurückkommen. Daß dies in diesem Augenblicke nur in Gemeinschaft mit Rußland geschehen





könnte, und für die Gefahren, die hieraus dem übrigen Europa erwüchsen, hat sie keinen Sinn.

So auch unser bosnischer Reisegefährte.

Mit großer Aufmerksamkeit hat er uns zugehört. Am Ende aber erfaßt er unsere Hand, drückte sie dankbar, und spricht kopfschüttelnd: „Ihr mögt Recht haben ... aber Ihr seid eben nicht Rajah!" — und geht.

## XIII.

Physiognomie der Kajüte eines Savedampfers. — So viel Köpfe, so viel Meinungen; auch Theilungsprojecte. — Allah ist groß, sein Wille geschehe!

---

Die Wolken, die wir fern über den bosnischen Gebirgen emporsteigen sahen, sind indessen näher gerückt. Der Himmel hat sich umzogen und ein scharfer Regen beginnt über das Verdeck hinzustreichen.

Wir sehen uns daher genöthigt, unsere landschaftlichen Betrachtungen und was sich sonst daran knüpfte, bis auf weiteres aufzugeben und dem Beispiele aller jener unserer Mitreisenden folgend, die Schutz in einem geschlossenen Raume suchen, uns in die Kajüte hinabzubegeben.

3 *

Wie lebhaft es in diesem kleinen, für die Gegend übrigens, in der wir, und für den größten Theil des Publicums, mit welchem wir reisen, mit fast lucullischem Luxus ausgestatteten Raume zugeht! Alle Tische sind umlagert, alle Bänke sind besetzt, und selbst die für die Nachtruhe bestimmten Polster und Matten sehen wir auf dem Boden ausgebreitet und in Anspruch genommen.

In der einen Ecke dort, um den größten der Tische, finden wir eine fröhliche Tafelrunde banater Kaufleute gelagert, die eben aus Triest und aus Fiume kommen und deren wohlgenährten, lachenden Gesichtern man es ansieht, daß sie ausgezeichnete Geschäfte gemacht haben müssen. Ihr Weizen gilt Gold ... warum sollen nicht die Champagnerpfropfen springen, warum nicht im edlen Halbzwölfspiel die Karten und die Banknoten lumpigen Fidibussen gleich umherfliegen? Einige Grenzoffiziere, die sich zu dem Observationscorps begeben, welches Oestreich an seiner Südostgrenze, um „die Interessen seiner Völker zu wahren", aufzustellen für gut befindet, cerniren diese Tafelrunde von allen Seiten und nehmen an dem Spiele den lebhaftesten Antheil des Zu-

schauens, da ihnen zu einem anderartigen das Geld gebricht.

Einen zweiten Tisch hält ein östreichischer Beamter mit seiner sehr zahlreichen Familie, in welcher sich sämmtliche Altersclassen, vom Säugling bis zur herangewachsenen Tochter und von der verblühenden Tante bis zur völlig eingegangenen Großmutter repräsentirt finden, in Beschlag genommen. Der bedauernswerthe Mann! Sein Glück — in der Ehe sowol, als in der Carrière — muß ihn, wenn es so fortgeht, unfehlbar zu Grunde richten! Seit vier Jahren ist er vier mal entweder avancirt oder transferirt worden, und hat vier mal, um an seinen neuen Posten zu gelangen, mit seiner Familie eine förmliche Völkerwanderung antreten müssen. Zuerst von Tirol nach Galizien, dann von Galizien nach Steiermark, dann von Steiermark nach Böhmen und nun vom nordwestlichsten Ende Böhmens nach dem südöstlichsten Ende Siebenbürgens!

Um die übrigen Tische sind Krämer, Schweinhändler, Landwirthe, Männer und Weiber aus allen Gegenden und allen Nationen gelagert; Serben, die von Sissek herabkommen; Kroaten,

die nach Semlin wollen; Bulgaren, die in Sarajewo waren; Türken, die nach Widdin gedenken und die ohnehin dicke Luft mit einem Olymp von Tabackswolken erfüllen, als wollten sie sich dadurch von der unheiligen Rajah um sich her vollkommen abschließen; endlich Deutsche, die man überall findet. Und alles Dies lärmt und lacht, weint und singt, poltert und stößt durcheinander, daß Einem in dem ersten Augenblicke in der That Hören und Sehen vergeht.

So lärmend aber und so toll wie an einem Tische zunächst des Einganges, über welchen hinaus wir uns bei der Ueberfüllung des Raumes nicht vorwärts zu bringen vermögen, geht es denn doch weiter nirgends zu. Peroriren, Opponiren, Demonstriren, mit den Händen durch die Luft fechten, mit den Fäusten auf den Tisch schlagen, Schimpfen und Fluchen, Zanken und Lachen tobt hier so wirr durcheinander, daß wir keinen Augenblick darüber in Zweifel sein können, was hier getrieben werde, — sei Politik.

Was verhandelt wird, ist natürlich wieder nichts Anderes, als das Unausweichliche, die östliche Frage, und wir brauchen eben nicht lange

Zeugen der stürmischen Debatte zu sein, um es heraus zu haben, daß es dem Schicksal gefallen hat, hier, auf den schwanken Dielen eines Bootes und in dem engen Raume einer Kajüte, ebenso viele diverse Meinungen und Sympathien als Köpfe aneinander gerathen zu lassen.

Da ist ein kleiner dicker Mann mit einem ungeheuern Fettwanst, den wir an seiner blauen Kutte, an dem wirren langen Barte und an dem schmuzigen Käppchen alsbald als einen Popen, einen Priester der orientalischen Kirche, erkennen. Dieser Mann ist von Natur mit einer Stimme begabt, um die ihn mancher Dragonerwachtmeister beneiden würde. Und diese Stimme benutzt er mit einer bewunderungswürdigen Ausdauer dazu, Niemanden, der nicht einerlei Meinung mit ihm ist, zu Worte kommen zu lassen und Alles und Jedes mit dem Lobpreise seines „hohen Gönners“, des „allergottesfürchtigsten Zaren von Moskwa“, des „Erlösers“, „Befreiers“, „Erretters“, „Gesandten Gottes“ niederzuschmettern. Lange genug habe Gott die Seinigen unter dem Joche der Heiden schmachten lassen; zu lange habe die bodenlose Langmuth des rechtgläubigsten aller

Fürsten „die Seinen" unter diesem Joche leiden gesehen. Nun aber sei diese Langmuth erschöpft und der Zeitpunkt gekommen, die Feinde des Kreuzes dafür zu züchtigen, sie zu vernichten, die unglückliche Rajah ihrem durch Glauben und Stammesgleichheit einzig und allein rechtmäßig angeborenen Herrn und Gebieter zuzuführen, auf daß er sie unter seine schützenden und beglückenden Fittige nehme. Nicht um weltlicher Ehre und Macht willen habe er das Schwert gezückt, sondern um das Wort der heiligen Schrift zu erfüllen, die Feinde des Kreuzes zu Schanden zu machen und sein rechtmäßiges, ihm lange genug vorenthaltenes Erbe Konstantin des Großen endlich einmal anzutreten.

Auf die „ketzerischen" Mächte des Westens, die ihn daran hindern wollen, ist er — der Redner nämlich — wie sich aus alledem von selbst versteht, nicht gut zu sprechen. Er ist vielmehr der festen Ueberzeugung, daß sie ihr gottloses Unternehmen mit ihrem völligen Untergange büßen werden, und er sieht den Tag schon im Geiste voraus, wo sie, wie einst jener deutsche Kaiser nach Rom, auf ihren Knien zu dem groß-

mächtigsten Abgesandten Gottes wallfahrten werden, um Reue und Buße zu üben.

Da ist ein Anderer, ein ehemaliger Beamter in serbischen Diensten wie es scheint, der wieder von Rußland gar nichts wissen will. Rußland dürfe man nie für etwas zu Dank schuldig werden. Es lasse sich seine guten Dienste stets so theuer bezahlen, wie jener Advocat, der einem Bauern den Proceß um einen Hof gewann, dann aber ein solches Honorar in Anspruch nahm, daß sich der Bauer genöthigt sah, nicht nur den gewonnenen, sondern auch noch einen zweiten Hof zu verkaufen, um ihn zu befriedigen. Er wisse davon ein Lied zu singen!

Ein Dritter, ein Advocat aus der Wojwodina, meint, er verarge es Seiner Hochwürden, dem Popen, gar nicht, daß er für den allergottesfürchtigsten Zaren mit Leib und Seele zu Felde ziehe. Es sei bekannt genug, wie lange und mit wie viel Millionen von Rubeln Rußland daran gearbeitet, sich die Klöster und Kirchen zu Danke zu verpflichten und durch Geschenke aller Art, durch Heiligenbilder, Kirchengewänder und Altargefäße sich allenthalben erst die religiösen Sym-

pathien der Rajah zu erwerben, um sie dann politisch zu bearbeiten. Die Rajah aber sei kein Narr, habe die Geschenke hingenommen und wünsche mit ihrem gesunden Menschenverstande zwar die Befreiung von den Türken, aber nichts weniger als die Herrschaft der Russen; denn daß es sich bei Rußland um ganz andere Dinge handele, als um die „Befreiung" der armen Glaubensgenossen, das zähle sich heutzutage bereits jedes Kind von den Fingern ab. Die Religion habe mit der ganzen Sache gar nichts zu schaffen; sich ihrer aber als Deckmantel für Dinge ganz anderer Art zu bedienen, das komme diesmal just nicht zum ersten mal vor!

Auch an Theilungsprojecten fehlt es nicht!

Der Pope für sein Theil will zwar von einer Theilung nichts wissen; wenn aber schon getheilt sein müsse, so könne nur von einer Theilung zwischen dem Zaren und dem König von Griechenland die Rede sein.

Der serbische Beamte und der Advocat hingegen wollen wieder Rußland ganz ausgeschlossen und die Türkei in eine Anzahl unabhängiger, untereinander aber in Form eines Staatenbundes

zusammenhängender Fürstenthümer getheilt wissen; etwa wie Deutschland; nur mit dem Unterschiede, daß der serbische Beamte Konstantinopel gar Niemandem zusprechen, sondern als eine große freie Handelsstadt, etwa wie Hamburg, unter die Garantie ganz Europas allen Nationen der Welt zum freien Verkehre mit dem Orient vorbehalten und geöffnet sehen will; eine Maßregel, gegen welche der Pope einen entrüsteten, donnernden Protest erhebt, da er darin nur die Herabwürdigung des heiligen Erbes der griechischen Metropoliten zu einem trödelnden Wochenmarkt, die Entweihung der Sophienkirche zu einem Wollmagazin, kurz den Sieg des crassesten Materialismus über die geweihten Interessen der Religion und des Himmels erblickt.

Wir sind nicht im Stande, der lärmenden Debatte, an der sich mehr als ein Dutzend zwar sehr ausgiebiger, keineswegs aber an parlementarische Formen gewöhnter Stimmen betheiligen, zu folgen, und ziehen uns auf die Nachricht, daß der Regen nachgelassen habe, aus der Kajüte wieder in den Vorraum zurück.

Indem wir die Treppe hinanklimmen, fühlen wir eine Hand unsere Schulter berühren.

Wir blicken auf und erkennen in dem Urheber dieser Zutraulichkeit einen athletisch gebauten Muselmann, den wir schon früher auf dem Verdeck oben, wo er in einiger Entfernung von uns auf einem Gewinde von Schiffstauen gesessen, und dann auch in der Kajüte bemerkten, wo er es sich auf einem Teppiche, den er mit sich trug, bequem gemacht hatte.

„Du hast Christen gehört", spricht er uns an, „es ist recht und billig, daß du nun auch einen Türken hörest. Komm, setzen wir uns dort auf die Taue nieder!"

Wir folgen.

Indeß er uns voranschreitet und zwischen den Umherlagernden den Weg bahnt, gewinnen wir Zeit, ihn näher zu betrachten.

„Ich weiß recht wohl", nimmt er, nachdem wir uns neben ihm niedergelassen, das Wort wieder auf, „was dir jener bosnische Trgowatz auf dem Verdeck hier oben erzählt hat, und von dem, was die Lärmmacher in der Kajüte unten an Weisheit zum Besten gegeben, ist mir eben-

falls kein Wort entgangen. Sprich aufrichtig! Du bist nicht von der Rajah; du brauchst deine Meinung vor mir ebenso wenig zu verhehlen, als Die unten. Glaubst du an das Alles?"

Eine schwere Aufgabe, auf eine solche Frage zu antworten. Wie wir sind, lieben wir die Türken ebenso wenig als die Russen, und gehören nichts weniger als zu Jenen, die, weil sie das Unrecht auf Seite der Letztern sehen, sich für die Erstern sogleich begeistern zu müssen glauben. Wir bekennen uns daher, um die uns bewiesene Zutraulichkeit nicht durch eine verletzende Antwort zu erwidern, für zu wenig unterrichtet, um ein entschiedenes Urtheil auszusprechen.

„Gut!" fährt der Türke fort. „Du sahst, wie sie einander in den Haaren liegen! Sie würden das nicht, wenn sie den Koran in sich aufgenommen und einsehen gelernt hätten, daß den Satzungen Allah's gegenüber alle Menschenmeinung Schaum des Meeres ist, der die Flanken des Schiffes wol benetzt, das Schiff selbst aber in seinem Gange nicht zu beirren vermag. Sie sind unzufrieden mit ihrem Loose: sie wollen es

anders, sie wollen es besser haben ... Laß' dir darauf eine Geschichte erzählen!"

Hierauf bläst er einige Rauchwolken von sich und fährt fort:

„Als der Prophet einmal lustwandeln ging, da fand er eine Stelle im Felde, da wuchs viel Schlingkraut, das am Boden hinkroch und sich nicht zu erheben vermochte. Das ging dem Propheten nahe und er setzte einen Baum an die Stelle und sprach: das thu' ich, damit du Schlingkraut nicht ewig am Boden herumzukriechen brauchst und dich an dem Baum zum Himmel erhebst. Der Baum gedieh und wurde zum mächtigen Stamme und das Schlingkraut wand sich an ihm hinan, und es war Alles gut. Mit einem mal aber ward das Schlingkraut unzufrieden und rief: was soll uns der Baum, können wir nicht allein stehen? Sein Schatten ist uns nur hinderlich, daß wir nicht besser gedeihen können! Die Eigenthümer der Nachbarfelder, denen der Baum ohnehin zum Verdrusse war, hörten dies und sprachen: gleich wollen wir euch helfen. Hierauf schlangen sie das Schlingkraut los und hieben mit Aexten nach dem Baume.

der Baum fiel. Doch was geschah nun? Das Schlingkraut kroch wieder am Boden. Die Nachbarn rieben sich freudig die Hände, kamen herbei, lasen es auf und kochten sich daran ihre Fische."

„Du verschweigst, daß der Baum sich überlebt hatte, daß er morsch war!"

„Wär' er es, dann mußte er auch von selbst fallen, wenn einmal sein Tag gekommen. Wozu den Beschlüssen Allah's vorgreifen? Was tragen es diese Christen nicht geduldig, wenn ihnen auferlegt ist, Knecht zu sein? Wäre es Allah's Rathschluß, daß sie die Herren und wir ihre Diener — was Gott verhüte —; müßten wir es nicht ebenso mit Geduld ertragen? Sich gegen Allah's Rathschluß empören, das frommt nicht. Es läßt sich doch nicht ändern und kommt eben nicht anders, als er es will. Darum sorgen wir auch nicht und lassen sie in ihrer Sündhaftigkeit gewähren. Ich will übrigens in Mekka ihrer gedenken, daß Allah ihren Sinn bessere."

„Ihr geht also nach Mekka?" fragen wir, nicht wenig überrascht, den Muselmann in einer Zeit, da sich im Umfange des großen Reiches Mohammed's jedenfalls nicht unbedeutende Dinge

entwickeln, eine solche Wallfahrt unternehmen zu sehen.

„Allerdings! Ich habe es in einem Gefechte, das die Leute unseres Dorfes mit den Cernogorzen, die es räuberisch überfielen, zu bestehen hatten, gelobt und will nicht säumen, mein Gelübde zu erfüllen.“

„Und glaubst du dein Haus und deine Höfe auf so lange Zeit sorglos verlassen zu können?“

„In sechs Monaten bin ich zurück und so schnell läßt Allah die Seinen nicht sinken! Bin ich einmal wieder da, dann mögen sie kommen, die Einen uns zu bekämpfen, die Andern uns zu beschützen, und Alle sich in unser Hab und Gut zu theilen; — Hadschi Mustafa Filipowitsch wird seine Damascenerbüchse nicht in die Stubenecke stellen!

Mit dem Schwerte theilen wir die Erde,
Denn nur Einer kann der Herr im Land sein,
Aber dienstbar muß ihm sein der Andre!

wie es im Lied heißt. Wer nun Herr und wer Knecht sein soll — Allah weiß es heute schon. Wir aber werden es zeitig genug erfahren!“

Diesem Gleichmuth den sich entwickelnden Dingen gegenüber begegnen wir nicht zum ersten mal bei Hadschi Mustafa Filipowitsch, der seinem Namen nach selbst von mohammedanisirten Slaven stammt. Es ist dies die unter den Moslims allgemein gangbare Anschauung der Weltbegebenheiten. Wie sie den Verlust Serbiens und Griechenlands getragen, so werden sie den Verlust jeder andern ihrer Provinzen, ja selbst der letzten Scholle europäischen Bodens ebenfalls ertragen, wenn ihre Zeit um ist. Sie werden kämpfen, und wir sind überzeugt, wie die Löwen; sie werden ihr Dasein auch noch fristen; aber — wir sind dessen ebenso überzeugt — sie werden endlich dennoch weichen. Denn wie das dunkle Vorgefühl eines unvermeidlichen Geschicks liegt ihnen die Ahnung auf der Seele, daß ihre letzte Stunde im Verrinnen ist.

---

## XIV.

### Semlin. — Alte Freunde.

In Semlin verlassen wir das Saveboot und mit ihm die politisirende Tafelrunde, um mit einem der nächsten Donaudampfer, der auf seiner Thalfahrt hier Halt machen wird, unsern Weg stromabwärts fortzusetzen.

Semlin ist uns kein fremder Ort. Wir haben es zu wiederholten malen gesehen und wenn du dich, lieber Leser, noch unserer „Südslavischen Wanderungen“ erinnerst, auch darüber bereits ausgesprochen. Mit einer deutschen Stadt allerdings kann es sich nicht vergleichen, und wer den Maßstab deutscher Städte daran legt, der wird sich schwerlich befriedigt finden. Das muß man aber auch nicht thun. Man muß es so

nehmen, wie es eben ist, alle Vergleiche und Ansprüche fahren lassen und sich lieber mit den Eigenthümlichkeiten des hiesigen, südlich-slavischen Lebens vertraut zu machen suchen, und man wird hier ebenso angenehme Tage verleben, wie wir schon so oft.

Es ist dies überhaupt ein schlimmer Fehler, und namentlich deutscher Reisender, daß sie überall den Griffel der Kritik zur Hand haben müssen! Fremde Länder, Völker und Städte, die man sieht, sind nicht Bücher, nicht Theaterstücke, nicht Gemälde; und wenn du einmal heimgekehrt bist, so erwartet das Publicum keine Recension, sondern ein lebendiges, frisches Bild von dir. Nun aber können es diese Herren nicht lassen, statt frisch ins Leben zu greifen und es warm und augenfällig hinzustellen, über das Nachtquartier zu klagen, Beefsteaks und Bedienung zu tadeln und es als ein Zeichen tiefster Barbarei hervorzuheben, daß die Straßen nicht einmal gepflastert sind! Ueber Volk und Leben keine Sylbe, höchstens ein verächtliches Nasenrümpfen. Ja, wenn man lauter Hôtels de Bavière und lauter Philosophie haben will, dann darf man freilich nach

Süden nicht über Leipzig, nach Norden nicht über Berlin hinaus.

Wir für unsern Theil verzichten auf ein tapezirtes Zimmer, auf die ganze deutsche Küche mit ihren französischen Namen, auf alles ästhetisirende Publicum, lassen die dunkeln Seiten dunkel sein und erfreuen uns desto mehr an den lichten. So reisen wir!

Was nun Semlin anbelangt, so hat es, wenn auch kein oder doch nur ein sehr beklagenswerthes Straßenpflaster, doch unbedingt etwas von einer großen Stadt. In den Straßen ist's immer lebendig, Bänke und Stühle vor den Kaffeehäusern sind überfüllt. Man speist sogar Gefrorenes. Der Zusammenfluß eines lebhaften Handels — es ist der Hauptstationsplatz zwischen den Donauländern, Ungarn und Oestreich — hat hier nicht nur viel Geld, sondern auch viel Luxus und etwas Weltton zusammengebracht, und die reichen Kaufleute hier wissen sich nach ihrer Weise das Leben ganz angenehm zu machen.

Als wir zuletzt hier waren, trugen sie sich sogar mit der Hoffnung herum, in Anbetracht der

Wichtigkeit des Ortes, seiner Lage und seiner während der ungarischen Kämpfe bewährten Gesinnungstüchtigkeit für ihn die Privilegien eines Freihafens zu erwerben. Es sind zu diesem Zwecke sogar Schritte unmittelbar beim Hof gethan worden. Die gehoffte Anerkennung indeß ist dem angeregten Verdienste nicht zu Theil worden. Ob mit Recht oder Unrecht, vermögen wir nicht zu entscheiden. Daß der Handel Semlins durch dergleichen Privilegien einen namhaften Aufschwung hätte erfahren können, möchten wir selbst glauben. Ob aber, um dies zu erreichen, Semlin gerade ein Freihafen werden muß, das ist eine andere Frage. Mit der immer mehr zunehmenden Ausdehnung des Ostverkehrs auf der Donau und mit der Ausscheidung der Stadt und ihres Gebietes aus dem Militärgrenzverbande wird sich das wol von selbst ebenfalls geben.

In diesem Augenblicke steht Semlin mehr dem Hauptquartiere einer Armee als einem Handelsorte ähnlich. Alles ist von Soldaten und Offizieren überfüllt, die theils aus den obern Gegenden ankommen, theils zum Observationscorps weitergehen. Auch ein wenig Diplomatie

wird hier getrieben, seit die Russen das gegenüberliegende Belgrad haben räumen müssen. Besuche von hier aus von Seite der östreichischen Offiziere bei dem Pascha von Belgrad werden fortwährend gemacht und von Belgrad aus erwidert, wie denn überhaupt der Verkehr mit dieser Hauptstadt Serbiens ein unausgesetzt lebhafter ist.

Die Stimmung der Bevölkerung, wie überall, ist eine getheilte. Es gibt da Russenfreunde und Türkenfeinde, Türkenfreunde und Russenfeinde. Im Ganzen aber ist sie eine durchaus unentschiedene und wartet mehr als anderswo auf einen Anstoß von oben, um eine feste Farbe anzunehmen. Gegen wen Oestreich seine Waffen kehren wird, gegen den werden die Semliner sein; das ist so Handelsstadtcharakter. Indeß ist doch nicht zu verkennen, daß man die Gefahr, die allen obern Donaustädten durch einen Sieg Rußlands droht, auch hier vollkommen kennt und sich darnach seine politische Meinung gebildet hat, wenn auch nicht ausspricht. —

Da es früh Morgens ist und ein Dampfer eben über Carlowitz abgeht, so wollen wir die

Gelegenheit nicht unbenutzt lassen und einen Boten, den uns zu diesem Zwecke einer unserer semliner Freunde besorgt, den Grußzettel des Gospon Kapetan nebst einigen begleitenden Zeilen nach N... absenden und ihn auf diese Weise gewissermaßen mittelbar überreichen. Sind wir willkommene Gäste, so können wir mit dem heute Abend bergab kommenden Dampfschiffe noch Antwort erwarten.

Den Tag wollen wir indeß, so gut es sich bei einer so improvisirten Ankunft, wie die unsere, thun läßt, in der Mitte unserer hiesigen Bekanntschaften zubringen, mit dem Unterschiede gegen sonst jedoch und unter der aller südslavischen Sitte schnurstracks zuwiderlaufenden Bedingung, daß der Gast auch einmal der Wirth seiner Wirthe sein darf. Wir verdanken einem jeden dieser unserer Freunde schon so viele heitere Erinnerungen, daß wir es uns nicht versagen können, sie auch einmal alle nicht nur um uns, sondern auch bei uns versammelt zu sehen.

Das beste Zimmer des Gasthofes, in welchem wir unser Quartier aufgeschlagen, wird in Anspruch genommen, Kaffee, Wein, Tabacк und von

warmer und kalter Küche, so viel als aufzubringen ist, herbeigeschafft, und als es von den Kirchthürmen Mittag läutet, gehen die klingenden Gläser und die blauen Rauchwolken längst im Kreise und ein halbes Dutzend der aufgeräumtesten Gesellen ist im besten Zuge, sich für das fröhlichste Rund im ganzen Syrmierlande zu proclamiren.

Toaste sollen ausgebracht werden. Wo drei Südslaven beisammensitzen und eine Flasche Wein vor ihnen auf dem Tische steht, da muß es auch Zusprüche, Ansprüche, Tischreden und Erwiderungen geben.

„Es lebe der Zar!" erhebt Dragutin sein vollgefülltes Glas, der, ein eingefleischter Russophil, der festen Ueberzeugung lebt, Kaiser Nikolaus habe keine andere Mission, als Alles, was auf Erden slavisch ist oder je slavisch war, zu einem großen, einheitlichen, tausendjährigen Reiche zu vereinen, diese fixe Idee jedoch ausgenommen, die treuherzigste, offenste Seele von der Welt, die nichts auf dem Herzen behalten kann, namentlich, wenn sie den Rubicon des fünften Glases Wein einmal überschritten.

„Keine politischen Expectorationen!“ fällt ihm Kosta ins halbausgesprochene Wort, wir wissen nicht, ob in seinem Charakter als kaiserlicher Beamter oder weil er, in der Ueberzeugung, Politik sei unter den gegenwärtigen Verhältnissen eine Alltagskost, mit der sich die Handwerksburschen in allen Kneipen tractiren, dies Gerücht von unserm Kreise fern zu halten wünscht.

„Es lebe der Sult..!“ erhebt sich gleich darauf Wassilje, ein seiner «freigeistigen Gesinnungen» und seiner «revolutionären Sympathien» wegen aus der Armee geschiedener Exlieutenant.

„Keine Politik!“ bricht Kosta, und wie wir jetzt sehen, in der einfachen, wohlgemeinten Absicht, das neutrale Terrain eines freundschaftlichen Gelages sich nicht in die blutige Wahlstatt einander feindlich entgegengesetzter Meinungen verwandeln zu lassen, auch Diesem das Wort ab. „Und noch einmal und einmal für alle mal: Keine Politik! Sollen Toaste ausgebracht sein, bringt sie den Freunden aus, dem Weine, dem Gesange, den schönen Mädchen! Damit Punktum. Das Gesetz ist gegeben und wer

dawiderhandelt, wird standrechtlich zum ewigen Dursten verurtheilt!“

Und um das Gesetz sogleich in Wirksamkeit zu setzen, hält er uns in der ihm eigenen launigen Weise und in dem Tone der bei den Gelagen seiner Landsleute allgemein üblichen Tischreden, folgende Anrede:

„Dem Hausherrn, unserm Wirth,
Der sich wieder einmal zu uns verirrt!
Dem ehrenwerthen, hochschätzbaren Gaste,
Der besser als zu uns ins Schwabenland paßte,
Wo man Freunde nur aufsucht, damit man ein wenig raste
Und — faste ...!

Tritt er alle Sitte auch mit Füßen,
Und will's nicht leiden, daß wir ihn begrüßen
Nach gutem, althergekommenem Brauch
Mit schwarzem Kaffee und mit blauem Rauch,
Mit gold'nem Wein (und mit rothem auch!);
Stürzt er auch rebellisch den Weltlauf um,
Behauptend, daß grad' sei was da krumm,
Und statt auf den Beinen müsse man gehn auf dem Kopf,
Statt in den Nacken an die Nase hängen den Schopf,
Durch's Fenster ins Haus gehn statt durch die Thüren,
Den Herrn statt des Rosses den Karren lassen führen,
Den Jäger statt der Hunde das Wild aufspüren,
Den Esel statt des Popen in der Kutte stolziren,
Das Weib statt des Mannes im Feld exerciren,

Den Mann statt des Weibes den Griesbrei rühren,
Und den Gast den Wirth, statt den Wirth den Gast tractiren:
So ist doch sein
Rothgold'ner Wein
Nicht minder werth als ein and'rer,
Zu werden ein unermüdlicher Wand'rer
Aus dem Keller in uns're Becher,
Aus dem Becher in die Kehlen der Zecher,
Auf daß unser Bruder nach Jahr und Tagen,
Wenn er in der Welt sich genug herumgeschlagen,
Mit wohlbehalt'nem Leib und gesunder Seele
Den Weg wieder zu seinen Freunden wähle,
Und wenn er sie dann zähle,
Ihm kein Einziger fehle,
Und er wohlauf Alle finde an Herz und an Kehle!

Auf dein Wohl denn auf heute und morgen,
Daß du heute und morgen
Und ewig nichts wissest von den bittern Sorgen ...
Woher Geld auf Wein und Taback zu borgen!

Wo du gehst, da mögest du schauen
Ueber dir den Himmel im herrlichsten Blauen,
Vor dir voll Wein und voll Blumen die Auen,
Um dich die lieblichsten Mädchen und Frauen,
Blonde, braune, schwarze, selbst rothe ... nur keine grauen!

Auf allen deinen Wegen
Begegne dir Lobpreis und Segen,
Freundlich Aug' und bied're Hand,
Treues Herz und gesunder Verstand

Rosiger Mund mit Scherz und Kuß ...
Nur kein Ruß'!

Stehst du wo, so stehe da ein Mann,
Den Sturm und Wind nicht erschüttern kann;
Sitzest du wo, so sitze da ein Willkommner,
Von Wirth und Wirthin wohl Aufgenommner;
Ruhest du wo, mögen Engel beschützen das Thor ...
Aber niemals geh' eine Schildwach' davor!

Was du siehst, sei deinen Augen Weide,
Daß dich Niemand bedau're, Jeder beneide;
Was du hörst, sei Musik und Gesang,
Guter Ruf all dein Lebelang;
Was du sprichst, töne voll und männlich und frei,
Nur ... höre dich nie die Polizei!

So ist dir nun aus Freundesmund
Geworden der beste Segen kund.
Und schenkt trotzdem in der Zeiten Lauf
Das Schicksal einen Kelch dir ein,
Der etwas bitter möchte sein:
Nimm's in den Kauf —
Das muß so sein!
Und leer' ihn so schnell bis auf den Grund,
Wie wir den süßen zu dieser Stund'!"

Dieser Sermon verfehlt seine Wirkung nicht und da das „Leben und Lebenlassen" von dem offenen Tummelplatze der Politik in die trauten

Privatcirkel der Freundschaft einmal glücklich zurückgelenkt ist, so ist Kosta nicht der Mann, der die dictatorisch an sich gerissene Gewalt sich leichten Kaufs wieder entwinden ließe.

Einzelne Versuche, toastweise wenigstens auf die Zukunft oder doch auf die einmal abgemachte Vergangenheit anzuspielen, weiß er mit dem schlagfertigsten Humor niederzuhalten oder den Wetterschlag, mit dem sie auf Das oder Jenes einzufahren drohen, mit dem Blitzableiter eines Witzes von ihrem Ziele abzulenken.

Das gelingt ihm auch vollkommen, und es zeigt sich bald, daß man auch ohne „die Erde mit dem Schwerte zu zertheilen", oder vielleicht eben weil man dies nicht thut, ganz vergnügt ein paar Stunden hinbringen kann.

Jede Gesellschaft muß ein Depositorium für ihre guten und schlechten Einfälle und Ausfälle haben, eine Scheibe für die Bolzen ihres Mutterwitzes. Ein solches Depositorium, eine solche Scheibe findet sich auch bald in unserm Kreise, und zwar in Gestalt eines jungen Menschen, den wir in frühern Zeiten sich viel mit Studien befassen und damit umgehen sahen, in einem der

syrmischen Klöster Kaludjer, d. i. Mönch, zu werden. Der junge Mensch hatte damals durch einen Fleiß und durch einen wissenschaftlichen Ernst, wie er bei einem südlich Aufgeregten zu den großen Seltenheiten gehört, unser Interesse in hohem Grade angeregt. Wir selbst bekräftigten ihn in seiner Standeswahl und suchten seine Aufmerksamkeit insbesondere auf die Durchforschung geschichtlicher Quellen zu lenken, die in den Archiven der Klöster zerstreut liegen mögen, und aus denen wir glauben, daß für die so wenig gekannte südslavische Geschichte eine reiche Ausbeute und die einzig mögliche Aufklärung über so viele dunkele Perioden zu hoffen wäre. Nun finden wir ihn — als Oekonomen, und zwar nicht als praktischen, sondern rein theoretischen Oekonomen wieder! Was diesen barocken Umschwung bewirkt? Die Liebe! Rein die Liebe! Der junge Kaludjeren-Candidat hat ein hübsches Mädchen gesehen, die designirte Erbin eines ziemlich umfassenden Besitzthumes im „Provinziale", wie man hier die an die Militärgrenze anstoßenden, nicht militärisch verwalteten Gebiete nennt, sich in sie bis über die Ohren verliebt, und da ihm

da wir den Schloßhof betraten, hält all unser Augenmerk ein Gegenstand ganz anderer Art gefesselt, ein ganz allerliebstes weibliches Wesen, das uns schon von der Schwelle des Herrenhauses her tausend freundliche Willkomm entgegenwinkt und das herzlichste „Dobro došli!“ (Glückliche Ankunft!) zuruft.

Wir zweifeln keinen Augenblick und wir täuschen uns auch nicht: das ist Imritza! Wir können es nicht leugnen, der ökonomiestudirende Erkaludjer hat Geschmack. Imritza muß nicht nur eine allerliebste Erscheinung genannt werden, die unter allen Verhältnissen ein aufmerksames Auge gefunden hätte; in der schlichten Tracht der slavonischen Landmädchen, in der sie uns entgegentritt, müssen wir sie sogar sehr hübsch, ja reizend und selbst schön finden.

Mögen unsere Damen immerhin behaupten, wir verständen uns nicht auf Toilette und Tournüre. Wir werden jedesmal darauf erwidern, daß es nichts Unschöneres, Unmalerisches gibt, als die sogenannte allgemeine europäische Mode.

Die schönsten Gewandungen bleiben immer die nationalen. Sie sind die verkörperte Sprache,

Freunde! Es lebe das schönste Mädchen auf zwanzig Meilen in der Runde! Es lebe ..."

„Imritza!" tönt es einstimmig aus Aller Munde. „Sie lebe, hoch!"

Nur der junge Oekonom stimmt nicht ein, was ihn jedoch nicht hindert, sein volles Glas stillvergnügt bis auf die Nagelprobe zu leeren.

„Pero! Pero!" wenden sich jetzt mehrere Stimmen an einen nicht mehr jungen, aber sehr aufgeweckten Gesellen, der im Rufe steht, über eine hübsche Stimme zu verfügen und in seinem Gedächtnisse eine Unzahl von Liedern zu bewahren. „Wo man Wein trinkt und von Weibern spricht, da darf auch der Gesang nicht fehlen. Ein Lied! Ein Lied auf ein schönes Mädchen ..."

„Nein, auf das schönste Mädchen der Welt! ..."

„Auf Imritza! Heraus damit! Du hast ja ein ganzes Canzionale in deiner Gehirnsacristei aufgestapelt!"

Der stimmberühmte Sänger — ein Serbe von jenseit der Donau — thut eine Weile etwas spröde, läßt sich aber am Ende dennoch erweichen

wozu ein Glas Wein aus einer frisch entkorkten Flasche wol auch Einiges beiträgt, und beginnt:

Hoch empor hebt sich der Falke;
Höher ist das Thor der Veste,
D'ran als Thorwart sitzt Imritza,
In das Haar die Sonn' geflochten,
An den Gurt den Mond geheftet,
Und in Sternen ganz gekleidet.

Drüben über'm Donauwasser
Wächst der Klee bis zu den Knien
Und der Nieswurz steht gar mannshoch;
D'rinnen ruhn drei junge Mädchen.
Von den Mädchen hat das eine
Schwarze Augen, weiße Wangen;
Küßte lieber Aug' und Wangen,
Als ich speiste mit dem Sultan.
Von den Mädchen hat das and're
Gelbe Schuhe, hochgeschnürte;
Zög' ihr lieber aus die Schuhe,
Als ich jagte mit dem Sultan.
Von den Mädchen hat das dritte
Unterm Kinn ein goldnes Schleiflein;
Löst' ihr lieber auf dies Schleiflein,
Als beim Sultan ich Vezier wär'!

Daß ich mich doch legen könnt' und sterben,
Aber sterben, ohn' den Tod zu schauen,
Daß ich sähe, wer um mich dann klagte!

Mich beklagen wird die liebe Mutter,
Mich beklagen wird die holde Liebste;
Eines Jahres volle Frist die Mutter,
Eine Woche kurze Zeit die Liebste.
Süßer aber däucht die Eine Woche,
Als der Mutter vollgezähltes Jahr mir!

So geht es in dulci jubilo fort, und es ist schwer zu entscheiden, ob die Stunden rascher als die Weinflaschen oder die Weinflaschen rascher als die Stunden schwinden.

Noch ist die Sonne nicht ganz unter, da ist unser Bote zurückgekehrt, und überreicht uns mit vielen mündlichen Empfehlungen ein von Frauenhand zierlich geschriebenes Billet folgenden Inhalts:

„Der Gruß unsers verehrten Freundes, des Gospon Kapetan, macht auch den Ueberbringer desselben uns zum Freunde. Sie werden uns zu verbindlichstem Danke verpflichten, wenn Sie uns die Ehre erweisen wollen, morgen, d. i. Sonntag, unser Gast auf N... zu sein und hier unser „Bilikum" anzunehmen. Mein Onkel bittet Sie, ihm das Vergnügen zu gönnen, Ihnen am Lan-

dungsplatze Wagen und Pferde zur Verfügung stellen zu dürfen .....

Imritza."

Imritza! — Wir können den Namen nicht verschweigen, so niederschmetternd er auch im ersten Augenblick auf den ökonomischen Liebhaber wirken mag. Alles, was wir ihm geben können, um ihn wieder zu beruhigen, ist die Versicherung, daß wir auf R... uns weder zu verlieben, noch uns als Oekonomen niederzulassen die aufrichtigsten Vorsätze haben.

---

# XV.

„Schloß" N... — Eine schöne Slavonierin, nebst Betrachtungen über Tracht und Mode. — Empfang, auch Paprika und Kukurutz. — Ein Glücklicher ohne Hände und Füße. — Die zweite Frau, der Schatten der ersten. — Panta der Kopfabschneider. — Die heiligen drei Könige aus dem Syrmierlande. — Der „Hausherr" und sein Regiment. — Wein und Wasser, ein edler Zweikampf.

---

Der nächste Morgen sieht uns wieder an Bord, jedoch nur für kurze Zeit. Noch in den ersten Stunden des Vormittags haben wir den Landungsplatz erreicht, von welchem aus wir unsern Weg zu nehmen haben, um nach dem Schlosse des alten Fiskals zu gelangen.

Ein Paar wiehernde Rappen, an einen leichten Jagdwagen gespannt, stehen bereit, wir steigen ein, und auf ein leises Schnalzen des

weithosigen und weitärmeligen Kutschers fliegt das Gespann über den hallenden Pußtenboden hin.

N . . . liegt von dem Landungsplatze etwa eine Meile landeinwärts. Der Weg dahin führt anfangs über kahles Heideland, später längs eines ziemlich breiten Baches durch den angenehm kühlen Schatten buschiger Weiden. Erst wenn man diese wieder hinter sich hat, erblickt man die sehr mäßige Anhöhe, die hier zu Lande, wo das ganze Terrain nichts als endlose Fläche ist, schon den stolzen Namen „Berg" führt, und auf deren höchstem Punkte, von einem kleinen Walde von Obstbäumen umgeben, sich das Schloß N . . . erhebt, während den Fuß derselben einige Wirthschaftsgebäude und eine nach neuern Grundsätzen erbaute Mühle einnehmen.

Bei dieser Mühle angelangt treffen wir mit einer kleinen Karawane Herren und Damen zusammen, die von einer andern Seite herkamen, und, wie wir bald erfahren, für den heutigen Tag ebenfalls auf N . . . geladen sind.

Wir verlassen, ihrem Beispiele folgend, auch unsern Wagen, und schließen uns ihnen an,

um in ihrer Gesellschaft das „Schloß" zu Fuße zu erreichen.

Wir würden uns nicht leicht die Mühe geben, von diesem Schlosse auch nur ein flüchtiges Bild entwerfen zu wollen, wenn wir nicht befürchten müßten, es möchte sich dann Jemand darunter wirklich ein Schloß vorstellen, etwa so, wie man sich Schlösser überhaupt vorzustellen pflegt, und wie die hohen Herrschaften darin die sonnigen Sommer- und Herbstmonate zu verspazieren und zu verjagen pflegen. Solche Schlösser gibt es hier zu Lande wol nur wenige, sehr wenige! „Schloß" dagegen nennt jeder nur etwas bemittelte Grundbesitzer sein, meist in der Mitte seiner Besitzungen gelegenes Wohn- und Wirthschaftshaus, sowie er diese, und wenn sie auch noch so wenig umfangreich sind, sein „Gut" nennt.

So ist denn Schloß R . . . nichts mehr als ein einfaches Wohnhaus, aus dessen Fenstern der alte Fiskal seine Felder und seine Weingärten übersieht, ohne Schwierigkeit und ohne Fernrohr die Grenzen seiner Souveränität bewacht und durch Vermittelung seines Factotums,

einer Art deutschen Wirthschaftsinspectors, seine Befehle und Anordnungen erläßt.

Durch ein Plankenthor, darüber, wahrscheinlich um den Namen eines Schlosses doch einigermaßen zu rechtfertigen, eine große hölzerne Tafel mit einem Wappen angebracht ist, treten wir in einen weitläufigen Hofraum, dessen Seitenbegrenzung einige alte Stallgebäude, Scheunen und Schuppen bilden, während das stockhohe „Herrenhaus" einen Theil der Rückseite einnimmt.

Pflüge, Eggen, gefällte Bäume liegen da in landwirthschaftlicher Unordnung umher. Unter den schlechten Arbeitskarren macht sich eine leichte Kalesche bemerkbar. Und wenn wir einige Mühe haben, trockenen Fußes zwischen alledem und durch die allerhand bunten Laken, die sich über den ganzen Hofraum verbreiten, an das „Herrenhaus" zu gelangen, so hat das blos seinen Grund in der patriarchalischen Gemeinschaft, mit der in der guten Jahreszeit Pferde, Rinder, Schafe, Schweine, Hunde, Hühner und Menschen untereinander diesen Raum als Wohnsitz und Nachtaufenthalt theilen.

In Erwartung der Gäste jedoch scheint für den heutigen Tag die Abänderung getroffen zu sein, daß die eben specificirte Bewohnerschaft des Schloßhofes theils in die Stallungen, theils in die Schuppen verwiesen worden, eine Maßregel, von welcher der geflügelten Bevölkerung allein eine begünstigende Ausnahme zugestanden worden, kraft welcher sie heute wie an jedem andern Tage ihre Promenaden frei nach allen Enden des Raumes erstrecken darf.

Demselben Anlasse scheinen die Breter ihr Dasein zu verdanken, die wir vom Plankenthore bis zum Eingange des Hauses über die Laken gelegt finden, sowie auch die hohen Schichten Grases, die wir in der Umgebung dieser Zugänge ausgestreut und die jungen Waldbäume, die wir da aufgepflanzt finden.

Wir würden indessen alles Dieses, wenn es auch, wie wir erfahren, ein wesentlicher Bestandtheil eines recht festlichen „Bilikums" ist, schwerlich bemerkt haben, wenn eine dicke Dame aus der Gesellschaft, eine Frau Popin, nicht die Freundlichkeit gehabt hätte, uns darauf aufmerksam zu machen. Denn von dem Augenblicke an,

da wir den Schloßhof betraten, hält all unser Augenmerk ein Gegenstand ganz anderer Art gefesselt, ein ganz allerliebstes weibliches Wesen, das uns schon von der Schwelle des Herrenhauses her tausend freundliche Willkomm entgegenwinkt und das herzlichste „Dobro došli!" (Glückliche Ankunft!) zuruft.

Wir zweifeln keinen Augenblick und wir täuschen uns auch nicht: das ist Imritza! Wir können es nicht leugnen, der ökonomiestudirende Erkaludjer hat Geschmack. Imritza muß nicht nur eine allerliebste Erscheinung genannt werden, die unter allen Verhältnissen ein aufmerksames Auge gefunden hätte; in der schlichten Tracht der slavonischen Landmädchen, in der sie uns entgegentritt, müssen wir sie sogar sehr hübsch, ja reizend und selbst schön finden.

Mögen unsere Damen immerhin behaupten, wir verständen uns nicht auf Toilette und Tournüre. Wir werden jedesmal darauf erwidern, daß es nichts Unschöneres, Unmalerisches gibt, als die sogenannte allgemeine europäische Mode.

Die schönsten Gewandungen bleiben immer die nationalen. Sie sind die verkörperte Sprache,

die plastische Poesie eines Volkes, ein Stück seiner Eigenheit, denen gegenüber die alles Eigenthümliche verwischenden und alle Poesie nivellirenden Modeanzüge zu einer bedauerlichen Culturcalamität verschwinden. Wer Imritza in ihrem nationalen Anzuge gesehen, der würde ebenso wie wir dem poetischen Sinne der hübschen Slavonierin das beste Zeugniß ertheilt und sich vielleicht auch angeregt gefühlt haben, über die Wahrheit unserer eben ausgesprochenen Behauptung ein wenig nachzudenken.

Imritza hat an dem Anzuge ihrer Landsmänninnen nichts geändert, ehe sie ihn zu dem ihrigen gemacht. Jede Verkünstelung, jeder Versuch, das Urthümliche durch Hinzuthaten zu verschönern, würde der einfachen Lieblichkeit des schlichten, faltenreichen weißen Kleides mit kurzen Aermeln nur haben schaden können, und Imritza scheint sich dessen recht wohl bewußt zu sein. Ein feineres Linnen und handbreite Gimpen aus blauer, rother und weißer Seide sind Alles, wodurch sich ihr Kleid von dem der neben ihr stehenden Tochter des Feldhüters unterscheidet. Um die Taille ist das Kleid in tausend

kleine Fältchen zusammengezogen und von einem rothen Seidenbande zusammengehalten. Um den Hals hat die junge Slavonierin eine Schnur rother Korallen gelegt, zwischen denen hin und wieder ein eingehängtes Goldstück funkelt. Das schöne schwarze Haar trägt sie von vorn nach rückwärts in zwei Theile abgetheilt und über den Schläfen in zwei lange Zöpfe geflochten, die sich rückwärts in ein dichtes Netz niedlicher Achtertouren zusammenwinden, — eine Frisur, mit der sich hierzulande das ärmste Mädchen ebenso geschmackvoll zu zieren weiß. Was die Nichte des Schloßherrn denn doch einigermaßen kenntlich machen soll, das scheint ein kleines Bouquet von weißen Nelken, halbaufgegangenen Rosen und Kornblumen zu sein, das sie — vielleicht als patriotische Kokarde — in das dunkle Haargewinde befestigt hat.

Nach den ersten Begrüßungen, bei welchen nach einer altherkömmlichen, nicht desto weniger aber höchst unverantwortlichen Sitte nur die Frauen und höchstens die jungen Buben von den Lippen der schönen Wirthin geküßt wurden, be-

treten wir, geführt von Imritza, das Innere des „Schlosses“.

Durch einen nicht sehr langen, von der Außenwelt blos durch eine ziemlich durchsichtige Breterwand geschiedenen Gang gelangen wir an eine niedrige, seit mehren Menschenaltern gebräunte massive Eichenthür, durch welche wir, nachdem unsere Führerin sie geöffnet hat, gebeten werden einzutreten.

Wir sehen uns nun in einer weitläufigen, weißgetünchten, angenehm kühlen Stube, in die durch drei kleine, von Hollunderbüschen verdeckte Fenster die Sonne nur ein spärliches, aber sehr angenehm gründämmeriges Licht zu werfen vermag. Von dem braunen Gebälke der Decke hängen einige Hundert goldgelbe Maiskolben und zahlreiche Strähne Paprikakapseln (die Frucht des Capsicum annum) hernieder. Auf ein langes Bret längs der einen Wand ist eine förmliche Schlachtordnung von Flaschen voll eingesottenen Obstes postirt; Dinge, die uns fast veranlassen könnten, den Ort für eine Art Speisekammer oder Dörrstube zu halten, wenn nicht die rothgepolsterten Sessel und der mit allen Er-

fodernissen eines nach Landesbegriffen lucullischen Frühstücks beladene Tisch uns zu der richtigern Ansicht brächten, daß wir uns in dem Empfangs- und Frühstückszimmer von N... befänden.

Bei dem Frühstücktische, lieber Leser, wollen wir uns nicht erst aufhalten, da wir aus vielfacher Erfahrung zu gut wissen, daß selbst die niederländisch vollendetste Schilderung thauiger Himbeeren, duftiger Erdbeeren, glänzender Kirschen und saftiger Feigen, sowie die Walter-Scottisch treueste Beschreibung der auf's abenteuerlichste geformten Kuchen für den materiellen Abgang all dieser Köstlichkeiten nicht zu entschädigen vermag. Es genüge uns das Bewußtsein, in nichts, was irgend Jemand aus der muntern Gesellschaft leistete, um dem herrlichen Mahle die verdiente Anerkennung zu zollen, zurückgeblieben zu sein.

Der alte Freund des Gospon Kapetan selbst ist nicht zugegen. Wir erfahren aus dem Munde unserer schönen Wirthin, daß es ihm unmöglich sei, die Treppen herabzukommen, und daß er uns ersuche, sich nach eingenommenem Frühstück zu ihm ins erste Stockwerk

zu begeben, was wir denn auch sofort thun wollen.

Wir treten in eine Stube, deren Mitte ein langer, etwa für zwanzig Personen luxuriös gedeckter Tisch einnimmt.

An einem der Fenster, von dem aus man die Gegend weithinaus übersehen kann, finden wir den Hausherrn in einem großen, bequemen, auf Rädern beweglichen Lehnsessel sitzend.

Es ist ein Greis von nahe an den Achtzigen, dessen funkelnde Augen im Vereine mit den lebendigen, fast ironisch scharfen Zügen des hagern Gesichts die Gicht zu verspotten scheinen, die ihm Hände und Füße schon seit zwanzig Jahren zu abgenutzten, unbrauchbaren Körperanhängseln umgeschaffen.

„Fürchten Sie nicht!“ ruft er uns schon von ferne entgegen und noch ehe wir Zeit haben ihn zuerst zu grüßen. „Ich habe sie nicht zu mir heraufbitten lassen, um mir ihren Rath zu erholen. Mir fehlt nichts als zwei Hände und zwei Füße, und da ich gelernt habe, auch ohne diese Appendices alt zu werden, bin ich übrigens vollkommen gesund und wohlauf! Sie

bringen mir Empfehlungen von meinem alten Bruder Kapetan —; das allein schon macht sie mir herzlich willkommen! Aber Sie reisen auch. Reisen macht froh; ich liebe die fröhlichen Leute, und jeder Fröhliche ist mein lieber Gast, so lange das Haus steht und ich darin herumkutschire. Den Händedruck ... nehmen Sie ihn mündlich an! ... Apropos! Ist das nicht ein herrliches Paar Rappen, das ich Ihnen entgegengeschickt habe? Ich habe es erst vor acht Tagen gekauft und habe eine wahre Freude daran. Jeden Morgen laß ich es anspannen und Imritza muß damit ins Land hinunter. Da ist es denn ein wahrer Jubel, wenn ich hier vom Fenster aus zuschaue, wie die Dinger über die Pußta hinfliegen, wie vom Bogen geschnellt!"

Dieser Gleichmuth, ja diese Lebensfreude bei einem solchen körperlichen Zustande macht uns den greisen Fiskal zu einer in der That Respect einflößenden Erscheinung. Eine Verkümmerung wie die, die wir an ihm zu beobachten Gelegenheit haben, würde Jedermann unerträglich erscheinen müssen. Nur er scheint sich mit ihr gut zu vertragen, und während ein Anderer in sei-

ner Lage längst des Lebens überdrüßig geworden wäre, sich darauf eingerichtet zu haben den Rest der Lebensfreuden, der ihm noch erreichbar geblieben, mit weiser Zurückgezogenheit bis auf das letzte Krümchen und so lange als möglich zu genießen.

„Sehen Sie", fährt er fort, „ich habe allen Grund mit mir zufrieden zu sein. Ich habe jeden Tag Gäste, also jeden Tag meine Ration Freuden. Die Leute sind so gut und kommen, wenn ich auch nicht wieder zu ihnen kommen kann. Und das ist doch ein Beweis, daß ich noch immer einen guten Spaß zu machen verstehe; denn was ein echter Slavonier ist, kommt nur dorthin, wo er weiß, daß man lacht. Da haben Sie den Protopopen von W . . ., ein altes Faß, das schon ein paar meiner Fässer in sich aufgenommen hat, ohne geborsten zu sein; dann den Notarius von S . . ., junge Dauben, aber vielversprechend; dann den Postmeister von M . . . einen emeritirten Sereschaner, der mit dem Protopopen in ewigem Streite lebt, wer aus festerem Holze sei; dann haben Sie noch den Diakon aus D . . ., einen sehr gelehrten Mann,

der neun Sprachen spricht, aber doch nur in seiner Muttersprache trinkt; endlich ein paar Frauen aus der Nachbarschaft. Das sind meine fast täglichen Gäste. An Sonn- und Feiertagen require ich noch ein kleines Contingent aus der Umgegend und aus der Stadt dazu, und selten vergeht eine Woche, ohne daß es ein Bilikum gäbe."

„Bilikum!"

Wir müssen gestehen, daß uns dies räthselhafte, allen unserm philologischen Wissen hohnsprechende Wort nachgerade Verlegenheiten zu bereiten anfängt. Was ist das: „Bilikum!" Ist es lateinisch, spanisch, griechisch, chaldäisch? Jeden Augenblick hören wir es nennen; was sollen wir uns darunter vorstellen? Vorderhand nichts Besseres, als eine unbekannte Größe, deren Entwickelung wir getrost entgegensehen, und deren verzweifeltem Namen wir mit einer diplomatischen Schwenkung aus dem Wege gehen wollen, indem wir, unsere Unwissenheit hinter eine artige Aufmerksamkeit verbergend, dem alten Manne sagen, daß wir es beneidenswerth finden, sich täglich so von frohen und geselligen Menschen

umgeben zu sehen, und daß wir uns insbesondere auf die Bekanntschaft Derer unter ihnen freuen, die seiner Familie angehören.

Was müssen wir bemerken? Die glänzenden Augen des Alten verdüstern sich, seine Züge nehmen einen wehmüthigen Ausdruck an. Gewiß, wir haben eine Ungeschicklichkeit begangen, und ohne es zu ahnen, eine schmerzliche Saite berührt!

„Ja, Familie!" beginnt er, nachdem er eine Weile in den blauen Himmel hinausgesehen ... „Ich habe keine Familie. Imritza ist das A und Z meiner Familie. Ich habe sehr viel Glück in meinen Unternehmungen, aber keines in meinem Hause gehabt."

„Mein Vater war in Serbien drüben, in einem Dorfe der Matschwa, Knes. Durch die Türken um seine geringe Habe gebracht und selbst an seinem Leben bedroht, verließ er das Land und flüchtete sich nach Syrmien herüber, wo er in einem der Monastire (Klöster) eine kleine Bedienstung fand. Die Mönche des Klosters fanden an mir, der ich damals noch ein frischer Junge war, Gefallen, ertheilten mir

Unterricht im alten Kirchenslavischen, im Latein, in allerlei andern Wissenschaften und thaten mich zuletzt nach Carlowitz ins Gymnasium, um mich für ihren Stand heranzubilden. Hier, wo in der Umgebung des Patriarchen das Leben der Mönche sich doch noch einigermaßen annehmlich gestaltet, hätte die Aussicht, einst Archimandrit zu werden, mich vielleicht anlocken können, wenn ich mich nicht mit einem jungen Freunde zusammengethan und mit ihm den Entschluß gefaßt hätte, mein Glück statt im Kloster, im Leben zu versuchen. Mein junger Freund, der gegenwärtige Gospon Kapetan, war damals in der Militärschule. Als er ins Regiment einrückte und mit diesem nach Pest zu liegen kam, folgte ich ihm dahin und trat, da ich auf keine andere Weise mein Dasein zu fristen vermochte .... erschrecken Sie nicht .... in eine Rasirstube als Barbierjunge. Rasiren, das ist so eine Art Freikunst, mit welcher Sie Tausende meiner Landsleute ganz Oestreich durchwandern sehen können. Die Officinen von Pest und Wien sind fast ganz in ihren Händen, und sie stehen sich dabei ganz gut, denn ein raizischer Barbier ist

überall sehr geschätzt. In dieser Eigenschaft lernte mich ein alter hagestolzer Edelmann kennen, der gern etwas für mich gethan hätte. Da er aber wie Tausende von ungarischen Edelleuten eben weiter nichts als sein altes Nobilitätsdiplom besaß, so beschloß er wenigstens das mit mir zu theilen und adoptirte mich an Sohnes Statt. Nun stand mir eine Laufbähn offen, und ich warf den Streichriemen bei Seite, um nach dem ungarischen Rechte zu greifen und erst Jurat, dann Fiskal zu werden."

„Sie wissen, daß nach der damaligen Verfassung die Fiskale dieselbe Praxis ausübten, die gegenwärtig den Advocaten zufällt. Als solcher nun kämpfte ich wie Hunderte meines Gleichen jahrelang mit Noth und Sorgen, bis ich so glücklich war, in einen sehr verwickelten Proceß hineingezogen zu werden, den ich denn auch dem Grafen B. gegen den Grafen D. gewann, und der nach erfolgter Klärung dies Schloß mit diesem Gute in meinem Papierkorbe liegen ließ. Solche Bodensätze und Niederschläge waren in dem ehemaligen ungarischen Proceßwesen nichts Seltenes. Ein zweiter, nicht minder einträglicher Proceß kam bald hin-

zu, und ich war ein gemachter Mann, hatte Haus und Grundstücke, dazu ein hübsches rundes Sümmchen und konnte die Tochter eines Vicegespans als Frau heimführen."

„Meine Frau war eine städtisch erzogene Dame und ihre verwöhnten Nerven ertrugen nicht lange die Einsamkeit dieses Hauses. Sie starb nach zwei Jahren und ließ mich kinderlos."

„Da machte ich mir Vorwürfe und sagte mir selbst: Du hast sie umgebracht; eine Dame gehört in die Stadt, und in den Hühnerhof von R... ein einfaches slavonisches Weib. Ein Jahr später machte ich das schönste Mädchen auf zehn Meilen im Umkreise, die Tochter eines Bauern, zu meiner Hausfrau."

„Mochten nun die Städter und alle Fiskale des Landes sagen, was sie wollten, mein Weib war und blieb ein Weib vom Lande und für's Land, und trug sich wie alle andern Bauernweiber. Wenn ich an sie denke, da ist es mir noch immer, als sähe ich sie mit ihren großen schwarzen Zöpfen, mit ihrem rothseidenen Leibchen, mit ihrem blauen, faltenreichen Rocke und

dem weißtuchenen Ueberwurf durch diese Stube wandeln und walten ..."

„Zwei Jahre lebten wir glücklich. Da setzten ihr die Frauen aus der Stadt und aus der Nachbarschaft, die uns zu besuchen pflegten, mit einem male ins Ohr, für eine Frau Fiskalin schicke sich nicht die Bauerntracht und sie müsse sich städtisch kleiden. Ich wollte das aber durchaus nicht leiden, und da gab es manche gereizte Stunde."

„Eines Morgens gehe ich auf die Jagd. Seit einigen Nächten hatte mir von meiner ersten Frau geträumt, und ich wollte mich zerstreuen."

„Todmüde kam ich spät Abends nach Hause, die letzte Ladung noch im Rohre. Wie ich die Thüre der untern Stube öffne, steht eine Gestalt vor dem Spiegel, vor deren Anblick ich entsetzt zurückschaute. Es ist der Geist meiner ersten Frau! denk' ich; es war ihre Haltung, ihr städtischer Anzug, derselbe, in dem sie die letzten Tage ihres Lebens gegangen!"

„Wer bist du und was willst du? rief ich aus."

„Die Gestalt wendet sich nicht um, sondern bleibt gegen den Spiegel gekehrt stehen und spricht lächelnd hinein: Gefall' ich dir?"

„Die Züge im Spiegel erscheinen mir als die Züge meiner ersten Frau . . . das Lächeln ist wie das ihrige . . . . die Stimme ist wie die ihrige . . ."

„Zurück ins Grab! rufe ich aus, und lege, kaum wissend, daß ich es thue, den Stutzen an."

„Nemoj! Nemoj! Siehst du denn nicht, daß ich dein Weib bin? ruft die Gestalt und stürzt mit ausgebreiteten Armen auf mich zu."

„Mich übermannt das Entsetzen . . . die Sinne schwinden mir . . . der Schuß fällt . . . und die Gestalt sinkt zu Boden."

„Leute eilen herbei . . . man bringt Licht . . . die Leiche zu meinen Füßen ist — die meiner zweiten Frau —!"

Hier hält der Fiskal in seiner Erzählung inne. Er weint nicht; seine Augen werden nicht einmal feucht; aber in seinen Zügen liegt aller

Schmerz und alle Trauer einer erschütternden Erinnerung.

Nach einer Weile ermannt er sich wieder, und fährt, in seiner humoristischen Weise über sich selbst spöttelnd, fort: „Sehen Sie, der Himmel hat mich so lieb, daß er mich nicht einmal beten läßt. Ich hätte so gern die Hände gefaltet . . . aber ich kann nicht!“ — —

Man klopft.

Die Gäste aus dem Frühstückzimmer, geführt von Imritza, treten ein, und in dem nächsten Augenblicke wieder ist der Fiskal der freundliche Alte von jeher, und sagt den Frauen, die an seinen Räderſessel herantreten, Schönheiten, und spricht mit den Männern von der muthmaßlichen Weinlese, vom Stande des Kukurutz; dann von der neuen Organisation des Landes, von den Türken, von den Russen.

Als die allerneuesten unter den Gästen hält es Imritza für ihre Pflicht, uns mit den weitern Räumlichkeiten bekannt zu machen. Wir müssen alle Zimmer durchwandern, Keller und Garten besehen, die Pflaumenbäume loben, die jungen Truthühner liebenswürdig finden, und

auf die Bemerkung, daß der alte Mann mit dem weißen Schnurrbarte, den wir unter einem Fliederbusche im Garten sitzend und damit beschäftigt finden, sich aus einer Gattung ellenlangen Grases einen neuen Mantel zu binden, uns seines halbwilden Aussehens wegen sehr interessire, erfahren, daß dies ein Montenegriner, Panta (Abkürzung von Panteleimon) mit Namen sei, der seit einigen Jahren hier volles „Bilikumsrecht" genieße.

Als die Serben in Carlowitz und in ganz Syrmien zu den Waffen griffen, um gegen die Ungarn zu Felde zu ziehen, war er aus Bosnien herübergekommen, um sich ihnen anzuschließen. Er soll wahre Wunder der Tapferkeit, aber auch der Grausamkeit verübt haben. Einem Commando hatte er sich nie fügen wollen, sondern zog mit seiner langen Damascenerflinte und seinen Pistolen dorthin, wohin es ihm beliebte und wo man eben kämpfte, um auf eigene Faust mitzukämpfen. Hatte er in den Reihen einer Abtheilung gefochten und bezog diese irgendwo ein Lager und blieb einige Tage unthätig, so nahm er seine „Damascenerin" über

die Schulter und ging zu einem andern Trupp, der eben dem Feinde gegenüberstand oder gerade gegen ihn auszog. Alle Versuche, ihn irgendwo festzuhalten, waren fruchtlos. Er suchte eben nichts als Kampf und Todtschlag.

Die Kaltblütigkeit, mit der er oft ganz allein einem ganzen Haufen von Feinden gegenüberstand, machte ihn bald zum Schrecken seiner Gegner und zu einer Art Berühmtheit im serbischen Lager. Nicht einen Augenblick z. B., und mochte man von früh bis in die sinkende Nacht hinein im Feuer stehen, kam ihm der Tschibuk von der Seite oder ließ er diesen ausgehen. Ob er angriff, ob er zurückwich, immer mußte er dabei seinen brennenden Tschibuk im Munde haben.

Als er einmal mit einigen Serbiern hinter einem Gebüsche auf Vorposten lag, rettete er sich und seinen Begleitern sogar mit dem Tschibuk das Leben. Eine Schar von Feinden brach plötzlich aus einem nahen Gehölz hervor, und machte Anstalt, sich auf den Vorposten zu stürzen. Da der Feind mindestens zehn mal überlegen war, so erhoben sich die Serbier und wollten, nach-

dem sie einige Schüsse abgefeuert, die Flucht ergreifen. Panta aber, der sich eben seinen Tschibuk stopfte, ließ sie feuern, ließ auch den Feind Feuer geben, ohne sich im mindesten darum zu kümmern. Als aber seine Kameraden, da die Feinde immer näher rückten, auszureißen anfingen und ihn auffoderten, mit zu fliehen, erhob er sich ganz gleichmüthig, hielt seinen Tschibuk in die Höhe und rief den Feinden zu: „Unartige Bengel ihr, daß ihr einem edeln Junak (Helden) nicht einmal Zeit laßt, sich seinen Tschibuk anzubrennen! Wißt ihr denn nicht, daß Panta erst seinen Tabak haben muß, ehe er mit euch ehrlich fechten kann? Wartet nur, bis mein Tschibuk brennt, dann will ich euch Eins aufbrennen, daß euch die Lust zu solchen Ungezogenheiten für alle Zeiten vergeht!" Die Feinde, da sie ihn gewahrten, stoben wie der Blitz in das Gehölz zurück, und Panta mit den Seinen machte sich rauchend aus dem Staube.

Außer seinem Tschibuk verdankt er seine Berühmtheit dem Kopfabschneiden. Dieser grauenhaften Barbarei an den getödteten Feinden ging er mit einer Leidenschaft nach, die ihn selbst

seinen Kameraden entsetzlich machte, und ihm den Namen „Panta der Kopfabschneider“ eintrug. Wenn Panta einmal einen Tag nicht ein paar Köpfe abgeschnitten hatte, so wurde er melancholisch und ging kopfhängerisch umher. Sollte er guter Dinge sein, so mußte es Köpfe geben.

Nach dem Gefechte sah man ihn oft halbe Tage lang auf dem Schlachtfelde umherstreifen und an den Leichen der Feinde, die liegen geblieben waren, seine grauenvolle Leidenschaft üben. Kein Verbot, keine Drohung vermochte ihn davon abzuhalten. Als einmal am Tage nach einem Treffen, in welchem einer der feindlichen Anführer gefallen sein sollte, sich im Lager plötzlich das Gerücht verbreitete, dieser lebe und sei sogar gesehen worden, und der serbische Commandant im Lager umherging, um selbst darüber Erkundigungen einzuziehen, trat ihm Panta entgegen und sprach: „Herr, glaubt es nicht; er ist todt wie seines Urgroßvaters Großvater!“

„Weißt du das so gewiß?“

„Wie sollt' ich nicht! Kennt Ihr das, Herr?“

Dabei brachte er aus seiner Futtertasche einen Kopf zum Vorschein, den Jedermann sogleich als den des feindlichen Führers erkannte.

Nachdem der Krieg beendigt war und es somit nichts mehr zu kämpfen und keine Köpfe abzuschneiden gab, war er eine zeitlang in Lande umhergezogen, um die Gastfreundschaft bald dieses, bald jenes ehemaligen Waffengefährten in Anspruch zu nehmen. Die Polizei aber, die sich nach Wiederherstellung der Ruhe mit der neuen Ordnung der Dinge hier zu organisiren begann, wollte diesem fahrenden Heldenthume keinen Gefallen abgewinnen, und so eifrig er auch für das legitime Princip thätig gewesen, es konnte ihn nicht vor dem Schicksale bewahren die Weisung zu erhalten, ein Land zu meiden, um welches die unzweifelhaftesten Verdienste sich erworben zu haben er überzeugt war. Wahrscheinlich hätte er dieser Auffoderung auch wirklich nachkommen müssen, wenn ihn nicht sein guter Stern nach N... geführt hätte, wo der alte Fiskal sich seiner annahm und ihm versuchsweise die Aufsicht über einen Theil seiner Felder übertrug, und als er ihn näher kennen

gelernt, sogar das Bilikum gab, in Folge dessen er nun Schloß R... so lange es ihm beliebt als sein Asyl, als eine zweite Heimat betrachten durfte.

In der That auch, versichert Imritza, habe der sonst so unheimliche Alte während der ganzen Zeit das in ihn gesetzte Vertrauen nicht durch das Geringste getäuscht. So schauerlich der Ruf ist, den er aus den Kämpfen mitbrachte, so friedfertig, ruhig und selbst weichmüthig hat er sich, seitdem es keinen Krieg mehr gibt, bei jedem Anlasse bewiesen. Wenn man ihn so sehe, wie er still und in sich gekehrt einhergeht, durch die Felder streift, die Pferde abwartet, tausend kleine Dienste mit der größten Bereitwilligkeit verrichtet, nie mit Jemandem einen Streit hat, vielweniger irgend wem etwas zu Leide thut, sollte man gar nicht glauben, daß dies derselbe Panta sei, der sich in gesprächigen Augenblicken damit rühmt, Zeit seines Lebens einhundert und achtzig Feinde getödtet und gegen zweitausend Köpfe abgeschnitten zu haben. Im Schlosse habe man sich bereits so sehr an ihn gewöhnt, daß man ihn nicht gern vermissen würde. Selbst der „alte Herr“

habe ihn gern um sich, und liebe es, sich von ihm schauerliche Kampfgeschichten aus Montenegro erzählen und alte Heldenlieder vorsingen zu lassen, deren er eine große Anzahl auswendig wisse. Seit einiger Zeit jedoch, namentlich seitdem der Krieg zwischen Rußland und der Türkei ausgebrochen, gehe er wieder so melancholisch umher, daß man jeden Augenblick darauf gefaßt sein müsse, ihn wieder abziehen zu sehen — um Köpfe abzuschneiden.

Mittlerweile ist es Speisezeit geworden und wir wenden uns von dem abenteuerlichen Kephalotomen ab, um uns in das obere Zimmer zurückzubegeben, wo wir die Gäste vollzählig beisammen und damit beschäftigt finden, die Stühle zu rücken, die prächtigen Teller und die kunstreich gefalteten Servietten zu bewundern; Zeichen, die unzweifelhaft darauf hindeuten, daß man bereits alle Lust habe, sich derselben zu bedienen.

In Wirklichkeit auch ist bereits Alles zum Beginn gerüstet und man erwartet nur noch die unentbehrliche Trias des Protopopen von W..., des emeritirten Sereschaner-Postmeisters von M... und des gelehrten Diakons von D....

Endlich kommen auch diese heiligen drei Könige vom Syrmierlande am Fuße der Anhöhe zum Vorschein. Eine freudige Aufregung geht bei ihrem Anblick durch die Gesellschaft. Man rückt lebhafter als bisher mit den Stühlen; man drängt sich ans Fenster, sie zu begrüßen; man winkt ihnen, ihre Schritte zu beschleunigen, und wir unsers Theils nehmen die Gelegenheit wahr, sie, während sie heranklimmen, etwas näher in Augenschein zu nehmen.

Voran schreitet der Diakon, der offenbar am leichtesten Befußte von den Dreien, hinter ihm der Sereschaner und zuletzt keucht das alte Faß, das schon so viele Fässer in sich aufgenommen, der Protopope empor.

Eine Weile noch und sie treten ein, bewillkommt vom lauten Zuruf der Anwesenden. Ihnen auf dem Fuße folgten die Suppenschüsseln, aufgetragen von drei weitbehosten Burschen, die, sobald sie ihre dampfende Last niedergesetzt, den Fiskal an die oberste Stelle der Tafel schieben.

Der Sereschaner schleudert treuherzig mit seiner Rechten umher, schüttelt Jedem die Hand, dem Fiskal den Schlafrockärmel und gibt die

tröstliche Versicherung ab, er sei nicht allein zu essen gekommen, sondern auch zu trinken und was er aus Rücksicht des letztern im erstern zu wenig leisten werde, das werden seine Frau und seine beiden Jungen nachzuholen bemüht sein, die zuverlässig kommen würden, sobald die „vermaledeite" Post vorüber sei; worauf er sich in einen Sessel wirft und sich den Speise-Apparat zurecht macht.

Der Protopope, eine kleine, in der That faßförmige Gestalt mit einem rothen, von einem dreifachen Goderwalle umgrenzten Gesichte und so dünnen Beinen, daß man bei jedem Schritte ihrem Zusammenbrechen unter dem umfangreichen Leibe entgegensehen zu müssen glaubt, strengt sich sichtlich an, um das ehrwürdige Aussehen, das seine kornblumenblaue Sommerkutte im Vereine mit seiner Gestalt allerdings nicht hervorzubringen geeignet ist und dessen er doch von Sonntags- und Amtswegen benöthigt, durch eine strenge Haltung seiner Züge zu ersetzen, was er durch ein eigenthümliches Runzeln der Stirn und heiliges Emporzwinkern der Augenbrauen, sowie durch ein zum Kuß bereitetes Ausstrecken der

Hand am sichersten zu erzielen glaubt, ohne daß dieser letztern die Lippen Jemandes Andern als der drei Burschen den erwarteten Tribut zu zollen sich veranlaßt sehen.

Eine nicht minder heilige Haltung sucht der hinter ihm stehende Diakon zu behaupten. Eine schmächtige, fast noch einmal so hohe Gestalt als der Pfarrer, beugt er sich über den letztern mit dem Ausdruck aller Demuth, deren ein hageres, abgeblaßtes Gesicht fähig ist, das den Blicken nicht zu verbieten vermag, nebenbei mit Sehnsucht und stillem Begehren nach der reichbesetzten Tafel hinüberzuschielen, indem er mit beiden Händen den Hut an jene Gegend andrückt, welche sentimentale Leute die Brust nennen, von der wir aber sehr wohl wissen, daß sie die des Magens sei.

Hierauf nehmen auch die beiden würdigen Repräsentanten der Kirche ihre Plätze ein, der Protopope zur Rechten des Fiskalen an unserer Seite, der Diakon zu dessen Linken neben dem Sereschaner.

Ordnung und Gesetzlichkeit sind die Seele einer jeden großen Unternehmung. Diese große

Wahrheit hat in Slavonien, namentlich in Bezug auf Gastereien längst ihre Anerkennung und Anwendung gefunden. Auch an der Tafel, an der wir uns eben niederließen, soll sie nicht außer Acht gelassen werden. Es ist nun einmal in der Natur der Dinge so: die Menge will und daher muß sie auch regiert werden, sonst stürmt sie mit Allem darunter und darüber; und soll bei zunehmender Lebendigkeit nicht auch in unserer Gesellschaft die furchtbarste Anarchie einreißen, so ist es nur klug und recht, daß der althergebrachten Sitte gemäß unter dem unscheinbaren Titel des „Hausherrn" ein Dictator ernannt werde.

Dictatoren nun pflegt man allerdings nur in Zeiten der Gefahr zu ernennen. Unsere Gasterei aber für eine solche Zeit zu erkennen, ist durch die Aussicht, die der Fiskal auf einige Eimer seines Kellers eröffnet, vollkommen gerechtfertigt, und es zeigt daher von ebenso viel Weisheit als Selbstkenntniß von Seite der Gesellschaft, daß sie, noch ehe die Stunde kam, da die Schleusen des goldenen Meeres sich aufthun sollen, mit Stimmeneinhelligkeit das Regiment

über sich dem hoffnungsvollen Notarius überträgt.

Der „Hausherr", lieber Leser, ist unter diesem milden Titel der Tyrann des Tisches; es geht das mit diesem wie mit manchem andern mildklingenden Titel. Es ist gut, daß du dies in vornherein wissest, damit dich nichts befremde. Seinen Befehlen unbedingten Gehorsam zu leisten, ist Pflicht eines jeden Tischgenossen. Neben wem er dich setzen heißt, neben dem mußt du sitzen. Was er dir vorlegen läßt, das mußt du essen, und so viel er dir einschenken läßt, so viel mußt du trinken. Wolltest du ohne seine Erlaubniß aufstehen und dich dem Gastmahle entziehen, arg verstoßen würdest du gegen Sitte und Gesetz. Er bringt die Toaste aus, er theilt dir die Dame zu, für die du zu sorgen hast, bei ihm mußt du anhalten, wenn du sprechen willst. So lange er nicht die Mahlzeit für aufgehoben erklärt, dauert sie fort und wäre es bis in den andern Tag hinein.

Der für den vorliegenden Fall erwählte „Hausherr" ist ein Mann, den wir seinem Amte vollkommen gewachsen nennen müssen, und es

hat fast den Anschein, als wäre er gesonnen, sich nach allen Seiten hin thatsächlich als einen solchen zu bewähren.

Für's Erste, erklärt er, müsse er besorgt sein, der heiligen Pflicht des „Bilikum" nachzukommen.

Der Protopope lüftet sein Käppchen bei dieser Erklärung und zwinkert zustimmend mit den Augen. Der Diakon drückt die zusammengeballten Hände demüthig an den Magen, und der Sereschaner säubert zum Zeichen, daß er wohl wisse, der Beeilung des Hausherrn liegen ganz andere Motive als die alleinige Heiligkeit der Pflicht zu Grunde, sein Glas mit der Serviette; denn die „Bilikums" sind für den Mann vom Fache das untrügliche Signal für den Beginn des Trinkgelages.

Einer der weithosigen Burschen stellt auf einen Wink des Fiskals etwa fünf bis sechs kunstvoll geformte Glasbecher von sehr verschiedener Größe vor den „Hausherrn"; ein anderer setzt eine Sechsmaßkanne des feurigsten Rothweins vor ihn auf den Tisch. Hierauf erhebt sich der Notar und beginnt:

„Das Frühjahr ist zu Ende und eh' wir uns

umschauen braucht der Wirth Platz in seinem Keller für den neuen Wein. Als redliche Nachbarn müssen wir ihm daher helfen bei Zeiten den alten hinausschaffen, und daran wollen wir denn heute wacker Hand legen. Den ersten Trunk aber sollen unsere neuen Gäste haben, damit es ihnen unter uns heimisch werde und sie sich fortan als wie zu uns gehörend betrachten!"

Kein Zweifel — das gilt uns.

„Nun aber sagt mir, liebe Gäste", fährt der Notar fort, „seid ihr Meister oder Lehrlinge? Hier stehen sechs Becher vor mir. Der größte faßt die Kleinigkeit von einer Maß, der kleinste einen Nipp, den man Seidel nennt. Die mittlern fassen anderthalb Seidel, dann zwei, dann dritthalb, dann drei. Welchen soll ich für euch füllen?"

Ehe wir noch antworten können, hat der Sereschaner den Maßbecher vorgeschoben. Ein geringerer, meinte er, sei nicht erst der Mühe des Einschenkens werth und wäre geradezu eine Beleidigung für uns; denn so groß wie der Becher, so groß die Ehre, das wisse jedes Kind!

Die Gutsfrau, die uns gegenübersitzt, meint, Fremde hätten von jeher einen Anspruch auf Nachsicht gehabt, und schlägt den Zweiseidelbecher vor.

Darüber entspinnt sich nun ein Streit unter der Gesellschaft, den der Fiskal dadurch beizulegen sucht, daß er sich im Sinne der Dame für das kleinere Quantum entscheidet, Imritza aber thatsächlich dadurch beendigt, daß sie dem Notar alle Becher bis auf den kleinsten unter den Händen verschwinden zu machen weiß, sodaß ihm am Ende nichts Anderes übrig bleibt, als diesen zu füllen und in seinem Sermon folgendermaßen fortzufahren:

„Hier also reich' ich euch den ersten Becher Weines unter diesem Dache und befehle euch, ihn mit einem Ansatz zu leeren. Thut es aber mit Andacht, und bedenkt, was ihr dadurch erlangt! Dieser Trunk gibt euch die Schlüssel dieses Hauses in die Hand. Von jetzt an mögt ihr kommen bei Tag oder bei Nacht, zu welcher Jahreszeit und zu welcher Stunde ihr wollt, ihr mögt reich sein oder arm werden, gesund bleiben oder erkranken, euch vor Feinden bergen,

oder was oft noch nöthiger ist, vor Freunden, dies Haus steht euch immer offen, und ihr werdet darin finden: wenn kein Flaumenbett, so doch ein Bund Stroh, wenn keinen Braten, so doch ein Stück Brot, und wenn nicht zwei Gläser Wein, so doch eins! Uebrigens benutzt es immer und braucht es nie! Živio!"

„Živio!" wiederholt die Gesellschaft, der „Hausherr" reicht uns den Becher, und ist das „Bilikum" auch kein romantisches Abenteuer, wie du es, lieber Leser, vielleicht erwartet, so ist es doch ein schöner Brauch, und wir folgen ebenso wol einem natürlichen Drange als der üblichen Sitte, wenn wir das dargebrachte „Bilikum" dankbar annehmen und durch das Versprechen erwidern, wenn wir jemals wieder in diese Gegend kämen, gewiß nicht zu unterlassen, davon Gebrauch zu machen.

Wir haben dafür die Anerkennung, daß uns die ganze Gesellschaft noch drei donnernde Živios zuruft, und der Fiskal, indem er die Invalidheit seiner Hände bedauert, uns seinen Händedruck durch Imritza entbieten läßt, was wir uns herzlich gern gefallen lassen, und was nicht wenig

dazu beiträgt, uns in dem Räthselworte „Bilikum" das einfache, deutsche Herzenswort — „Willkomm!" — erkennen zu lassen.

Der Notar, nachdem er seines Amtes auf eine so glänzende Weise gehandelt, zögert nun keinen Augenblick, dessen ihm ungleich wichtigern Theil in Vollzug zu setzen, und nimmt sofort die Leitung des Kruges in die Hand.

Nun sehen wir auf sein Geheiß einen Becher nach dem andern sich füllen, um, so lange die Geister noch in ihren Fugen sind, ans Ausbringen der Trinksprüche zu schreiten.

Zuerst erhebt er sich selbst und bringt die Paare aus. Dies Zusammenstellen der Paare nach eigenem Ermessen, ist, wie wir bereits angedeutet haben, ein unbestrittenes Recht des „Hausherrn", daß ebenso viel Anlaß zu den komischsten Combinationen als zu den maliciösesten Anspielungen auf geheime Verhältnisse gibt, und oft nicht wenig dazu beiträgt, die Gesellschaft in die heiterste Stimmung zu versetzen. Die allgemeine Heiterkeit ist daher auch nicht gering, als er, nachdem er den greisen Fiskal mit der benachbarten Gutsfrau hat hoch leben und Imritza

unserm Schutze hatte empfohlen sein lassen, einen riesigen Becher bis an die Decke erhebt und ausruft:

„Hoch leben der ehrwürdige Herr Protopop und die tugendsame Frau Postmeisteritza! Auf ein Leben wie zwischen zwei heiligen Tauben! Gromovito!"

Der Sereschaner schlägt eine donnernde Lache auf und mit seinem Glase so gewaltig auf den Tisch, daß es zur Erhöhung der allgemeinen Heiterkeit in Scherben springt.

Der Protopope aber zwinkert wieder andächtig mit den Augen, indeß sich der Diakon unbemerkt zu erheben und aus dem Staube zu machen sucht, um einem Toaste auf seine kleine Wichtigkeit zu entgehen.

Wollte der gute Mann gewissen Anspielungen entgehen, so können wir nicht sagen, daß er das gut angestellt habe. Still wie er da saß, wäre ihm dies vielleicht gelungen. Nun, da er durch ein unerhörtes Vergehen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt, hat er das Gefürchtete nur um so sicherer gegen sich heraufbeschworen.

„Wer hat Euch aufzustehen erlaubt?" zürnt ihn der Haustyrann auf seinen Platz wieder nieder. „Ich befehle Euch sitzen zu bleiben und aus Strafe werdet Ihr auf Eures Liebchens Gesundheit ein halbes Maßglas leeren! Es lebe der hochehrsame Herr Diakon und sein trautes Herzenslieb ... die Frau Popin! Gromovito!"

„Gromovito!" stimmt die ganze Gesellschaft ein, und der Diakon, indem er dankend sich tiefmöglichst verneigt, versucht seine Verlegenheit unter den freundlichsten Gesichtsfalten zu verbergen, hebt, ohne dem heiligen Ausdruck seiner Mienen zu viel Abbruch zu thun, den Becher und läßt in stiller Ergebung in sein Geschick den Inhalt desselben bis auf den letzten Tropfen in sein Innerstes hinabgleiten.

Der ceremonielle Theil ist nun abgethan und der Notar fängt an, es auf die drei notorischen Trinkheroen des Tisches abzusehen, auf den Protopopen nämlich, auf den Diakon und auf den Sereschaner. Es entgeht uns nicht, daß er diesen nur deshalb so ununterbrochen und in so großen Quantitäten einschenken läßt, um

ste, was man in der Kunstsprache so nennt, „systematisch zuzudecken".

Während die Wangen des Protopopen höher zu glühen beginnen, das andächtige Zwinkern seiner Augen allmälig in ein glänzendes Rollen übergegangen ist und er sich genöthigt sieht, Rock und Kollar als raumbeengende Fesseln abzulegen, sehen wir den Diakon sein Geschick mit christlicher Fügung tragen, und der Frau Popin, zu welcher ihn ein unwiderstehlicher Zug ebenfalls des Geschickes hinzuziehen scheint, zu wiederholten malen versichern, daß er sich sehr wohl befinde, daß ihm durchaus nicht übel sei, und daß er außer einer unbeschreiblichen Affection für sie, nichts weiter als ein „höchst schwermüthiges Magendrücken" empfinde.

Um so ungestümer geberdet sich der Sereschaner. Er raisonnirt, er beklagt sich über den Verfall der Sitten und der Zeiten, klagt den Notar der Parteilichkeit und der Immoralität an, weil er uns mit dem Bilikum so leicht durchkommen lassen, und prophezeit auf Grund dessen den unausbleiblichen Weltuntergang.

„Das waren andere Zeiten", erinnert er den

Fiskal, als der Stuhlrichter von M.., an derselben Stelle sitzend wo ich heute sitze, einen ganzen Kübel Wein als Bilikum hat austrinken müssen, nicht aber einen Fingerhut, wie der unmoralische Mensch von Notar deinen Gästen eben zugesprochen! Doch — reden wir gar nicht davon! Ein Notar weiß nichts von Moral und noch weniger von jenem goldenen Spruche, den, wie mir der Protopop einmal gesagt, ein gewisser Herr Philosoph einst ausgesprochen hat. Man lebt nicht um zu essen; man ißt, um zu trinken! Goldene Worte das! Aber was weiß so ein unmoralischer Mensch davon!"

Darauf folgt ein Trunk, der einem Cyklopen Ehre gemacht hätte, und eine in der Erinnerung schwelgende Auseinandersetzung, wie es ein Hauptspaß gewesen sei, als man dem Stuhlrichter, da er nicht mehr trinken konnte, den Wein aus lauter Brüderlichkeit mittels eines Trichters eingeflößt habe. Das sei noch eine Zeit gewesen, wo es Kunsttrinker gab, wo man trinken gelehrt und gelernt habe; und wenn der Protopop nicht wäre, der immer noch sein halbes Eimerchen auf einen Sitz vertrüge, so gäbe es auf zwanzig Meilen im

Umkreise gar keine Autorität mehr. Das glorreiche Metier der „Trinkreisenden", die mit ihrer Kunst zur Erbauung und Aneiferung aller redlichen Leute von Gasterei zu Gasterei pilgerten und von ihr lebten, sowie sie auch selig an ihr starben, sei leider vollends ausgestorben. Indeß meine er, es mit dem Protopopen immer noch aufnehmen zu können, und wenn dieser es nicht glauben wolle, so sei er sogar erbötig, mit ihm eine Wette einzugehen.

Der Notar läßt sich einen so herrlichen Anlaß nicht wieder entschlüpfen und meint, was einmal ausgesprochen sei, das müsse auch ins Werk gesetzt werden; dazu sei er da.

„Gut!" ruft der Sereschaner aus. „Ich trinke Wein, der Protopop trinkt Wasser, und wir wollen einmal sehen, wer festere Reifen hat!"

Der Pfarrer meint, Wasser trinken sei zwar vom Bösen, indessen wolle er in majorem Dei gloriam in die Wette eingehen.

„Wer verspielt, der muß eine Predigt halten!" setzt der Notar fest, und auch dazu ist der Protopope zufrieden.

Im nächsten Augenblick sind zwei gleich große

Kannen auf den Tisch gestellt, die eine mit Wein, die andere mit Wasser gefüllt, und Protopope und Sereschaner rüsten sich zum edlen Wettstreit, indem sie sich zwei gleich große Gläser reichen lassen.

Allgemeine Spannung.

Der Notar commandirt: „Eins! Zwei! Drei!" und wie auf einen Wink sind die ersten Gläser geleert, um sogleich wieder gefüllt zu werden.

Neuerliches Commando und wieder sind die Gläser leer.

„Fünf mal ziehn die Helden so vom Leder,
Fünf mal aneinander sprühn die Waffen,
Fünf mal schon begann der Kampf vom neuen";

das Angesicht des Sereschaners röthet sich

„Gleich der Sonne über'm Meere,
Wenn sie in die Fluten taucht";

seine Augen funkeln

„Feuerkugeln, die sich drehn im Kreise",

und Niemand zweifelt, daß er nach dem nächsten Glase, wenn nicht freiwillig, so doch unfreiwillig von dem Zweikampfe werde abstehen müssen.

Das sechste Paar Gläser wird gefüllt, der

Notar commandirt wieder; schon hat es der Sau-schaner leer getrunken, als der Pfarrer mit einem allen Widerwillen seiner Seele verdollmetschenden „Brrrr!“ sein Glas mit dem Wasser zu Boden schlägt und sich für besiegt erklärt.

„Belzebub trinke sechs Gläser Wasser hinter-einander, nicht ein ehrlicher Mensch!“ ruft er aus. „Mit Wein, wenn Ihr wollt, Herr Post-meister, will ich Euch die Spitze bieten; aber mit Wasser ... Puh! Der Mensch ist nicht da, einen Teich aus sich zu machen und Fische in seinem Innern zu nähren!“

## XVI.

Im Garten von R... — Panta als Rhapsode. — Ein Rundlied und andere.
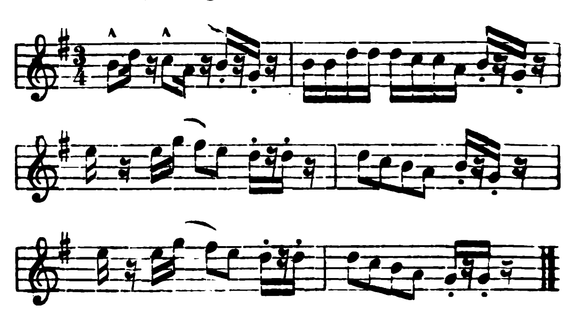
---

Inzwischen ist es Abend geworden. Der Notar kraft seiner Hausherrnvollmacht, der wol seine guten Gründe dazu gehabt, hat die Tafel aufgehoben und die Tischgesellschaft, wie sich von selbst versteht, mit Ausnahme der heiligen drei Könige, entlassen, und wir folgen unserer hübschen Wirthin in Begleitung einiger jüngerer Frauen in den Garten, um, wie sie sagt, den Schluß des Bilikums hier auch auf unsere Weise zu feiern.

Eine Anzahl hübscher junger Bauernmädchen und munterer Bursche ist hier bereits versammelt und tummelt sich auf einem frischgrünen, von Fliederbüschen umschlossenen Rasenplatze lustig umher. Da wird gelacht, gescherzt, gesungen,
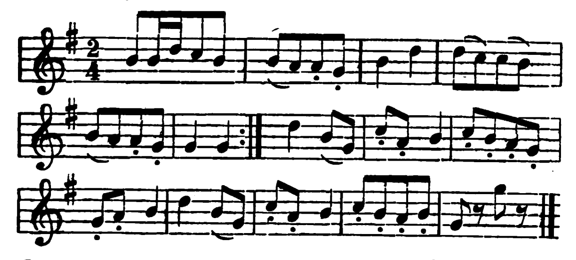
Kolo getanzt, Haschens gespielt und alles Das durcheinander wie in einem kleinen Paradiese.

Einen Augenblick scheint unser Erscheinen das lustige Treiben unterbrechen zu wollen. Imritza jedoch weiß es bald wieder in seinen vorigen Gang zu bringen, was ihr am besten dadurch gelingt, daß sie ohne viele Umstände gleich selbst an der Unterhaltung theilnimmt, und ohne es zu wollen, bald der alleinige Mittelpunkt derselben wird.
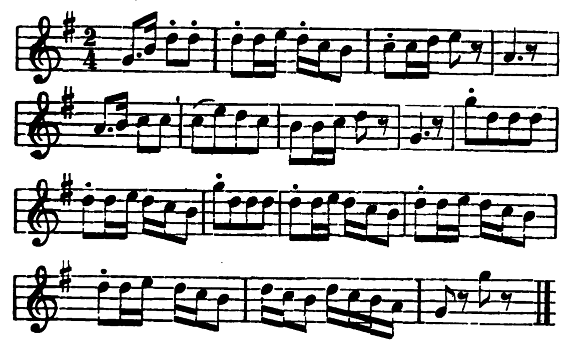
Sie will es so und es darf sich Niemand stören lassen. So lacht man denn wieder, singt, jagt einander umher, das unterbrochene Kolo nimmt seinen weitern Fortgang, und der Bursche, der dazu auf seiner Feldpfeife aufblies, bläst lustig weiter. Erst langsam:



Dann rasch:



Dann noch rascher:



Da mit einem mal stimmen einige Mädchen, die unter einem der Fliederbüsche auf dem Rasen lagern, mit ihren hellen, klingenden Stimmen folgende Melodie an:



Und besäße der Musikus in seiner Feldpfeife die Macht Oberon's, er vermöchte die Tänzer nicht mehr zusammenzuhalten. Wie auf einen Zauberruf stiebt das Kolo auseinander, und mit dem Rufe: „Singen! Singen!" eilen Mädchen und Bursche nach der Stelle hin, woher die Melodie erklungen, lagern sich hier in bunten Gruppen im Kreise umher und „Singen! Singen!" ist die allgemeine Losung.

Es entgeht uns nicht, daß es wieder Imritza ist, die diesen Umschwung herbeizuführen verstanden. Die einfache Aeußerung von unserer Seite, daß es uns nicht unangenehm wäre, wenn es der Gesellschaft einfiele, einige Lieder zu singen, gab ihr dazu die Veranlassung.

So wollen wir uns denn niederlassen und zuhören!

Zuerst kommt auf den Vorschlag eines der Mädchen das Lied an die Reihe, wie ein Christenmädchen die Zudringlichkeit eines türkischen Liebhabers auf eine kluge Art abgewiesen und sich vor dem lästigen Freier für alle Zeit Ruhe geschafft habe.

Das Lied lautet:

Ausgespannt sind auf der Wiese
Grüne Zelte,
Drunter sprießen, sprießen üppig
Grüne Gräser;
Auf die Gräser sind gestreuet
Rothe Rosen;
Auf den Rosen ausgebreitet
Seidne Polster;
Auf den Polstern sitzt Jergetsche
Der Alaj-Beg.

Geht vorbei ein Christenmädchen,
Holet Wasser,
Spricht Jergetsche zu ihr also,
Der Alaj-Beg:
„Nicht so oft, o Christenmädchen,
Hole Wasser!“

Ihm jedoch das Christenmädchen
Drauf erwidert:
„So die Mutter mir's befieblet,
Will ich's holen,
Will es holen, wahrlich, wär's auch
Jeden Morgen!“

Da sie nun des andern Morgens
Ging nach Wasser,
Sieh, da faßt sie an den Armen
Der Alaj-Beg:
„Steh' ein Weilchen, steh', o Närrchen,
Christenmädchen,

Daß ich dir die Augen schaue,
    Schlehenaugen,
Daß ich dir die Wangen küsse,
    Sonnenwangen,
Daß ich sprech' zu deinen Lippen,
    Zuckerlippen!"

Ihm jedoch das Christenmädchen
    Drauf erwidert:
„Wo doch sind mir die neun Brüder,
    Wackre Helden,
Daß Jergetsche sie erfassen,
    Den Alaj-Beg,
Und ihm legen schwere Ketten
    An die Hände?
Und so ihnen Leid erregte
    Seine Jugend,
Daß sie in die Macht ihn gäben
    Mir, dem Mädchen?"

Und der Beg, da er dies höret,
    Läßt das Mädchen,
Ob des Mädchens Arme wären
    Heiße Nesseln.
Und das Mädchen — jeden Morgen
    Holt's nun Wasser!

Hierauf bringt einer der jungen Bursche das Lied in Vorschlag, wie es die jungen Mädchen,

von denen nun einmal nicht zu leugnen sei, daß sie es in Liebesangelegenheiten an Klugheit zwanzig Männern zuvorthun, anzustellen pflegen, um sich vor ihren Müttern nicht zu verrathen.

Das weibliche Contingent der Gesellschaft sträubt sich zwar so laut als möglich gegen die Annahme dieses Vorschlages, die Bursche aber achten darauf wenig, und während die Mädchen immer noch protestiren, haben wir bereits die Hälfte des Liedes gehört.

Es ist folgendes:

Einen trauten Liebsten hat das Mädchen.
Zehn mal Morgens an des Mädchens Hause,
Zehn mal Abends kommt er wol vorüber.
Spricht zu ihm das Mädchen weislich also:
„Geh', Geliebter, nicht so oft vorüber!
Leicht verdächtig könnt's der Mutter scheinen,
Könnt' zuletzt, daß wir uns lieben, meinen,
Wir, die wir uns niemals noch gesehen,
Uns in Allem — drei mal, glaub' ich, küßten.
Zählt' es Jemand, hundert mal wär's freilich,
Schrieb's wer nieder, ging's auch in die Tausend!"

Die kleine Malice war durchgesetzt, das gute Einvernehmen aber dadurch nicht nur nicht gestört, sondern wo möglich erst recht befestigt.

Das ist immer so. Ohne daß es erst einen kleinen Streit, eine kleine Neckerei gibt, kommt in einer Gesellschaft nicht leicht ein inniger Ton heraus. Hat man sich erst ein wenig geneckt, dann hat man sich um so lieber und hält um so traulicher zusammen. So ist es auch hier. Ein Lied folgt nun aufs andere. Bald sind wir nicht mehr im Stande zu folgen, und müssen schon zufrieden sein, wenn wir aus der Fülle kunstlos ausgesprochener Stimmungen und Empfindungen Einiges festzuhalten vermögen, was wir denn hier auch, so gut wir uns daran erinnern können, mittheilen wollen:

Mondenschein die ganze liebe Woche,
Ich allein die ganze liebe Woche;
Nur zwei Nächte noch, dann wollt' er kommen!
Doch der Trotzkopf, ob er auch wol Wort hält?
Kommt er, — nun ich werd' ihn ab nicht weisen;
Kommt er nicht — ich werd' ihn auch nicht bitten!

---

Sieben Tage gibt es in der Woche,
Alle Tage sind von lautrem Silber,
Nur der Samstag ist von lautrem Golde;
Denn der Samstag bringt den schönen Sonntag,
Und der Sonntag bringt den Herzgeliebten.

---

Sonne sinkt des Abends, wenn es Zeit ist,
Daß mein Herzgeliebter zu mir komme;
Mond geht unter Morgens, wenn es Zeit ist,
Daß mein Herzgeliebter von mir gehe:
Beid' im Dunkeln, daß ihn Niemand sehe!

---

Geh', Geliebter, geh' durch unsere Straße;
Unser Haus steht an dem Rand der Straße.
Wenn du nun vorüberkommst dem Hause,
Und du siehst vor'm Hause Jemand Alten,
Nimm den Hut ab, küss' die Hand ihm höflich,
Frag' nach Allem; doch zuletzt erst frage:
„Was denn macht auch Eure ältste Tochter,
Eure Tochter, meine Herzgeliebte?"

---

Schmied, o Goldschmied, daß die Kunst dir wohl geh',
Schmied aus Gold mir einen Herzgeliebten!
Will ihn herzen, wie den Sohn die Mutter,
Will ihn küssen, wie der Tag den Abend,
Ihn umarmen, wie die Nacht den Morgen!

---

Mittlerweile ist auch der Mond aufgegangen und hat über die Gruppen der Singenden seine blassen Lichter ausgegossen.

In demselben Augenblick, da die letzten Töne des letzten Liedes ausschallen, fallen seine vollen Strahlen auf einen der seitwärts sich ausbreiten-

den Fliederbüsche und lassen uns eine Gestalt entdecken, die sich hier im Schutz der dichten Zweige wol schon lange verborgen gehalten und dem Gesange gelauscht haben mochte.

An den verwilderten Zügen, an dem langhalmigen Grasmantel, mit dessen Anfertigung wir ihn heute Morgen beschäftigt fanden, erkennen wir — Panta.

Bei dem ersten Anblick dieser unheimlichen Erscheinung scheint die fröhliche Stimmung der Gesellschaft mit einem mal entschwinden zu wollen. Erschrocken blicken die Mädchen auf und selbst in den Gesichtern der kräftigen Bursche malt sich ein leises Grauen. Unwillkürlich hält sich Eines an das Andere und Einige machen sogar Anstalt aufzubrechen.

„Seid ihr thöricht?" hält Imritza diese zurück. „Hat denn der arme Mensch euch etwas zu Leide gethan? Geht er nicht wie ein Lamm umher? Und meint ihr, daß er sich aus irgend einem andern Grunde im Gebüsche verborgen, als um uns singen zu hören? Ihr solltet doch endlich einmal aufhören, euch vor ihm zu fürchten! Gleich will ich ihn selbst herbeiholen und hat er

uns singen gehört, so soll er uns dafür von seinen Liedern auch eins zum Besten geben!"

Einige der Mädchen scheinen mit diesem Vorhaben der jungen Herrin nicht einverstanden. Ehe sie jedoch ihre Einwendungen hervorzubringen vermögen, hat sich Imritza bereits erhoben und ist auf den Busch zugeeilt.

Im nächsten Augenblick sehen wir sie, Panta mit sich führend, zurückkehren.

Wir haben erst jetzt Gelegenheit, die Gestalt dieses grauenhaften Mannes uns näher zu betrachten. Klein, dürr, knochig wie er da vor uns steht und den bleichen Kopf auf die Brust hängen läßt, würden wir nie das in ihm gesucht haben, was wir nun von ihm wissen. Nicht einmal die Gesichtszüge scheinen von all' Dem etwas verrathen zu wollen, was im Wesen dieses Menschen sich bis zur Leidenschaft und Lust hinaufgesteigert hat; keine Miene läßt etwas von dem schauerlichen Geschäfte vermuthen, womit diese schlenkernden Arme sich zu befassen lieben. Selbst der verwilderte Ausdruck des Gesichts hat eher etwas Gutmüthiges, Humoristisches, Verschlagenes, als Abschreckendes, Abstoßendes. Was

die Leute vor ihm zurückscheuen macht, das ist gewiß nur der Ruf, der ihm voran- und nachgeht, nicht seine Persönlichkeit. Wir für unsern Theil sehen in ihm kein ungewöhnliches Monstrum, sondern nichts Anderes, als eben nur eine etwas excedirende Species des gesammten Montenegrinerthums. Gutmüthig, leutselig, gesangliebend, friedfertig im Frieden und Freunden gegenüber, unerbittlich, todesverachtend, humoristisch und grausam im Kriege und gegenüber dem Feinde, so ist mehr minder die Art Aller, die die schwarzen Berge bewohnen.

„Was soll ich hier?“ fragt Panta.

„Dich niedersetzen!“ erwidert Jmritza.

„Bei Euch?“

„Bei uns!“

„Bei so hübschen Mädchen und so schmucken jungen Leuten, die so hübsch singen ... ich?“

„Und die auch dich wollen singen hören!“

„Mich ... singen? O, Ihr wißt recht gut, daß ich keine schöne Stimme habe und keine Lieder weiß, die für junge Leute passen, welche gern lieben und am liebsten von Küssen und schönen Augen hören! Was ich weiß, das sind nur alte

Geschichten; mitunter auch neue. Aber weder die alten noch die neuen taugen für lustige Kreise! — Was könnt' ich also singen, selbst wenn Ihr geduldig genug wäret, mich anzuhören?"

„Sing' uns z. B. wie Skutari erbaut worden! Weißt du? Dasselbe Lied, das du jüngst hier dem Schloßherrn vorsingen mußtest ..."

„Wie Skutari erbaut worden? Dasselbe Skutari, das man von unsern schwarzen Bergen jenseit des Sees sieht und gegen dessen Pascha wir vor kurzem zu Felde gezogen? Hm! ... Doch wenn du es hören willst und wenn es deinen Gästen nicht zu lang wird ... mir soll es darauf nicht ankommen!"

Die erschrockenen Mädchen haben indessen Muth gefaßt, das Grauen in den Gesichtern der Burschen hat sich verloren, Panta muß sich bei uns niederlassen, und nach einer Weile, während welcher er sich zu sammeln und zu erinnern scheint, beginnt er in einem eigenthümlichen, halb singenden, halb recitirenden Tone:

Eine Burg bau'n drei geborne Brüder,
Leibesbrüder, Merlawa's drei Söhne; —
Wukaschin der König ist der eine,

Ugljesch der Wojwode ist der andre,
Gojko der Merlawtschewitsch der dritte.
Skadar bau'n sie am Bojanastrome.

Dreier Jahre Dauer bau'n die Brüder,
Bau'n drei Jahr mit dreimal hundert Meistern,
Können nicht des Baues Grund erheben,
Wen'ger noch die Veste selbst vollenden.
Was am Tag die klugen Meister bauen,
Das zerstört die Wila stets zur Nachtzeit.

Als es so das vierte Jahr geworden,
Ruft die Wila also aus der Wildniß:
„Müh' dich, König Wukaschin, umsonst nicht!
Müh' dich nicht, verschwende so viel Gut nicht!
Nicht erheben wirst du je den Grundbau,
Wen'ger noch die Veste selbst vollenden,
Eh' du nicht die holden Namen auffandst,
Beide Namen: Stojan und Stojana,
Leibliche Geschwister beider Namen,
Sie zu mauern in des Thurmes Grundbau.
Denn nur dann wird sich der Grundbau halten,
Dann nur wirst den Burgbau du vollenden!"

Da Wukaschin dieses hört, der König,
Ruft herbei er Destmir den Diener:
„Destmir, mein vielgeliebter Diener,
Bis zur Stunde dientest du mir treulich;
Doch von nun an, mein geliebter Diener,
Sollst du, Söhnlein, flinke Rosse tummeln,

Mit dir tragen sechs Saumlasten Gutes;
Hinziehn, Söhnlein, durch den weiten Weltraum,
Und nach zwei der holdesten Namen forschen,
Nach den Namen Stojan und Stojana,
Leiblicher Geschwister beide Namen.
Kaufe sie! Entführ' sie, wenn es sein muß!
Nur nach Skadar bringe mir die Beiden,
Daß wir in des Baues Grund sie mauern,
Ob sich dann der Grundbau uns erhalte,
Ob wir dann den Burgbau wol vollenden!“

Desimir der Diener, da er's höret,
Geht zur Stall' und sattelt flinke Rosse,
Trägt heraus sechs Saumeslasten Gutes,
Zieht dann hin, durchziehet den weiten Weltraum,
Forscht allüberall nach den holden Namen,
Nach den Namen Stojan und Stojana.

Dreier Jahre Dauer forscht der Diener;
Nicht vermag die Namen er zu finden,
Nicht die Namen Stojan und Stojana,
Leiblicher Geschwister beide Namen;
Kehrt denn heim nach der Bojana Ufern,
Bringt dem König Roß und Zügel rückwärts,
Bringt zurück die Saumeslasten Gutes:
„Hier, o König, Roß und Zügel wieder,
Hier, o Herr, sechs Saumeslasten Gutes!
Nirgend fand ich die zwei holden Namen,
Die zwei Namen Stojan und Stojana,
Leiblicher Geschwister beide Namen!“

Da dies höret Wukaschin der König,
Ruft herbei er Rado, seinen Bauvogt,
Rado ruft die dreimal hundert Meister,
Und der König baut von neuem Skadar.

Er wol baut, doch niederreißt die Wila;
Nicht erstehn läßt sie vom Grund den Grundbau,
Wen'ger noch die Veste sich erheben.
Endlich also ruft sie aus dem Bergwald:
„Thor du, König Wukaschin, vernimmst du?
Müh' dich nicht! Verschwend' umsonst dein Gut nicht!
Nicht den Grundbau wirst du so erheben,
Wen'ger noch die Veste selbst vollenden!
Sieh! seid ihr nicht drei geborne Brüder?
Ist bei jedem nicht ein treues Eh'weib?
Wessen Eh'weib morgen an den Strom kommt,
Und den Meistern bringt die Mittagsmahlzeit,
Diese mauert in des Thurmes Grundbau;
Denn nur dann wird sich der Grundbau halten,
Dann nur wirst den Burgbau du vollenden!"

Da dies hört Wukaschin der König,
Ruft herbei er seine beiden Brüder:
„Hört mich an, ihr meine werthen Brüder!
Aus dem Bergwald ruft uns zu die Wila,
Fruchtlos sei es, was wir Gut verschwenden:
Nicht erheben läßt sie uns den Grundbau,
Wen'ger noch die Veste selbst vollenden!
Also aber spricht des Waldes Wila:
Drei geborne Leibesbrüder sei'n wir

Und bei jedem sei ein treues Eh'weib;
Wessen Eh'weib morgen an den Strom kommt,
Und den Meistern bringt die Mittagsmahlzeit,
Sei gemauert in des Thurmes Grundbau;
Denn nur dann wird sich der Grundbau halten
Und nur dann der Veste Bau gedeihen.
Darum, Brüder, so an Gott ihr festglaubt,
Möge Keiner seinem Weib dies sagen!
Heimgegeben mag's dem Zufall bleiben,
Wessen Eh'weib morgen an den Strom kommt!"

Und bei Gottes Glauben schwören Alle,
Daß es Keiner seinem Eh'weib sage;
Gehn dann heimwärts nach den weißen Höfen,
Sitzen hin, ihr Herrenmahl zu speisen,
Und zur Frau'n geht Jeder in die Kammer.

Doch nun sieh, welch Wunder sich ereignet!
Treulos bricht den Eid zuerst der König,
Spricht also zu seinem treuen Eh'weib:
„Hüte dich, du mein getreues Eh'weib,
Daß du morgen an den Strom nicht kommest,
Nicht den Meistern bringst die Mittagsmahlzeit!
Mit dem Leben würdest du es büßen,
In den Grundbau würden sie dich mauern!"

Auch Ugljescha hält nicht fest am Eide,
Spricht also zu seiner treuen Liebsten:
„Laß, o Liebste, laß dich nicht bethören,
Wolle morgen an den Strom nicht kommen,

Nicht den Meistern bringen hin die Mahlzeit!
Denn so jung du bist, du müßtest sterben,
In den Grundbau würden sie dich mauern!"

Gojko nur, der jüngste, bricht den Eid nicht,
Spricht von nichts zu seiner jungen Eh'frau.

Als es Morgens Morgen war geworden,
Heben die drei Brüder sich vom Lager,
Gehn zur Veste, gehn an die Bojana.

Bald auch kam die Zeit der Mittagsmahlzeit,
Und die Reih' ist an des Königs Frauen;
Diese aber geht zu ihrer Schwäg'rin,
Ihrer Schwäg'rin, Ugljesch's jungem Eh'weib:
„Höre mich, du meine liebe Schwäg'rin,
Seltsam Weh hält mir das Haupt befangen.
Mögst du wohl sein; ich verschmerz' es nimmer.
Bring' den Meistern heute du das Mahl hin!"

Drauf jedoch erwidert Ugljesch's Eh'weib:
„Seltsam! Mir auch schmerzt die linke Hand just!
Mögst du wohl sein; ich verwind' es nimmer.
Geh denn hin und send' die jüngste Schwäg'rin!"

Und die Kön'gin geht zur jüngsten Schwäg'rin:
„Liebste Schwäg'rin, Gojko's junge Eh'frau,
Seltsam Weh hält mir das Haupt befangen.
Mögst du wohl sein; ich jedoch verwind's nicht.
Trügst den Meistern heute du das Mahl nicht?"

Da dies hört der Brüder alte Mutter,
Hebt sie schnell von ihrem Sitz empor sich,
Ruft herbei der Dienerinnen Eine,
Will das Mahl den Meistern selber bringen;
Denn nicht leicht vermag dies Gojko's Eh'frau.
In der Wiege schlummert ihr ein Kindlein,
Jung noch sehr, kaum einen Monat alt erst.

Also aber spricht die Eh'frau Gojko's:
„Sitz', o sitze, liebe alte Mutter!
Sitz' und wieg' das Kindlein in der Wiege,
Selbst den Meistern will das Mahl ich bringen!
Sünde wär's vor Gott, dem Einzigeinen,
Schmach jedoch und Schande vor den Menschen,
Bei drei Schnüren hingehn dich zu lassen!"

Heim denn bleibt die alte Schwiegermutter,
Wiegt das Knäblein in der goldnen Wiege,
Und die jüngste von den Frau'n erhebt sich,
Trägt hinaus das Mittagsmahl den Meistern.

Da sie nah' kommt dem Bojanastrome,
Und sie nahn sieht Gojko, der Wojwode,
Kann der Held des Wehs sich nicht erwehren.
Leid ist's ihm um seine junge Gattin,
Leid auch um sein Knäblein in der Wiege,
Das zurückbleibt, kaum erst einen Mond alt,
Und vom Antlitz quillen ihm die Thränen.

Da das sieht die zarte junge Eh'frau,
Schreitet sittig sie dem Herrn entgegen,
Schreitet sittig, spricht zu ihm bekümmert:
„Sprich, was ist dir, gütiger Gebieter,
Daß die Thräne dir vom Antlitz quillet?“

Gojko aber schließt in seinen Arm sie,
Küsset sie an ihre weißen Wangen,
Gibt ihr dieses kummervoll zur Antwort:
„Schwer ist dies Geschick, geliebtes Eh'weib!
Einen Apfel hatt' ich, einen goldnen, —
In den Strom ist heut' er mir entsunken!
Ihn beklag' ich, — kann ich ihn verschmerzen?
Denn bei wem soll nun das Knäblein bleiben?
Wer, ach, wer soll sorgsam uns es baden?
Wer, ach, wer die Mutterbrust ihm reichen,
Da, o Weib, dem Tode du geweiht bist?“

Nicht erschrickt ob solchem Wort die Frauen,
Sondern spricht zu ihrem Herrn gelassen:
„Bitte Gott nur, bitte um dein Wohlsein;
Bess're Eh'frau wird er dir bescheren!“

Bitter weh' ist's um das Herz dem Helden.
Noch ein Wort will er zur Eh'frau sprechen —
Doch die Brüder mögen's nicht gestatten,
Fassen an der Hand die junge Eh'frau,
Scheiden sie von Gojko, ihrem Herren . . .
Und sein Antlitz wendet ab der Edle,
Seiner Eh'frau Unglück nicht zu schauen.

Rado drauf, dem Bauvogt, winkt der König,
Rado winkt den dreimal hundert Meistern;
In den Burgraum führen sie die Frauen.
Die doch kann des Lachens kaum sich wehren,
Kurzweil, meint sie, trieben ihre Schwäger.

Um sie stehn die dreimal hundert Meister,
Schichten Balk auf Balken, Stein auf Baustein,
Mauern ein sie bis zum Knie hinanwärts.
Immer aber lacht die holde Frau noch,
Meint noch immer, alles dies sei Kurzweil.

Um sie stehn die dreimal hundert Meister,
Schichten Holz auf Hölzer, Stein auf Steine,
Mauern ein sie bis hinan zum Gürtel.
Nun erst rings von Stein beengt und Balken,
Nun erst merkt den Ernst die Unglücksel'ge,
Jammert auf gleich einer wilden Schlange,
Fleht empor zu ihren beiden Schwägern:
„Wollet nicht, von Gott ihr meine Schwäger,
Woll't so jung und blühend mich nicht tödten!"

Sie wol fleht. Doch will das Flehn nicht fruchten,
Denn nicht sehn, nicht hören sie die Schwäger.
Nicht ertragen kann sie solche Schmähung,
Fleht also empor zu ihrem edlen Eh'herrn:
„Gib nicht zu, von Gott du mein Gebieter,
Daß so jung und blühend sie mich tödten!
Eile hin zu meiner alten Mutter,
Goldes noch genug, o Gatte, hat sie,

Einen Knecht, ein Mägdlein euch zu kaufen,
Das, statt meiner, in den Thurm ihr mauert!"
Also fleht sie, doch es hilft kein Flehn mehr.

Da dies sieht die unglücksel'ge Frauen,
Daß kein Flehn und Bitten ihr mehr helfe,
Kehrt mit Thränen sie sich an den Bauvogt:
„Rado, übe du denn Bruderliebe!
Lass' ein Lücklein vor der Brust mir offen,
Meinem Knäblein, wenn es kommt zur Mutter,
Daß ich draus die Mutterbrust kann reichen,
Draus mein Knäblein, wenn es weinet, stillen!"

Gern erweist die Bruderlieb' ihr Rado,
Läßt ein Lücklein offen vor der Brust ihr,
Daß das Knäblein, wenn es kommt zur Mutter,
D'ran die weiße Mutterbrust mag finden.

Also aber fleht noch die Unsel'ge:
„Rado, üb' um Gott, noch diese Lieb' mir!
Lass' ein Lücklein frei mir vor den Augen,
Daß ich schau nach meinen weißen Höfen,
Wenn sie mir mein kleines Söhnlein bringen;
Daß ich's schaue, wenn sie heim es tragen!"

Gern gewährt auch diese Lieb' ihr Rado,
Läßt ein Lücklein frei ihr vor den Augen,
Daß sie schaun mag nach den weißen Höfen,
Wenn sie ihr das Knäblein Jowo bringen,
Schauen, wenn sie wieder heim es tragen.

Also ward sie in den Grund gemauert,
Und man bracht' das Knäblein in der Wiege,
Und sie nährt' es einer Woche Dauer.
Nach der Woche gab sie auf die Seele.
Ihrem Knäblein aber kam noch Nahrung,
Kam dorther noch eines Jahres Zeitlauf.

Also war's und also ist's geblieben,
Und auch heute quillt hervor dort Nahrung,
So als Wunder, wie dann als Arznei auch
Müttern, denen Nahrung nicht gegeben."

Das Lied hat seine Wirkung nicht verfehlt. Mit athemloser Stille hat die gesammte Zuhörerschaft dem Vortrage Panta's gelauscht, und erst allmälig, nachdem er schon lange geendet, wagt man wieder aufzuathmen.

Uns selbst erscheint dieser unheimliche Mensch nunmehr nur noch anziehender. Das Feuer, die Klarheit, mit der er seinen Heldengesang vorgetragen, die Tiefe der Empfindung, die er in den Stellen auszudrücken gewußt, wo Mann und Weib, Mutter und Kind durch ein unerbittliches Geschick von einander gerissen werden, läßt uns erkennen, daß er bei allem seinem grauenhaften Hange, bei all seiner Blutlust,

tieferer, edlerer und menschlicher Empfindungen in einem hohen Grade fähig sei, und daß Das, was ihm diese Fähigkeit bewahrt, nur die Poesie sein könne, die in seinen Heimatsbergen ebenso heimisch ist wie die Blutrache, Mordlust und Grausamkeit. Es kann nicht anders sein: dasselbe Geschick, das diese Leute auf einen wüsten Felsenrücken, in ein Labyrinth unwirthlicher Schluchten hingeworfen, um in ihnen ein Exempel zu statuiren, wie man Jahrhunderte lang unter den unsäglichsten Entbehrungen seine Unabhängigkeit bewahren und den Kampf der Vernichtung gegen den angeerbten Todfeind fortsetzen könne; dasselbe Geschick, das ihnen die ewige Waffe in die Hand gegeben und in ihnen alle Leidenschaften und wilden Züge eines kriegerischen Stammes, dessen oberstes und ewiges Geschäft der Kampf, der Streifzug, der Ueberfall, die Plünderung, die Verwüstung ist, erstehen und mächtig werden ließ; dasselbe Geschick gab ihnen auch die wunderbare Poesie des Heldenthums, um sie vor völliger Verwilderung zu bewahren und ihnen, wenn sie einst ihre kriegerische Sendung vollbracht, die Rückkehr zur Menschlichkeit und zur Civilisation

offen zu erhalten. Ohne sie — was wären alle diese Pantas?

Auch für Anerkennung ist Panta nicht unempfänglich, und da wir nicht umhin können, sein Lied, das, nebenbei gesagt, eines der schönsten aus dem ganzen Schatze südslavischer Poesie ist, zu bewundern, ist er von selbst erbötig, uns auch ein Lied aus der neuern Zeit mitzutheilen, das nämlich, wie Radul Petrowitsch seinen Bruder Batritsch an den Türken rächt.

Es lautet:

Lob sei Gott für jedes große Wunder!

Klagen hör' ich's im bajaner Kreise.
Ist es eine Schlange? Ist's die Wila?
Brach ein Adler sich die mächt'gen Flügel?
Oder liegt im Sterben dort ein Falke?

Keine Schlang' ist's, keine weiße Wila,
Seine Schwingen brach kein mächt'ger Adler,
Und im Sterben lieget auch kein Falke:
Im Gewahr des Tschorowitschen Osman
Wehklagt Batritsch Petrowitsch von Zuse.
Ueberlistet hat der böse Türk' ihn,
Hat ihm Treu' und Bruderthum geschworen,

Ihn gelockt nach seinem weißen Thurme,
Nicht, daß er ihn gastlich hier bewirthe,
Nein, an seinem Elend sich zu weiden,
Den er warf in graunvoll tiefen Kerker.

Müde nun ist Batritsch seines Elends,
Und zu Osman spricht er diese Rede:
„Osman, der du Bruderthum mir zuschworst,
Thu' an mir, wie Bruderart gebietet!
Tödte mich mit deines Säbels Schärfe,
Tödte mich mit deiner Gurtpistole:
Laß mich sterben nur wie Helden sterben,
Nicht im Elend schaudervoll verkommen!
So du aber meine Seele nicht willst,
Fodre, Osman, fodre für mich Lösgeld!
Sieben Brüder leben mir im Hause,
Sieben Flinten bringen sie dir gerne,
Sieben Spangen von den eignen Schultern.
Ihre Frauen bringen sieben Schleier,
Und selbst Pero, der bejahrte Vater,
Gibt dir gern sein eignes gutes Weißroß,
Von der Brust die eignen Silberspangen,
Von dem Arm das eigne grüne Leibchen,
Und darüber funfzig Roß und Rinder
Und noch manche Heerde feister Lämmer!
Müßt' er's sammeln selbst bei den Lateinern.
Zahlen wird er, was du auch verlangest!"

Doch der Türke achtet seines Eids nicht,
Martert Batritsch schlimmer als zuvor noch,

Häufet Noth und Elend auf den Aermsten,
Läßt im Elend schmählich ihn verkommen.

Nach Zaljula dringt davon die Kunde,
Dringt bis zu des alten Pero Ohren.
Da er's hört, rauft er sein graues Barthaar,
Rollt die Augen in des Schmerzes Unmaß,
Wehklagt — nur um Söhne klagt man also.

Zu ihm spricht der Petrowitsche Radul:
„Nicht so! Nicht doch, du mein greiser Vater!
Ist auch Batritsch dir, der Sohn, verloren,
Sind im Haus genug dir doch geblieben,
Sieben Söhne noch anstatt des Einen.
Ist des Vaters Glück mit diesen Sieben,
Zahlt den Bruder theuer uns der Türke!"

Drauf jedoch erwidert dies ihm Pero:
„Schweige — Mädchen, aber nicht mein Sohn du!
Alle Sieben, wenn ihr mir entrissen,
Und geblieben Batritsch nur, der Säbel,
Alle Sieben rächt' euch er, der Eine!"

Weh' im Herzen thut dies Wort dem Knaben,
Schart um sich denn Freunde eine Handvoll,
Streift mit ihnen durch Gebirg und Hochwald,
Schlägt, was Türk' ist unter den Banjanern.
Dreißig schon erschlug er um den Einen;
Einem aber will er noch begegnen:

Tschorow-Osman, seines Bruders Mörder:
Und der Eine läßt sich nirgend schauen.

Müd' des langen Harrens sind die Freunde,
Müd' des Umspähns nach dem türk'schen Feigling.
Und zu Radul sprechen sie die Worte:
„Radul Petrowitsch, o Haram-Bascha,
Abgenutzt sind unsrer Schuhe Sohlen,
Matt geworden unsre blanken Rohre,
Wunderbar hast du gerächt den Bruder,
Schlugst für ihn, den Einen, dreißig Feinde —
Zeit ist's, daß nach Hause wir uns wenden!"

Radul drauf erwidert ihnen Dieses:
„Nun denn, Freunde, laßt nach Haus uns kehren!
Doch so lang' mir Tschorow-Osman übrig,
Er, der mir den Bruder hat getödtet,
Werd' ich meine Wunde nicht verschmerzen;
Wohl erst wird mir, schau' ich ihm ins Auge!"

Ausgesprochen hat er noch dies Wort nicht,
Sieh, da läßt von fern sich etwas schauen,
Von Welimnje, der Banjanereb'ne —
Osman ist's, zu Rosse stolz, der Türke!

Kaum erschaut ihn, gleich erkennt ihn Radul,
Spricht also zu seinen treuen Freunden:
„Wohl mir, wohl, o Brüder Zernogorzen!
Seht dort Osman Tschorowitsch, den Mörder,

Der beraubt mich meiner liebsten Augen!
Auf denn, auf! Und laßt uns ihn begrüßen!"

Klug dann auf des Weges beiden Seiten
Stellt er auf die Freunde, je zu zweien,
Hier im Gras, dort im Gebüsch sie bergend.
— Gleich dem Rebhuhn lauern sie verborgen. —
Selber aber stellt er auf den Weg sich,
Mitten auf den Weg, des Türken harrend,
Der heransprengt auf dem braunen Kriegsroß.

Nah heranwärts läßt ihn Radul kommen,
Blitzt empor dann aus dem grünen Grase,
— Eine Schlange schnellt so aus dem Rasen —
Faßt des Rosses Zügel mit der einen,
Mit der andern Hand die Brust des Türken,
Reißt zu Boden von des Rosses Höh' ihn.

Kaum erkennt der Türke seinen Gegner,
Hebt er so um Gott ihn an zu bitten:
„Schlag', o Giaur, mir nicht mein gutes Haupt ab!
Lösgeld biet' ich! Nimm so viel dir lieb ist!
Brüder leben neun in meinem Thurme,
Bringen gern dir neun geschmückte Flinten,
Spangen neun von ihren eignen Schultern,
Rosse neun mit Sattel und mit Zügel!
Ihre Frauen bringen dir neun Schleier,
Pferd' und Rinder funfzig schönste Paare,
Manche Heerde Lämmer noch darüber
Und an Geld ein Tausend von Dukaten!"

Also aber spricht zu ihm drauf Radul:
„Tschorow=Osman, Thor, wie sprichst du thöricht!
Gält' es jetzund Batritsch zu erlösen,
Ihn, den armen Giaur der Zernogora,
Was, o Thor, als Lösgeld du verlangtest,
Noch so viel, es wäre doch zu finden:
Dein Haupt aufzuwiegen — gibt es keines!“
Reißt das Messer dann vom blanken Gürtel,
Schwingt's, und Osman's Haupt entsinkt dem Rumpfe.
Hoch empor dann hält das blut'ge Haupt er:
„Auf nun, Freunde, laßt nach Haus uns kehren!“

Und von dannen zieht die frohe Tscheta;
Singend und aus schlanken Röhren feuernd
Zieht sie graden Weges gen Saljuta.

Weit entgegen geht dem Sohn der Vater,
Führt ins Haus ihn, spricht zu ihm die Worte:
„Wohl nun mir, und dir, mein Söhnlein Radul!
Da gerächt du mir den Sohn so ruhmvoll,
Ist's als ob ihn selbst du mir zurückgabst!
Tritt herein mit deinen wackern Freunden!“

Zwei Lieder sang uns Panta, und eines davon — mußte mit einem abgeschnittenen Kopfe endigen!
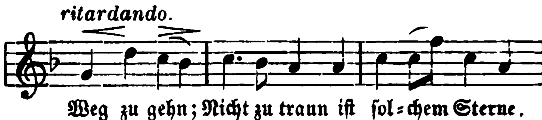
Was in den Augen Panta's sich abspiegelte, während er mit innerlicher Befriedigung die

gräßliche Katastrophe erzählte, die den Mörder Tschorow-Osman ereilte, läßt uns beiläufig ahnen, mit welchem Behagen er dasselbe an seinen Feinden vorzunehmen gewohnt sein mag, und wir sind überzeugt, daß er in dem Augenblicke viel darum geben würde, sich an Radul's Stelle versetzt zu sehen.

Der unheimliche Eindruck bleibt auch nicht aus. Ihn zu mildern schlägt Imritza, nachdem sie dem Sänger im Namen der Gesellschaft gedankt, und dieser sich innerlich vergnügt und sichtlich an allen Nerven zuckend, in einen dunkeln Gang des Gartens zurückgezogen, zum Schlusse ein Rundlied vor, was denn auch freudig angenommen wird.

Wieder ertönt die Melodie, welche das Kolo unterbrochen, und so unwiderstehlich zum Gesang eingeladen hatte. Mit ihr kehrt der frühere Frohsinn zurück, und eines der Mädchen nimmt sie auf, indem es die folgenden Worte dazu improvisirt:
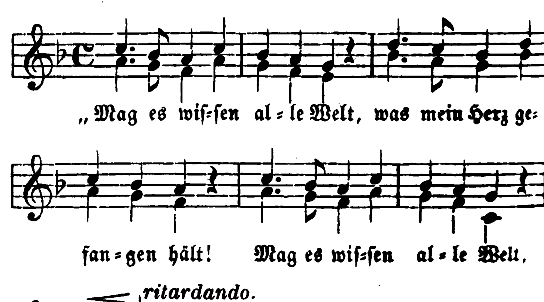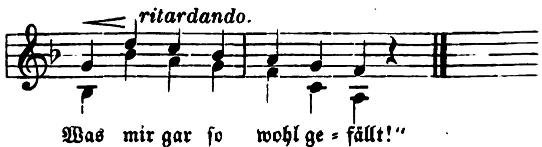








worauf die ganze Gesellschaft mit dem vollstimmigen Refrain einfällt:







Nun nimmt der Nächstsitzende, ein junger Bursche mit funkelnden Liebesaugen, den Gesang auf und improvisirt seinerseits:

„Magst dich wenden, magst dich drehen,
Magst mich meiden, magst mich fliehn;
Soll es um dein Herz geschehen,
Wirst mir's dennoch nicht entziehn!"

Und wieder fällt der ganze Kreis mit dem Refrain ein:

„Mag es wissen alle Welt,
Was mein Herz gefangen hält;
Mag es wissen alle Welt,
Was mir gar so wohlgefällt!"

Dann kömmt die Reihe an seine Nachbarin. Diese singt:

„Gerne, gern wär' ich dein eigen,
Könnte Alles für dich thun;
Doch dein Mund weiß nicht zu schweigen,
Und dein Auge kann nicht ruhn!"

Darauf der Chor:

„Mag es wissen alle Welt!" u. s. w.

Darauf wieder ein junger Bursche:

„Liebst du mich, so mußt' nicht bangen,
Daß die Leute dich drum schmähn;
Wüßt' ich auch, ich müßt' drum hangen,
Müßt' dich dennoch täglich sehn!"





Refrain:

„Mag es wissen alle Welt,
Was mein Herz gefangen hält!“ u. s. w.

So geht es von Einem zum Andern in der Runde und Jeder improvisirt, was er eben auf dem Herzen hat und so gut er's kann, und immer fällt der Chor mit dem Refrain ein, und das um so lauter und bezüglicher, je beziehungsvoller das Improvisirte sein mochte und je schlagender er auf das Vorgebrachte paßt.

Endlich ist die Reihe an Imritza.

Daß sie nicht ganz unbefangen ist, kann uns, kann wol Niemandem leicht entgehen. Sie sucht ihren Platz zu ändern, um auf eine kluge Art dem Anrechte, das die Gesellschaft an sie hat, zu entgehen. Wir sind überzeugt, daß sie, wenn sie Dies und Jenes eher bedacht haben würde, es unterlassen hätte, einen Rundgesang vorzuschlagen. Nun aber ist es geschehen, und man scheint durchaus nicht gesonnen, ihr ihren Beitrag zu schenken.

Sie weiß auch, daß unter solchen Umständen Niemand leicht zu entkommen vermag, und ver-

sucht das Befürchtete von sich abzulenken, indem sie Folgendes improvisirt:

„Schön'res kann mir Niemand nennen,
Als ein freies, freies Herz;
Mag wol manches Glück nicht kennen,
Aber auch nicht manchen Schmerz!"

Der Refrain, so wenig er auf die vorgebrachten Reime passen mag, bleibt zwar nicht aus, allein — auch nicht die Erwiderung.

Nicht improvisirt, sondern wie verabredet, stimmen Alle wie aus Einem Munde das folgende bekannte Lied an:

„Deine Augen üben Wunder,
Machen Todte auferstehn,
Machen Greise jung und munter,
Lahme tanzen, Blinde sehn.

Thore springen, Mauern sinken;
Aus dem finstern Klosterhaus,
Dich zu schauen, selbst die Mönche
Ziehn in Procession heraus!"

Daß der Refrain:

„Mag es wissen alle Welt,
Was mein Herz gefangen hält!"

auf diese Anspielung mit einem wahrhaft enthusiastischen Jubel einfallen werde, konnten wir wol voraussetzen. Daß Imritza den Moment benutzt, um im Schutze der Dunkelheit plötzlich unsichtbar zu werden und sich in die Verborgenheit ihrer Kammer zurückzuziehen, erlaubt uns wol den Schluß, daß der theoretische Oekonom von Semlin seine Liebesschlösser nicht in die Wolken gebaut!

Sei den Liebenden das Geschick, sei ihnen der alte Fiskal hold!

---

## XVII.

Von Semlin abwärts. — Donau-Scenerie. — Die Poesie der Südslaven. — Die Heiligen vergöttert. — Die Wila. — Die Helden des Untergangs. — Parallelen.

---

Wir haben dem alten Fiskalen, wir haben der hübschen Imritza Lebewohl gesagt und sind wieder nach Semlin zurückgekehrt, um von da aus auf der Donau, dem Leitfaden unserer Wanderungen, unsere Fahrt stromabwärts fortzusetzen.

Das Dampfboot, an dessen Bord wir uns befinden, ist zwar von einer nicht unbedeutenden Anzahl Soldaten aller Waffengattungen besetzt, die theils mit Depeschen, theils mit Transporten sich nach den verschiedenen Standpunkten des Observationscorps zu begeben die Bestimmung haben; allein von sonstigen Reisenden bemerken

wir nur sehr wenige. Der Grund davon, erfahren wir, sei die Unsicherheit der Donaufahrt unterhalb Orsovas, seit die Russen das linke und die Türken das rechte Ufer der walachischen Donau besetzt hätten, und seit letzterer Zeit vollends die Unmöglichkeit, von dem genannten Orte ab ungefährdet weiter abwärts zu kommen. Kaum habe man den Landungsplatz von Orsova hinter sich, so stoße man schon gegenüber von Ada-Kalessi (Neu-Orsova) auf die ersten russischen Piquets, und werde man nicht von diesen angehalten, so dürfe man gewiß sein, eine Strecke weiter stromab bei Tschernetz festgenommen zu werden. Diese Unsicherheit oder eigentlich Unmöglichkeit die Donau zu befahren, habe weniger in dem Benehmen der Türken als in jenem der Russen ihren Grund. Wäre das rechte Ufer von dem linken überall weit genug entfernt oder wenigstens das Wasser in seiner Nähe überall gut fahrbar, dann könnte man, ohne von den Türken das Mindeste befürchten zu müssen, unbesorgt die ganze Donau hinabfahren. Da man jedoch nirgend im Stande ist, der Schußweite der russischen Geschütze zu entgehen und

sich oft ganze Strecken weit dem linken Ufer nahe halten muß, so ist an eine Fahrt auch nur von wenigen Stunden gar nicht zu denken. Die Dampfbootagentien unterhalb Orsovas hätten daher auch sämmtlich ihre Geschäfte aufgegeben.

Diese Mittheilungen sind wenig geeignet, uns zu befriedigen. Sollten sie sich bewähren, so dürfte ein russischer Vorpostencommandant höchst wahrscheinlich unsern Wanderungen viel früher ein Ziel setzen, als wir dies selbst zu thun im Plane hatten. Das wäre allerdings ein etwas unangenehmer Incidenzfall. Allein wir wollen uns von einer unliebsamen Eventualität den Genuß der Gegenwart nicht trüben und uns wenigstens Das nicht entziehen lassen, was der Augenblick bietet.

Wir setzen uns an den Kiel des Schiffes unter ein schattendes Dach, aus einem Stück Segel improvisirt, welches einer der Schiffsjungen hier zum Trocknen ausgespannt. So vor der Sonne geschützt, die zu einer Zeit, wo in unserer nordischen Heimat vielleicht noch mancher empfindliche Frost die frühlingslustige Welt überrascht, hier

bereits mit südlicher Glut brennt, lassen wir unsere Blicke in die Landschaft vor uns hinausschweifen, durch welche der rasche Kiel dahinrauscht.

Wieder links unabsehbar weitgedehnte Ebenen, zunächst dem Ufer die fiebererzeugenden Sumpfwüsten des südwestlichen Banats und hinter ihnen die Kornkammern Oestreichs, die fruchtreichen Pußten der Theiß und der Temesch bis an die Marosch hinauf. Von einem genug hohen Punkte müßte man von hier aus leicht das ganze Banat und darüber hinaus ganz Mittelungarn bis an die Karpathen hinauf übersehen können. Rechts die dunkelgrünen Berghöhen Serbiens, die Gipfel des Awala-Gebirges, die zerstreuten Hütten der kleinen serbischen Uferdörfer, oft an schroffe Felswände hingelehnt oder hoch oben auf steilen Kanten, daß man fast besorgt ist, es müsse sie der nächste Windstoß in den Grund des Stromes herabfegen. Weiter unten die malerischen Ruinen von Semendria und von da bis über die Mündung der Mlawa hinaus die blühende, liederreiche Ebene von Poscharewatz.

Hier erst, im südöstlichen Banate, erreichen

die im Osten Ungarns sich herabziehenden Karpathen die Donau und schließen sie mit den serbischen Waldgebirgen in jenes prachtvoll felsige Strombett ein, das mit seinen wilden und stillen Einsamkeiten nicht nur zu den schönsten Partien der Donau, sondern mit zu den schönsten Punkten Europas gehört. Der Rhein ist schön durch seine Weingebirge, seine Städtebilder, seine Ruinen; die obere Donau durch die lachenden Fluren und Höhen Oberöstreichs; die Strecke bis zum Eisernen Thor, ohne Schlösser und Ruinen, mahnt an die berg- und walddichten Einsamkeiten der nordamerikanischen Ströme und ist schön durch ihre wilde, von Menschenhand noch unberührte Romantik.

Noch klingen uns die Lieder des Gartens von R..., noch Panta's tragischer Gesang von der Gründung Skutaris und dem Rachezuge Radul's in den Ohren, und wir können uns nicht erwehren, daß uns die ganze Fülle südslavischer Poesie, mit der wir im Verlaufe der Jahre und zumeist in diesen Gegenden selbst vertraut worden, mit einem male wieder in aller Lebhaftigkeit überkommt und sich uns mit allen ihren wunder-

baren Gestalten und Stoffen in die Erinnerung drängt. Die Geschicke dieser Poesie sind nicht minder wunderbar und eigenthümlich als die des Volks, dessen geistiges Eigenthum sie ist. Aelter als das Christenthum hat sie von der Donau abwärts bis an das Schwarze Meer und über den Balkan hinüber, vom Schwarzen Meere bis an die Ufer des Adriatischen gelebt und ihre Schauplätze gewählt, ohne daß die gebildete Welt von ihr nur irgend eine Kenntniß nahm oder auch nur eine Ahnung hatte, bis ein reisender Abbé des vorigen Jahrhunderts, Fortis, eines ihrer urwüchsigen Erzeugnisse in den Bergschluchten der Morlachen kennen lernte und es als Curiosum in seiner Reisebeschreibung mittheilte, und zwei deutsche Dichter, Herder und Goethe, zuerst die allgemeine Aufmerksamkeit auf sie hinzuleiten begannen. Und doch ist sie mit dem Leben, mit den Sitten, mit der Weltanschauung, und was noch mehr ist, mit den Geschicken der südslavischen Volksstämme so einig verwachsen, wie die Poesie keines Volks der Erde mehr. Was wir von ihr kennen, spiegelt die Beziehungen zwischen südslavischem Christenthum und Türkenthum so lebendig,

so klar, so treu ab, daß wir den Verlust ihrer Producte aus jenen frühern Zeiten, wo Südslaventhum und Griechenwelt miteinander in Berührung standen, als einen unersetzlichen, für die Kenntniß damaligen Lebens und damaliger Geschichte unausfüllbaren, erst jetzt schmerzlich empfinden müssen. Ein Volk, das seine Geschichte dem Gedächtnisse in Liedern zu überliefern gewohnt ist und dessen Streiter in den Reihen Philipp's und Alexander's standen, hat gewiß auch von diesen gesungen!

Ist nun auch vom Standpunkte dieser Poesie aus ein Blick in jene frühern Zeiten und leider auch in manche nähern für uns verloren, so wollen wir doch in Augenblicken, wo die beiden Elemente, die den Kern Dessen ausmachen, was uns von ihr überkommen ist, Christenthum und Türkenthum nämlich, gegeneinander in einen Kampf getreten sind, an dessen Resultaten ganz Europa betheiligt ist, es nicht unterlassen, einen Blick in die nähere Vergangenheit, in die Gegenwart, auf die im Gedichte sich abspiegelnden Beziehungen der streitenden Elemente, vielleicht auch in die Zukunft zu thun. Denn eine ewige Wahrheit ist es, daß

„in Dichterherzen
Vorreißen lang der Völker heil'ge Schmerzen,
Und daß das Lied kein deutungsloser Schemen!"

Wie wir die südslavische Poesie in diesem Augenblicke kennen, ist sie eine vorwiegend epische. Beschauungen der Natur, Versenkungen ins Gefühlsleben sind ihr durchaus fremd. Schilderungen von Naturerscheinungen und lange Reflexionen kennt sie nicht. Die Lyrik gedeiht nur unter glücklichen Verhältnissen und im Unglücke nur dort, wo der Geist mehr zur Betrachtung, das Gemüth zur Klage aufgelegt ist, als der Arm zur That. Was aber der Südslave dachte, das wurde in seiner Phantasie von jeher zur Handlung; was er fühlte, das steigerte sich in seinem heißen Blute zur That. Heute noch, wenn er singt, ergeht er sich nicht in Anschauung und Analyse seiner Gefühle, sondern hält sich an etwas Geschehenes oder doch thatsächlich Mögliches, feiert oder verdammt irgend eine That, sucht sich in der Dichtung Ersatz für die traurige und erniedrigende Wirklichkeit, will Staunen erregen, oder auch irgend einen sittlichen Zug in plastischer Verlebendigung vor die Augen führen. Er will,

daß man die Heldenader in ihm erkenne, nicht aber die Thräne des Mitleids, des Bedauerns, der weichlichen Rührung fließen sehen. Selbst seine Liebeslieder — die er übrigens bezeichnend genug: ženske pesme, d. i. Frauenlieder, eigentlich aber weibische Lieder, nennt, und mit denen sich der Sänger nie befaßt, sondern sie den Mädchen und Frauen überläßt, sind durch und durch episch; sie sind nie subjectiv, stets objectiv. Was sich rein Lyrisches darin vorfindet, das ist nachweislich von auswärts hinzugekommen, fremd, aus modernem Einfluß hervorgegangen, namentlich durch italienische und deutsche Berührung entstanden.

Bei einer so entschiedenen, seit wenigstens zwei Jahrtausenden fortgeerbten und fortgeübten Richtung, hat sich denn aus der Fülle epischer Gestaltungen allmälig eine Reihe von Gestalten, eine Art Heroenkreis theils nachweisbaren, theils unnachweisbaren Ursprungs herausgebildet, um welchen sich im Verlaufe der Zeit der gesammte Dichtungsschatz in einer Folge mehr oder minder zusammenhängender Cyklen reihte, von denen immer noch kein einziger als abgeschlossen be-

trachtet werden kann und auch wol nie zum Abschlusse gelangen wird. Denn dieser Heroenkreis ist nicht nur tiefinnerstes Eigenthum des südslavischen Volkes im Allgemeinen, sondern lebt vom Kinde bis zum Greise, vom Sänger des Marktes bis zum Heerführer, der es nicht verschmäht, bei einem Becher Wein dem Guslar die Gusle aus der Hand zu nehmen und seine eigenen Thaten zu singen, in der lebendigsten Vorstellung jedes Einzelnen, ununterbrochen schaffend und fortdichtend.

Jeder Einzelne im Volke trägt diese Gestalten und mit ihnen etwas von einem Poeten in sich, ohne daß es geradezu einzelne Poeten von Fach gäbe. Niemand sinnt für sich auf neue Charaktere, neue Conflicte, neue Lösungen. Der eigentliche Poet ist das ganze Volk, und was der Einzelne thut, ist eben nicht mehr, als daß er für Alle das Wort ergreift, Einen aus dem weiten Heldenkreise herausfaßt, ihn in diese oder jene Lage versetzt und seiner Natur entsprechend handeln läßt.

Fast jedes Lied, das gesungen wird, ist auf diese Weise nichts Anderes, als eine Art Frag-

ment eines größern epischen Ganzen, das zwar nicht niedergeschrieben ist, nichtsdestoweniger aber in der poetischen Welt des Volks besteht: ein Stück poetischen Selbstbewußtseins, ein Theil Geschichte, Religion, Politik, Ethik des Volks. Bei keinem andern Stamme, dessen Dichtungsweise uns bekannt ist, wiederholt sich diese Erscheinung. Weder irgend ein Volk germanischer, noch romanischer Zunge hat noch heutzutage seinen derartigen Himmel voll Helden, die als scharfumschriebene Einzelgestalten Jedermann bekannt sind, und deren Namen der Sänger nur zu nennen braucht, um gewiß zu sein, daß sich auch der Letzte seiner Zuhörer bereits orientirt habe und ihn verstehen werde. Karl der Große, Friedrich Barbarossa, Sanct Ludwig, Cid Campeador sind vereinzelte Gestalten; und wie sehr man sie als allgemein bekannt voraussetzen kann, so leben sie den Deutschen, Franzosen und Spaniern doch nicht so scharf gezeichnet, so klar vergegenwärtigt fort, wie dem Südslaven sein Duschan, Lazar, Marko.

Dies Bestehen eines stereotypen Heldenkreises hat die südslavische Poesie nur mit der altgriechi-

schen in so ausgedehntem Maße gemein. Aber wie diese, so hat sie auch ihre Götterwelt, ihren Olymp: Ueberlieferungen vorchristlicher Zeit ins Gewand des Christenthums gehüllt, christliche Heilige mit den Attributen vorchristlicher Götter ausgestattet.

Durch und durch episch konnte sie des wunderthätigen Eingreifens übermenschlicher Wesen nicht entbehren. Da sie aber die Götter der Vorzeit in die neue Lehre nicht hinüberzunehmen wagte, die neue Lehre jedoch nichts bot, was diese Götter zu ersetzen vermochte, so griff sie zu dem merkwürdigen Auskunftsmittel einer Verschmelzung. Hierdurch aber bewahrte sie auch den epischen Charakter, während dieser bei allen andern slavischen Stämmen, die mit den Göttern ihrer Vorzeit vollkommen brachen, ebenso vollkommen abstarb. Wir brauchen, um uns hiervon zu überzeugen, z. B. nur die Producte der heutigen czechischen Volkspoesie mit den wunderbaren Dichtungen der Königinhofer Handschrift zu vergleichen!

Um dieses Auskunftsmittel zu rechtfertigen, mußte Gott selbst die Heiligen zu einer Versamm-

lung in den Himmel berufen, und auf irgend eine Weise die neue christliche Weltordnung mit der alten zu vermitteln suchen. Er kann es nicht zugeben, daß mit der Ausbreitung des Evangeliums die schöne Religion des Liedes verkomme.

Sind versammelt die Apostel Gottes,
Sind versammelt vor des Himmels Thoren.
Vor sie tritt der Donnerer Ilia (Elias),
Und ihn fragt die feurige Maria:
„Sprich, wo warst du, Ilia, mein Bruder?"

„Will dir's sagen, feurige Maria!
Auf der Erde war ich, auf der sünd'gen,
Wo nicht waltet mehr die Satzung Gottes,
Niemand mehr zu Gott fleht, daß er helfe,
Auf die Zeuger nicht mehr hört die Nachkunft
Und der Jüngre nicht mehr auf den Aeltern;
Wo sich Kumen nicht wie Kumen achten,
Mit der Schwäg'rin zuchtlos spricht der Schwager,
Vor Gericht ein Bruder schleift den andern
Und mishandelt schlimmer als ein Türk' selbst;
Wo kein Festtag fromm mehr wird begangen,
Nicht der Kirche heil'ger Dienst geachtet,
Nicht geübt die Liturgie am Sonntag!"

Also spricht er. — Aufsteht die Versammlung,
Theilt vorerst die mannichfachen Güter,

Wie der Herr sie zugewiesen Jedem.
Pawle, dem Apostel, und Sanct-Peter
Wird zu Theil der Wein, der goldne Weizen,
Diesem noch dazu des Himmels Schlüssel.
Sanct-Ilia nimmt des Himmels Donner
Und Maria den entflammten Blitzstrahl.
Sanct-Thomas der Wolken Siegel lassend,
Nimmt des Herbstes Herrschaft der Erzengel (Michael).
Sanct-Georg des Lenzes blühnde Fülle,
Spase Kornblum' und der Ernte Segen,
Sawa Schnee und Frost und Eis, der Heil'ge,
Nikolaus die Wässer mit den Furthen,
Sanct-Jowan Gevatterschaft und Freundschaft
Und der Engel selige Versammlung,
Panteleimon aber nimmt die Stürme.

Als die Heil'gen so getheilt die Güter,
Schlagen sie die Welt mit bittern Plagen.
Sanct-Ilia schreckt mit seinen Donnern,
Mit des Blitzes Flammen sie Maria,
Ob sie also sich zu Gott bekehre.
Nebelschauer sendet der Erzengel,
Nikolaus macht unfahrbar die Furthen,
Pawle der Apostel und Sanct-Peter
Halten Wein zurück und goldnen Weizen
Wie des Bodens jegliche Bescherung.
Seine Sonne läßt drauf Gott erglühen.
Dreier Jahre Dauer sengt die Sonne,
Daß den Helden das Gehirn sie ausdorrt,
Daß so Stein wie Wiesengrund zerklüften,

Daß Gebirg und Bergeswald veröden,
Allerorts die schwarze Erde berstet,
Berstet auf drei Ellen in die Tiefe,
Mann und Roß zu unerlebter Marter.
Seinen Schnee dann schickt der heil'ge Sawa;
Dreier Jahre Dauer weicht der Schnee nicht,
Bis der Blüten keine mehr geblieben
Und den Schäfern keines ihrer Schafe,
Von der Erde alle Bienen flohen
Und zuletzt in Nacht die ganze Welt sinkt.
u. s. w.

So war der Heiligen-Götterkreis gebildet, dem allenfalls einigermaßen die Heiligen-Patronate des Katholicismus verwandt sein möchten, der aber den Menschen und ihrem Leben und Treiben ungleich näher gerückt ist, für und gegen sie theilnimmt, ihnen behülflich oder hinderlich, wohlwollend zugethan oder feindlich gesinnt ist, und in der Poesie den übernatürlichen Einfluß, die Moral und das Christenthum vertritt. Diese Heiligen besuchen den Säemann auf dem Acker, schweben in Wolken gehüllt über den Schnittern, wenn diese am Sonntag, den Geboten der Kirche entgegen, die Frucht des Feldes einsammeln, um sie vor den Türken in Sicherheit zu bringen,

und verwenden sich für sie, damit ihnen die Sünde vergeben werde:

„Denn dem Türken kann der Christ nicht trauen,
Ungemäht im Feld die Saat nicht lassen!“

Sie wissen, wo sie das Strafamt zu üben haben; sie beschützen die dem Kreuze Getreuen im Kampfe sowol mit den Ungläubigen, als in den Leiden der Gefangenschaft; sie bestärken sie in ihrer Ausdauer, wenn sie den Versuchungen ausgesetzt sind, das Kreuz gegen den Koran zu vertauschen und erlösen sie aus dergleichen kritischen Lagen durch guten Rath sowol, als durch persönliche Intervention, und entgeht ihnen irgend ein Abtrünniger oder Uebelthäter im Leben, so ereilen sie ihn im Tode, wie wir dies z. B. aus der Legende „Von der sündigen Seele“ ersehen, in welcher wir nebenbei die Heiligen Elias und Nikolaus als eine Art Herren der Unterwelt kennen lernen, und den Glauben an einen Strom, über welchen von diesen Heiligen, die dabei die Stelle Charon's vertreten, die abgeschiedenen Seelen in einem Kahne hinübergeschafft werden, auf christlichen Boden versetzt finden.

Es ist nämlich Sonntag. Sanct-Nikolaus ruht unter einem goldbezweigten und silberbelaubten Oelbaum auf einem goldenen, mit Rosen bestreuten Lager. Da tritt zu ihm der Spender des ewigen Friedens, der „Wojewode Elias", und fodert ihn auf, sich zu erheben, mit ihm die Kähne auszurüsten, zur Oberwelt zu gehen und die Seelen aus jener Welt in diese zu überführen. Sanct-Nikolaus meint zwar, es sei Sonntag, ein Tag, an welchem eigentlich „nur getauft und getraut, das goldene Haar gekämmt und die weiße Wange gepflegt werden solle", leistet aber, damit die armen Seelen, die sich nach endlicher Ruhe sehnen, nicht gar so lange warten müssen, endlich Folge. Auf der Oberwelt angelangt, nimmt er die Seelen in den Kahn. Nur dreien Seelen verweigert er die Aufnahme unbedingt: einer, die den Frieden der Familie nicht heilig geachtet und den Gevatter vor Gericht gezogen, der andern, die in Zwist und Hader mit den Nachbarn lebte, und der dritten, die durch üble Nachrede den guten Ruf einer Jungfrau untergraben. Man kann sich nicht leicht eine praktischere, reinmenschlichere Moral denken, als die

durch diese Legende sich auszusprechen versucht. Was als die schwerste, unverzeihlichste Sünde hingestellt ist, das ist die Versündigung gegen die heiligsten Güter der Menschheit: Familie, Frieden und Ehre!

Nur eine einzige Gestalt hat sich aus dem Glauben der Vorzeit in die christliche Poesie herübergerettet, frei von aller christlichen Zuthat — die Wila, ein luftiges, leidenschaftliches, amazonenartiges Weib, das in Bergwäldern und Felsgebirgen wohnt, den Menschen Haß schwört oder sich mit ihnen verbrüdert, sie warnt oder ins Verderben lockt, mit ihnen ringt oder ihnen im Kampfe ungesehen beisteht, sie krank macht oder heilt, wie sie denn überhaupt als Urheberin von Glück und Unglück, Freude und Leid, Segen und Unsegen, Krankheit und Gebrechen gilt und andererseits die gesammte populäre Medicin vertritt, eine Art Hygea.

Diese Wila ist übrigens sehr patriotisch gesinnt. Droht dem Lande, dem Volke eine große Calamität, Krieg, Verwüstung, Misernte, so hört man sie lange vorher in den Waldgeklüften wehklagen, und wenn sie kann, so wird sie es gewiß

nicht unterlassen, die drohende Gefahr abzulenken.

Den Türken ist sie eine geschworene Feindin und als solche die besondere Freundin aller Bekämpfer der letztern, insbesondere der Haiduken. Als z. B. einmal der berühmte Haiduk Nowak*) den Kaufmann Manoilo überfiel und von diesem in die Flucht geschlagen wurde, rief er die „Schwester Wila" zu Hülfe. Alsogleich nahm diese die Gestalt eines schönen Weibes an, umstrickte als solche die Sinne des Kaufmanns und überlieferte ihn „ihrem Bruder, dem Haiduken". Ein anderes mal, als die Türken unter drei Vezieren gegen Belgrad heranzogen, war sie es wieder, die durch ihren Ruf die nichts Arges ahnenden Bewohner der Stadt vor der drohenden Ueberrumpelung bewahrte.

Auf gleiche Weise sehen wir sie in fast allen Beziehungen des Lebens walten, bei der Geburt, in der Liebe, in der Familie, in der Ehe, bei Gericht und selbst im Tode. So innig ist sie in

*) Näheres über ihn in meinen „Gesängen der Serben" (Leipzig 1852), Th. 1.

die Weltanschauung verwoben, daß selbst Aebte und Patriarchen, ja sogar die Heiligen es nicht verschmähen, sich trotz ihrer durchaus heidnischen Natur mit ihr zu verbrüdern und sie „Bundesschwester“ zu nennen.

Wie sie lebt und wie sie wohnt, mag uns einigermaßen folgendes, dem Munde des Volkes wörtlich entnommene Lied zeigen:

Ein Berg höher als der andre,
Doch der höchste ist der Lovtschen;
Distel nur und Dornen gibt's dort,
Ew'gen Schnee und ew'ge Fröste,
Sturm jahraus jahrein und Regen,
Und die Wilen, die dort wohnen,
Schwingen drunter ihren Reigen.
Reitet dort ein Held vorüber,
Um der Liebe Glück zu werben,
Und die Wilen schauen ihn,
Rufen sie ihm zu zur Stelle:
Kehr bei uns ein, wackrer Held!
Sieh, bei uns hier weilt dein Glück,
Hüllt sich ein in Sonnenschein,
Nährt sich von bleichem Mondenglanz,
Schmückt sich mit weißem Sternenkranz! —

Dieser Heroenkreis, dieses verkörperte Hereinragen des Uebermenschlichen ist übrigens nicht

das Einzige, was die Heldenpoesie des Süd-slaventhums mit der Heldendichtung der Griechen Verwandtes hat. Eine weitere, fast bis zum Parallelen gesteigerte Verwandtschaft liegt darin, daß es bei jenen, wie bei diesen insbesondere Ein großes Ereigniß, und nach diesem Eine überlebende Person ist, um was sich ein großer Theil der Rhapsodien reiht: der Untergang der serbischen Selbständigkeit in der blutigen Schlacht auf Kossowo (15. Juni 1389) als Ausgang des verzweiflungsvollen Kampfes gegen den weltbedrohenden Islam und nach dieser die Irrfahrten des Königssohnes Marko. Wie Odyssee an Iliade, so schließt sich der Liederkreis von Marko an den von Kossowo an. Als Epigonen der Helden von Kossowo und des abenteuernden Königssohnes treten dann die Kämpfer und Haiduken des 15., 16., 17., 18. und selbst 19. Jahrhunderts hinzu.

Die hervorragendsten unter allen Gestalten des südslavischen Heldenkreises sind unstreitig die der Katastrophe von Kossowo angehörenden, sowie die Lieder, welche die Entwickelung dieses Ereignisses zum Stoffe haben, zu den vollendet-

sten und großartigsten Denkmalen rhapsodischer Volkspoesie gehören.

Ein trauriges Verhängniß scheint darin zu walten, daß der Verfall der südslavischen Hauptmacht mit demselben Fürsten beginnt, unter dessen Scepter sie eben erst eine bisher ungekannte Größe erreicht hatte.

Es ist dies Duschan, der vorletzte Herrscher aus dem Stamme der Nemanjitsche, deren Familiengeschichte eine Kette der tragischesten Wechselfälle und schauderhaftesten Gräuelthaten ist. Auch Duschan wird von der Geschichte als ein grausamer, vielfach mit dem Blute seiner Angehörigen befleckter Despot geschildert. Das Volk aber und das Lied will davon nichts wissen. Es geht über die blutigen Spuren, die seine Ferse hinterlassen, schweigend hinweg und sieht in ihm nur den Zaren, dessen persönlicher Muth, dessen tiefe Einsicht und dessen gleich kluge wie feste Hand es verstanden, die Geltung des serbischen Namens vom Adriatischen bis ans Schwarze Meer auszubreiten, die Ordnung im Innern durch Gesetze zu befestigen und den Einfluß des südslavischen Stammes nach außen zu begründen; es erkennt

in ihm den Ersten, der die weltgeschichtliche Sendung der südlichen Slaven in sich aufgenommen, nach welcher sie vor Allen berufen waren, den Boden Europas an dessen zugänglichster Stelle vor dem Andrange eines Elementes zu bewahren, das der Gegner alles christlichen Humanismus, aller fortschreitenden Entwickelung, aller Bildung und Cultur auf diesem Boden zu werden drohte und, wie die Folge gelehrt, theilweise auch wirklich ward. Für die Schatten seines Charakters hat es keine Erinnerung. Es kennt ihn nur als den hochherzigen, mächtigen, weisen, besonnenen und durch und durch tiefchristlichen Herrscher, an dessen Namen sich das unvergeßliche Gedächtniß einstiger Größe und das unvertilgbare Bewußtsein der Sendung, nicht eher zu ruhen, als bis der europäische Boden von jenem feindseligen Elemente wieder gereinigt ist, unzertrennlich festknüpft. Er ist es, dessen Namen zu nennen genügt, um das Volk zu entflammen und fortzureißen. An ihn zu erinnern, hat seit Kara Georg und Milosch Obrenowitsch bis auf Knitschanin, Daniel von Montenegro kein südslavischer Heerführer unterlassen; denn er zündet wie ein Blitz-

strahl jenseit und diesseit der Donau, am Fuße des Balkan wie auf den Höhen um Cetinje.

Diesem Fürsten nun zur Seite stellt das Lied einen Kreis von Persönlichkeiten, in deren wechselseitiger Beziehung das Scheitern der großen Mission des Volks sowol als seiner Fürsten, der Keim der tragischen Katastrophe bereits vorbereitet ist.

Es ist dies ein verhängnißvoller Zug, den wir wie einen rothen Faden durch die Geschichte fast aller slavischen Stämme verfolgen können, daß ihre größten Unternehmungen nicht sowol an äußern Gewalten, als an innern Zerwürfnissen scheitern; ihre entwickelungsfähigsten Institutionen nicht sowol an innerer Unhaltbarkeit, als am aufopferungsunfähigen Interesse der Einzelnen zu Grunde gehen; ihre Geschicke nicht sowol durch große, allgemeine Ereignisse, als durch Personen einer unglückseligen Wendung zugeführt werden. Man denke nur an Polen, an Böhmen, an Rußland!

Da ist zuerst der greise Jug Bogdan, ein Vasall von fast unumschränkter Selbständigkeit, der zu Duschan mehr, weil er es so will und

weil er darin die Förderung des Allgemeinen erkennt, zu halten scheint, als weil er es muß. Eine Art Nestor, der Repräsentant bis zur prophetischen Voraussicht gereifter Erfahrung, und mit seinen neun Söhnen und seiner lieblichen Tochter Militza das Bild patriarchalischer Macht und des Gewichts der Familie durch inniges Zusammenhalten. Er ist, umgeben von seinen Söhnen, beständig um den Fürsten, trägt immer die „altehrwürdigen Bücher" mit sich, und schlägt in diesen nach, um, wenn es nöthig, Rath zu schaffen oder die Zukunft zu befragen. Der Zar nennt ihn zwar ebenso wie den untersten Knecht „vieran sluga", seinen treuen Diener; nichtsdestoweniger aber achtet er ihn hoch und fürchtet ihn sogar, theils um seiner Söhne willen, theils weil er „mächtig in Akarnanien" ist: ein Zug, der einen interessanten Blick in die föderativen Staatenverhältnisse des ehemaligen Südslaventhums thun läßt. Seinem tiefen Blick entgeht das Unheil der Zukunft nicht und er prophezeit es an der Tafel Duschan's in verhängnißvollen Worten, nicht ohne in scharfen Zügen auf die Ursachen hinzudeuten, unter deren Ein-

flusse selbst das Größte, das Heiligste unterliegen muß:

„Vor Gerichte hadern Kum mit Kumen (Pathe mit Pathen),
Und im Kampf steht Bruder gegen Bruder!“ *)

Dann sind die drei Brüder Wukaschin, Gojko und Ugljescha, in ihrer Herkunft an einen serbischen Fürsten der neuesten Zeit erinnernd, die der Zar aus Dankbarkeit für das ihm gerettete Leben aus der Hütte des Schweinhirts Merljawa, ihres Vaters, an den Hof gezogen und mit Ländereien und Ehren ausgestattet, und von denen namentlich der Erstere sein Vertrauen, in das er sich durch scheinbare Unterwürfigkeit und List, dabei aber auch durch persönliche Tapferkeit und Heldensinn zu setzen gewußt, in besondern Grade besitzt, um durch den Misbrauch desselben den ersten Grund zu jahrhundertelangem Elende zu legen.

Zwei Erscheinungen ganz eigenthümlicher Art

*) Das Lied von Lazar's Brautwerbung in Talvj's „Volkslieder der Serben“, I, 109, und in meinem „Fürst Lazar“, S. 33.

sind Marko und Milosch; ersterer der Sohn des eben erwähnten Wukaschin, eine der merkwürdigsten Kundgebungen poetischer Gestaltungsgabe, wie wir sie im Volkslied sowol als in der Kunstdichtung nicht leicht wieder antreffen: der Inbegriff der strengen Weltordnung, des unbeugsamen Rechtsinns, gepaart mit allen Auswüchsen von Schroffheit und Derbheit, wie sie dergleichen Persönlichkeiten oft eigen sind, den das Lied dem ränkesüchtigen, ehrgeizigen, herrschgierigen und vor keinem bösen Mittel zurückscheuenden Vater in dem eigenen Sohne entgegenstellt. Unter allen südslavischen Heldengestalten auswärts am meisten bekannt, aber auch am meisten misverstanden, für einen rohen, leidenschaftlichen, ungezügelten, im Genuß wie in der Rache maßlosen Bramarbas gehalten, ist er in Wirklichkeit die vom dichterischen Sinne des Volks in einen concreten Charakter zusammengefaßte rücksichtslose Strenge und Gerechtigkeitsliebe, gepaart einerseits mit der heiligsten Verehrung für die Bande der Familie und der Freundschaft, andererseits mit aller Rauheit eines Abenteurers, der das Bewußtsein mit sich herumträgt, um der Gerechtig-

keit willen eine Krone ausgeschlagen zu haben, und ausgestattet mit allen Cardinalfehlern seines Stammes; gleichwie sein Busenfreund Milosch, der junge, heitere, lebensfrohe Heerführer, gleich gefeiert als Sänger wie als Held, die verkörperte Poesie des südslavischen Volks selbst ist.

Unscheinbar neben diesen in dem Hintergrund steht die Gestalt Lazar's, eines Menschen von dunkler Herkunft, über dessen Abstammung selbst die Geschichte nichts Näheres weiß, dem jedoch die bedeutendste Rolle in den sich vorbereitenden Ereignissen vorbehalten ist.

Das Volk freilich gibt dem wunderbaren Manne auch eine wunderbare Herkunft und sieht in ihm einen dunkelgeborenen Sohn des Zaren selbst, der, als junger Mensch an den Hof gekommen, hier anfangs die Dienste eines schlichten Dieners versieht, sich jedoch durch frommen Sinn und Klugheit die Gunst des Zaren in so hohem Grade erwirbt, daß dieser nicht ansteht, ihn zu hohen Ehren zu erheben, und der greise Jug, der die künftige Größe des jungen Mannes voraussieht, ihm seine einzige Tochter Militza zur Ehe gibt.

So stehen die Personen und die Verhältnisse einander gegenüber, als Duschan's Sterbestunde naht.

Auf dem Sterbebette überträgt der Zar die Vormundschaft über seinen einzigen Sohn und Erben, „das Knäblein Urosch", das erst vierzig Tage zählt, seinem Günstling Wukaschin, den er früher schon durch den Königstitel vor allen Großen des Reiches ausgezeichnet und in dessen Treue er unbedingten Glauben setzt.

„Dir, Wukaschin, König, werther Kume,
Dir empfehl' ich meine weiten Reiche,
Dir die Klöster und die festen Burgen,
Dir die Völker und die Wojewoden,
Dir die Zarin und das Knäblein Urosch.
In der Wiege liegt das zarte Knäblein,
Kaum noch zählt es vierzig volle Tage.
Herrsche du statt seiner sieben Jahre,
Sieben Jahr in allen meinen Reichen!
Kommt das achte, nimm sodann die Krone,
Setz' aufs Haupt sie Urosch meinem Sohne!"

Daß der Regent mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln das große Ziel, das ihn selbst sein ganzes Leben lang beschäftigt und in dessen

Erreichung allein er die hohe Sendung des Südslaventhums sah, die Eroberung Konstantinopels nämlich als des Schlüssels der europäischen Christenheit und des Schutzwalls gegen die eben anstürmenden Türken, weiter verfolgen werde, daran glaubt er nicht erst zweifeln zu dürfen.

Wukaschin jedoch ist durchaus nicht gewillt, sieben Jahre lang die Sorgen der Regierung zu tragen, um dann einem Knaben den Thron einzuräumen. Vielmehr ist er entschlossen, nunmehr selber Herr von Serbien zu bleiben.

Sein erstes Streben geht dahin, den jungen Prinzen durch weibische Erziehung zu verweichlichen, ihn durch üppige Lebensweise regierungsunfähig zu machen. Frühzeitig läßt er seine Sinne durch Liebe bestricken. Die Politik Duschan's, an die Stelle des schwachen, widerstandsunfähigen Griechenthums das starke Serbenthum den Türken entgegenzusetzen, verleugnend, verlobt er ihn mit der Tochter des Griechenzaren von Konstantinopel.

Indeß sind Fürsten und Volk dem Usurpator weniger geneigt, als er vielleicht, auf seinen per-

sönlichen Muth bauend, glauben mochte. Bald bilden sich Parteiungen zu seinem Sturze.

Zunächst erheben sich seine eigenen Brüder gegen ihn mit Ansprüchen auf das Reich. Neben diesen, Lazar an der Spitze, bildet sich eine legitimistische Partei zu Gunsten Urosch's, der sich mittlerweile einigermaßen ermannt hat. Vier Heere stehen schon im Felde einander gegenüber, um durch das Schwert zu entscheiden, wem das Reich gehören soll. Da einigt man sich, um Blutvergießen zu verhüten, auf den Vorschlag des Popen Nedelko dahin, Marko, den Sohn Wukaschin's und schriftkundigen Zögling des Popen, der bei Zar Duschan die Dienste eines Geheimschreibers versehen, nach der Wahlstatt zu bescheiden und sich seinem Ausspruche zu fügen.

Marko, der sich von dem Schauplatze eines so unwürdigen Streites fern gehalten, weil ihm sein Rechtlichkeitsgefühl, sowie das Gefühl kindlicher Achtung verbot, gegen seinen Vater die Waffe zu ergreifen, erscheint und entscheidet, unbeirrt durch die glänzenden Verheißungen, durch welche ihn Vater und Oheime zu gewinnen versuchen, für Urosch. Der unversöhnliche Zorn seines

Vaters, dessen nachgeschleudertem Schwerte er nur durch ein Wunder entgeht, ist sein Lohn dafür und treibt ihn in ein abenteuervolles Irrleben hinaus.

Indeß ist es Urosch nicht beschieden, lange zu regieren. Er eilt nach Konstantinopel, die schöne Braut heimzuholen. Auf dem Rückwege ereilt ihn die von Wukaschin gedungene Mörderhand, und wieder ist dieser Herr im Lande.

Mittlerweile hat das türkische Verhängniß bereits europäischen Boden betreten und rückt immer näher auch an die Grenzen des serbischen Reiches heran. Wukaschin zieht gegen die islamitischen Horden zu Felde und findet auf dem Schlachtfelde von Samakow seinen Tod von Feindesschwert.

Die Lage des Volkes ist eine verzweifelte. Murad sandte ihnen die Unterwerfungsacte und stellt die Wahl zwischen unbedingter Annahme oder einem erbarmungslosen Vernichtungskrieg — eine Art Ultimatum, wie wir es in ganz jüngster Zeit den Nachkommen der damaligen Sieger von einer Macht gestellt sehen, die sich als die Erbin der Mission des damals Besiegten betrachtet.

In diesem Augenblicke sind Aller Augen auf Lazar gerichtet. In ihm erkennt das Volk den Einzigen, der zu retten vermag, wenn Rettung überhaupt noch möglich ist.

Lazar, durch einen Brief, den ihm die Mutter Gottes durch den heiligen Elias schon früher gesandt, auf den Ruf, der ihm werden würde, vorbereitet, nimmt die auf ihn fallende Wahl zum obersten Heerführer an.

Zwischen irdischem Glanze und himmlischer Seligkeit, zwischen dem Reich der Erde und dem Reich des Himmels hatte ihm die Mutter Gottes die freie Wahl gestellt und er hatte sich dem Himmel zugewandt. So wenig es ihn also auch nach irdischer Größe verlangt, so aufopfernd und bereitwillig folgt er dem Zuruf, welchen das ganze Volk an ihn ergehen läßt.

Seine Waffen sind siegreich, das Volk ruft ihn zum Zaren aus. Macht und Glanz umgeben ihn, und es scheint, als könne er das dem Himmel gethane Gelöbniß einen Augenblick darüber vergessen; — denn es bedarf erst der Mahnung seiner frommen Frau, der Zarin Militza, um ihn zu erinnern, daß irdische Größe ohne

frommer Werke Stiftung nicht Alles sei, und ihn zur Gründung der noch heute in Serbien an den Ufern der Resawa bestehenden Klosters Ravanitza zu bestimmen.

Indeß, da er Aufopferung für den Kreuzesglauben einmal angelobt, soll es ihm nicht erlassen sein, sein Gelübde treulich einzulösen.

In neuen Massen rücken Murad's Heere heran, gewaltig und unaufhaltsam wie das besiegelte Verhängniß.

„Roß an Roß und Held gedrängt an Helden,
Lanz' an Lanz' gleich einem Wald von Stahle,
Fahn' an Fahn' gleich drüberwehnden Wolken,
Zelt an Zelt gleich frisch gefallnem Schnee,
Daß vom Regen, fiel er aus den Himmeln,
Schwerlich wol zur Erde fiel ein Tropfen,
Nur auf Krieger fiel und Kriegesrosse —"

so dicht lassen sie sich auf den Höhen und Ebenen Kossowo's, des Amselfeldes, nieder.

„Nimmer gut thut's, kann auch nimmer gut thun,
Daß die Rajah zwei Gebietern höre,
Bald des Einen, bald des Andern Seckel
Mit der Steuer schweren Lasten füllend;
Herr sein muß nur Einer, Knecht der Andre!"

Darum soll das Schwert entscheiden, wer von Beiden, Murad oder Lazar, fortan Herr des Reiches sein soll.

Die Anstrengungen, mit denen Fürsten und Völker dem Aufrufe Lazar's unter die Waffen folgen, sind ebenso riesenhaft und oft von Zügen rührendster Hingebung begleitet, als die Begeisterung und Opferseligkeit, mit der sich Alles um die „Kreuzesfahne" schart, allgemein ist. Doch lastet unverkennbar eine dunkele Ahnung der hereinbrechenden Wendung des Geschickes auf Aller Seele. Die Vorbereitungen zur Schlacht am Vorabende des Wahltages sehen mehr einem Todtenmahle ähnlich, welches Führer und Krieger sich selbst noch bei lebendigem Leibe feiern, als Rüstungen zum Kampfe. Lazar selbst, der unter seinem Zelte den vornehmsten Heerführern ein glänzendes Mahl gibt, erhebt den Becher und läßt Worte fallen, die erkennen lassen, daß er wohl wisse, der morgige Tag werde der letzte Serbiens und seiner Macht sein: denn der Verräther sitze hier mit zu Tische.

Dem ist auch in der That so, nur daß der Fürst, falschen Einflüsterungen Gehör gebend, ihn

in Jemand Anderm erkannt zu haben glaubt, als er hätte sollen.

Die beiden kühnsten und angesehensten, an Gemüth aber ungleichen Helden des Landes, Milosch Obilitsch und Vuk Brankowitsch, sind seine Schwiegersöhne, die Männer seiner ebenso ungleichen beiden Töchter Vukosawa und Mara. Gleiches hatte sich zu Gleichem gefunden. Mara, die stolzere und leidenschaftlichere, konnte es nie ertragen, die liebliche und bescheidene Vukosawa an der Seite des Sängers und Helden Milosch allenthalben bevorzugt zu sehen, indeß Brankowitsch, ihr Mann, seines überhebenden Wesens halber wenig Freunde zählte. Milosch und ihre eigene Schwester gedemüthigt zu sehen, war ihr einziges Sinnen.

Dies veranlaßte sie, den Ehrgeiz und die angeborene Herrschsucht ihres Mannes so lange aufzustacheln, bis dieser mit Murad heimlich einen Vertrag abschloß, wonach er am Schlachttage mit seinen Truppen ins türkische Lager übergehen, dadurch den Türken den Sieg zuwenden und zum Lohn dafür mit Serbien belehnt werden sollte.

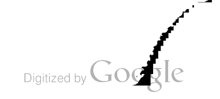
Lazar hatte hiervon so wenig eine Ahnung, daß sich sein Argwohn vielmehr auf Milosch wandte, auf welchen ihn Brankowitsch klug zu lenken gewußt. Dieser Argwohn erreicht in seinen Augen vollends völlige Gewißheit, als Milosch, der seinen jungen Freund Ivan Kossantschitsch zur Erforschung der feindlichen Stellungen ausgesandt, ihm die wahrhaftigen Berichte desselben verschweigt, und in der wohlgemeinten Absicht, das Heer nicht zu entmuthigen, die Anzahl und Macht des Feindes geringer angibt, als sie wirklich ist.

Bei dem Festmahl am Vorabend der Schlacht bezeichnet der Fürst seinen ihm sonst so treuen Milosch als den Untreuen des künftigen Tages.

„Auf dein Wohl, du ungetreuer Treuer!“

trinkt er ihm den letzten Becher zu;

„Treu — dereinst; zu dieser Stunde — treulos,
Treulos, der du morgen in der Feldschlacht
Deinen Herrn den Türken wirst verrathen!
Dennoch auf dein Wohl! — — — — —“



Milosch, darüber ebenso erstaunt als entrüstet, verläßt das Zelt mit dem Schwure, den Fürsten am morgigen Tage eines Bessern belehren zu wollen, und stürzt, blos mit seinem Schwerte bewaffnet, ins feindliche Lager hinaus. Niemand weiß, was er im Sinne führt.

Der Schlachttag bricht an, die Heere messen sich, beiderseits kämpft man verzweifelt. Schon neigt sich der Sieg auf die Seite der Serben, da erschimmern die Fahnen Brankowitsch's mitten unter den feindlichen Massen, die Serben gerathen in Unordnung und werden aufs Haupt geschlagen. Lazar selbst wird gefangen und vor Murad gebracht.

Doch auch dieser ist indeß am Ziele seiner siegenden Laufbahn angelangt. Tollkühn hatte Milosch in der verflossenen Nacht den Weg in in sein Zelt zu finden gewußt und das Schwert hier in sein Blut getaucht. Zu Tode verwundet hatte er, auf einem Schilde getragen, die Schlacht befehligt. Sterbend nun sieht er den besiegten Christenfürsten vor sich, spricht mit seinem letzten Lebenshauche über ihn das Todesurtheil aus, und im nächsten Augenblick liegen die Leichen

zweier Fürsten neben einander auf dem blutgetränkten Boden.

Milosch erliegt seinen Verfolgern.

Von dem gesammten christlichen Heere bleibt nur Goluban, Lazar's Diener, übrig, um der rückgebliebenen Zarin und ihren beiden Töchtern die Trauerkunde von dem Untergange des serbischen Reiches zu überbringen, und Marko, um ein abenteuerndes Leben zu führen, den Türken zwar dienstbar, nichtsdestoweniger aber von ihnen gefürchtet und ihr immerwährender Schrecken — ein Bild der südslavischen Stämme unter dem Joche der türkischen Herrschaft.

Die Parallelen zwischen dieser dichterischen Ueberlieferung eines der verhängnißvollsten Abschnitte in der südslavischen Geschichte und den Ereignissen, die sich heute und unter unsern Augen auf demselben Schauplatze entwickeln, auf welchem sich das eben Erzählte zugetragen, liegen nahe genug, als daß es nöthig wäre, erst besonders darauf hinzuweisen. Es ist, als hätte es dem leitenden Geiste der Geschichte gefallen, einmal den vollständigen Revers der Vergangenheit uns als Gegenwart vorzuführen. Fast alle wesent-

lichen Beziehungen sind dieselben wie damals, nur in umgekehrter Richtung; die Vorgänge fast die gleichen, nur daß die Rollen gewechselt sind.

Die Bedrängten von heute sind die Bedrängenden von damals. Wie damals so handelt es sich auch heute nicht nur um sie allein, sondern um ganz Europa, gegen welches sich eine ungeheure Macht heranwälzt, es mit Unterjochung, materieller sowol als geistiger, bedrohend. Wie es damals im Interesse ganz Europas gelegen gewesen wäre, den Bedrängten beizustehen und in ihnen sich selbst vor einem Feinde zu schützen, der es Jahrhunderte lang bedrohte und mit Krieg überzog, so erkennt es Europa heute als in seinem eigenen Interesse gelegen, sich der Bedrängten anzunehmen, um — sich zu schützen. Der einzige Unterschied besteht nur darin, daß die Dränger damals Türken waren und die Bedrängten Christen, während die Bedrängten heute die Türken sind und Christen die Rolle der Bedränger übernommen haben ... ein launiges Spiel der Geschichte zugleich mit einem seltsamen Walten der Nemesis, das über alle menschliche

Berechnung weit hinausgeht! Läge es im Rathschlusse der Geschichte, die Parallele bis zum Erfolge fortzuführen — was wir nicht hoffen wollen — es wäre eine schmerzliche Vergeltung an der europäischen Welt dafür, daß sie ihre Vorkämpfer damals in einem so ungleichen Kampfe im Stiche gelassen, sie, ohne sich selbst zu nützen, hingeopfert hat!

Und dann die Details! Damals die Khalifen — heute die Romanows; damals Sultan Murad, der für die Lehre des Propheten das Schwert führt; — heute der Selbstherrscher aller Reußen, der das Gleiche für die orthodoxe Kirche thut, wenigstens zu thun vorgibt. Damals Duschan, der mit neuen Organisationsideen umgeht, nach ihm Wukaschin, endlich Lazar mit der niederdrückenden Ahnung des unvermeidlichen Ausgangs im schwerbetrübten Herzen; — heute Selim — Mahmud — Abd-ul-Medschid! Damals Verrath mit den Drängern im Bunde; — heute Aufwiegelung, Empörung — und wer weiß wer und was noch!

Wohin das führen wird? Wenn nicht dahin, daß sich Europa für alle Zeiten der Einen



wie der Andern entledigt — wer weiß es? Vielleicht zu einer schweren Buße, die Europa die Augen darüber erschließen wird, daß man nicht ungestraft — zwei mal fehlen darf!

# XVIII.

Eine Gestalt, die das ganze Volk ist. — Poetisches und Schauderhaftes. — Die Poesie und die Bedeutung der Familie.

---

Doch kehren wir zu unsern Liedern zurück! — Kein Ereigniß von der Schlacht auf Kossowo bis auf die Befreiung eines Theils der südslavischen Stämme durch den schwarzen Georg war eingreifend genug in die Geschicke dieser Stämme, um ihnen den Mittelpunkt einer neuen, bedeutendern Reihe von Gesängen abzugeben.

Die Jahrhunderte zwischen den beiden genannten Ereignissen sind von Verfolgung, Unterdrückung, tyrannischer Willkür und Barbarei einerseits, andererseits von Elend, Trotz, Widerstand, Empörung und Märtyrerthum ausgefüllt.



An die Stelle von Ereignissen von allgemeiner Bedeutung treten die Erlebnisse einzelner Personen: eine Richtung, die schon mit den Liedern von den Irrfahrten und Abenteuern Marko's ihren Anfang nimmt und sich fortlaufend bis auf den heutigen Tag auf die Thaten und Schicksale einzelner mannhafter Bekämpfer des Türkenthums, verwegener Streifzügler, heldenmüthiger und märtyrhafter Priester erstreckt.

Zunächst und unmittelbar aus den Kossowo-Liedern gehen die eben erwähnten Marko-Lieder hervor, fast ebenso wie die Odyssee aus der Ilias, nur daß sie dem ganzen Umfange nach, in welchem wir sie kennen, jedes Zusammenhanges entbehren und eher vereinzelten Romanzen als den Bruchstücken eines größern Epos gleichen.

Wie innig Marko mit der Geschichte des Untergangs der südslavischen Selbständigkeit verwoben ist, ersehen wir aus dem Frühern. Auf eine nähere Charakteristik dieser merkwürdigen, halb historischen, halb mythischen Gestalt einzugehen, glauben wir jedoch hier unterlassen zu dürfen, da wir dies bei Gelegenheit unserer

ersten „Südslavischen Wanderungen" bereits ausführlich versucht.*)

Bewegt und abenteuerlich wie sein Leben, sind die Lieder von diesem Marko: Schilderungen von Zügen ebenso großer Tapferkeit als Grausamkeit, ebenso großen Edelmuthes als Racheburstes, ebenso großer Frömmigkeit und Ausdauer als Härte und Unmäßigkeit.

Flüchtig vor seinem Vater irrt er im Lande umher, sich zeitweise bei seinem Freunde Milosch aufhaltend, zeitweise gegen die Türken auf eigene Faust kleine Scharmützel und Zweikämpfe unternehmend. Bei einer solchen Gelegenheit scheint er denn auch in die Gefangenschaft der „Arapen", wie im Liede die Morgenländer genannt werden, zu gerathen, und selbst eine zeitlang in Kleinasien gefangen gehalten zu werden, bis sich ihm hier die Leidenschaft der Tochter eines arabischen Fürsten zuwendet, welche ihn in Freiheit setzt und mit ihm entflieht, wiewol ihr dies das Leben kostet. Auf Kossowo, wo indessen

*) „Südslavische Wanderungen im Sommer 1850", 2. Ausg., I, 163—213.

um Sein oder Nichtsein gekämpft wurde, war er deshalb wahrscheinlich nicht zugegen; was das Volk noch jetzt für ein großes Unglück hält. Denn, heißt es, wäre er zugegen gewesen, hätte die Schlacht unmöglich verloren und Serbien nicht zu Grunde gehen können. Erst nach geschlagener Schlacht begegnen wir ihm wieder auf heimatlichem Boden, erst einem Falken, dem während der Schlacht die Flügel zerbrochen worden waren, Hülfe leistend; dann wie er des Vaters Schwert wiederfindet; wie er am Heerwege des Sultans pflügt und darüber mit den Knechten des Sultans in blutigen Streit geräth; ein andermal die Türken während des Ramazan verhöhnend, deshalb vor den Sultan gebracht, von diesem aber, der ihn sehr fürchtet, statt bestraft, mit Gnaden überhäuft. Dann finden wir ihn plötzlich wieder in türkischer Gefangenschaft. Es geht ihm da so elend, daß er fast bis auf Haut und Knochen eingedörrt ist. Nägel, Haupt- und Barthaar sind an ihm so verwildert, daß er kaum noch einem Menschen ähnlich sieht. Da erfährt der Sultan große Noth durch den Kessedschi Mussa, einen verwe-

genen, zu bedeutender Macht gelangten Räuber, der alle Brücken, Flüsse und Häfen mit Ketten abgesperrt und sich der dem Sultan gehörigen Zölle bemächtigt hat. Niemand hat den Muth, ihn zu bekämpfen. Da wird denn der fast vergessene Königssohn hervorgeholt und übernimmt es, den Kampf siegreich durchzuführen, wenn er sich nur erst so weit erholt haben würde, daß er im Stande wäre, aus einem Stück trockenen Cornelholzes einen Tropfen Saft herauszupressen; was allerdings den Zeitraum mehrer Monate erfodert. Hierauf aber tödtet er den Räuber wirklich, nicht ohne in ihm, in dessen Brust er ein doppeltes Herz findet, einen „edlern Helden" zu beweinen, als er selbst sei, und gelangt neuerdings zu hohem Ansehen.

Wenn ein deutscher Kritiker bei Gelegenheit der Besprechung einer in jeder Beziehung misglückten Bearbeitung der Marko-Lieder aus der Feder des Dichters J. N. Vogl auf Grundlage des ihm vorliegenden Buches den Schluß zieht, Marko's kriegerischen Thaten seien nichts als ein Ausbund von Münchhauseniaden, so geht dies Urtheil ebenso aus der Unverständniß der ganzen

südslavischen Dichtungsform von Seite des Bearbeiters wie des Beurtheilers hervor, wie jenes, das in dem „Vorsichherjagen von dreihundert Türken durch einen Einzigen" oder in dem „Durchhauen von zwölfen zu vierundzwanzig Hälften" — Rodomontaden erkennt.

Der südslavischen Poesie wohnt nicht jene Nüchternheit inne, die an dergleichen Dingen Anstoß nehmen könnte. Der Südslave, der dies hört, erkennt darin eben nichts Anderes, als das was es ist, einen bildlichen Ausdruck für ungewöhnlichen Muth, für ungewöhnliche Kraft. Es wird ihm nie einfallen es numerisch wörtlich zunehmen, ebenso wenig wie dies den Griechen bei gewissen homerischen Bildern. Daß feinfühlige Nerven es für baare Münze nehmen und sich dadurch in ihrer Wahrheitsliebe sowol als in ihren ästhetischen Gefühlen verletzt sehen, thut dem Werthe dieser Ausdrucksweise nicht den mindesten Abbruch. Sie ist ja eben keine auf solche Nerven berechnete, sondern für Naturen bestimmt, die, wie man zu sagen pflegt, einen Puff vertragen, und denen umgekehrt die Bilder unserer blassen Mondschein-

poeten ebenso komisch und unnatürlich vorkommen würden. —

Eine organische Einheit übrigens in diese Lieder zu bringen, wie wir es z. B. in der epischen Dichtung „Fürst Lazar" versuchten, dürfte nicht leicht möglich sein, und schwerlich je mit Erfolg versucht werden. Der Sagen und Lieder von Marko gibt es so viele, und der einzige gemeinsame Faden, der sich durch sie hinzieht, ist eben nur der Held selbst. Nie aber werden diese Lieder verstanden werden können, wenn nicht der Gedanke festgehalten wird, daß Marko der Königssohn, wie er sich in den Gesängen uns darstellt, nichts Anderes als die Verkörperung des Südslaventhums ist, eine Verkörperung, die das dichtende Volk gerade deshalb rückhaltlos mit allen seinen Tugenden und Fehlern ausgestattet hat, wie es sie zum Träger all seiner Geschicke, all seiner Leiden, seiner Bestrebungen und Hoffnungen macht.

Zudem ist der Kreis der Marko-Lieder noch nicht einmal abgeschlossen, ebenso wenig wie das Schicksal des Volks, das er repräsentirt, noch zum Abschlusse gekommen ist. Und will auch



eines der Lieder wissen, daß sich der lebensmüde Held im Waldgebirge Rawa hart am Wege unter einen Baum hingelegt, hier von seinem guten und getreuen Lebensgefährten, dem verständigen Rosse Scharatz (Scheck) Abschied genommen, seine Keule in die Tiefe geworfen, und sich dann in seinen Wolfspelz gehüllt, um die Augen für ewig zu schließen; so behaupten ihn doch hundert Andere noch lebend und abenteuernd, und erzählen von ihm Dinge, die sich erst vorgestern und gestern zugetragen haben, sowie sie ihn bei keinem, das ganze Volk interessirenden Ereignisse fehlen lassen.

So wurde z. B. vor drei Jahren in der Batschka ein Lied gesungen, worin erzählt wird, wie Marko bei Szent-Tomas, dem bekannten Bollwerke der Serben, mit dem magyarischen Kriegsminister Mészáros einen Zweikampf bestanden habe:

Kühlen Wein trinkt Königssöhnlein Marko,
Trinket ihn zu Karlowitz im Schenkhaus,
Trinkt ihn bei der jungen Schenkin Mara;
Mit ihm trinken dreißig junge Serben.
Da des Weines er sich froh getrunken,

Spricht zu ihm der jungen Serben Einer:
„Bundesbruder, Königssöhnlein Marko,
Leicht wol ist dir's lichten Wein zu trinken,
Schwer jedoch ist's uns, den jungen Serben;
Denn, o sieh, vor Szent=Tomas, der Veste,
Liegt im Lager Mészáros, der Ungar,
Liegt daselbst mit dreißigtausend Ungarn,
Lauter starken kampfgeübten Reitern,
So viel Reitern und so viel zu Fuße;
Läßt nicht ab, die Veste zu bestürmen.
Früh vom Morgen, wenn der Frühstern aufgeht,
Donnern die Kanonen bis zum Abend,
Und des Nachts noch manchmal die Gewehre.
Gibt es keinen Helden, den die Mutter
Groß gesäugt, die Schwester groß gewiegt,
Ohne Wieglein, auf dem rechten Arme,
Der es wagt gen Szent=Tomas zu ziehen,
Zu bekämpfen Mészáros, den Ungar;
— Ueber Ungarn waltet dieser mächtig,
Schafft daselbst den Müttern großes Herzleid,
Ihre Söhnlein in die Feldschlacht führend —
Muß erliegen Szent=Tomas, die Veste!"

Da dies Marko hört, erhebt er sich, leert noch ein Gefäß, das sieben Okka Wein faßt, auf einen Zug, schwingt sich dann auf sein gleich ihm unsterbliches Kampfroß, watet durch die Donau, durchfliegt die Batschka und langt vor

Szent-Tomas an. Hier breitet er nun sein Wolfsfell über den Rasen, bohrt seine Lanze in den Boden, fodert Mészáros heraus; kurz, benimmt sich ganz so, wie er sich schon in hundert ähnlichen Fällen benommen und wie es in ebenso vielen Liedern von ihm gesungen wurde. Das Volk hat ihn einmal als den Ausdruck seines eigenen Charakters und als den Repräsentanten seiner eigenen Geschicke hingestellt, und kann sich nicht entschließen, ihn als solchen aufzugeben. Wir sind überzeugt, daß er auch heute wieder irgendwo im Lande gesehen worden ist, sei es nun bei Kalafat, bei Schumla oder am See von Skutari!

Die nächste größere Liedergruppe nach jener von Marko umfaßt die Geschichten der Brüder Jakschitsch. Diese, Demetrius, Bogdan, Stefan und Todor mit Namen, — wenn sie in der That Alle Brüder waren, woran jedoch zu zweifeln mancher Grund vorliegt, — mußten in den ersten Zeiten nach dem Untergange des serbischen Reiches gelebt haben, vielleicht auch Einer oder der Andere von ihnen noch später. Jedenfalls

zählten sie zu den Vornehmsten des Landes, da es eine „Königin von Buda (Ofen)“ nicht unter ihrem Range hielt — wenigstens versichert so das Lied — sich einen von ihnen, Todor nämlich, zum Schwiegersohne zu ersehen.

In Belgrad, wo sie ihren Wohnsitz hatten, zeigte man noch vor kurzem den Thurm Neboischa als den Rest der Kula Jaktschitschewa, d. i. des Hauses der Jakschitsche.

Die Lieder, die uns einzelne Momente aus dem Leben dieser Brüder erzählen, müssen wir eines tiefpoetischen Zuges wegen, der in ihnen allen herrscht, zu dem Bedeutendsten zählen, was Volkspoesie irgendwo hervorgebracht hat: es ist dies das Gewicht, das in ihnen allen auf die Heiligkeit und Macht der *Liebe im Bereiche der Familie* gelegt wird. Wie im ritterlichen Westen die Liebe zu einer Dame ihren Verehrer die verwegensten Abenteuer bestehen läßt; so ist es hier die Liebe der Brüder gegeneinander, die Liebe zur Schwester, die der Schwester zu den Brüdern, die Würde des Familienhauptes, die milde Weisheit der Hausfrau, was gefeiert, der

Gegensatz von dem Allen, was bitter durch sich selbst bestraft wird.

Als einmal Belgrad von den Türken bedroht ist, und einer dieser Brüder, Demetrius, vor den Schwertern des Feindes ins Awalagebirge flüchtet, und sich da im Gefühle gewonnener Sicherheit an einem Wasser niederläßt, um auszurasten, wird ihm das Bewußtsein der vollbrachten Rettung des eigenen Lebens, indeß sein Bruder vielleicht den feindlichen Waffen erliegt, so unerträglich, daß er schmerzüberwältigt ausruft: „Wehe, Demetrius, daß du lieber todt wärest! Flohest du schon ins Gebirge, warum dann verließest du deinen Bruder?" Sogleich rafft er sich empor, und wenn auch in den Straßen der Stadt bereits die Feinde wüthen, es hält ihn das nicht ab, nach Belgrad zurückzukehren. Daß sein Bruder mittlerweile den Türken in die Hände gefallen, nach Stambul abgeführt worden, und sich nur nach mannichfachen Leiden und Abenteuern aus peinvoller Gefangenschaft zu retten vermag, ist für ihn die bitterste Buße, die ihm auferlegt werden konnte. —

Wie Brüder in der Liebe zu ihrer Schwester auszudauern vermögen, und welchen Stolz sie darein setzen, ihre Familien von fremden, unreinen Elementen rein zu erhalten, soll uns in einem andern Liede gezeigt werden.

Den Brüdern Demetrius und Bogdan ist ihre Schwester durch Türken entführt worden. Vier Jahre lang suchen sie selbe über der ganzen Erde, bis es endlich Demetrius gelingt, sie als Ehefrau eines Aga wiederzufinden. Die Erkennungsscene ist herzergreifend. Mit Gefahr seines Lebens dringt Demetrius in das Haus des Aga ein, tödtet diesen und befreit seine Schwester. Auch das Araberkind, der Schwester einziges Söhnlein, will er sogleich tödten. „Nicht doch, Bruder", fällt sie ihm in die Arme; „ist es schwarz auch, so trug ich es ja doch unter meinem Herzen!" Demetrius läßt für den Augenblick von seinem Vorhaben nach. Auf die Dauer aber kann er den Gedanken nicht ertragen, den Sprossen eines verhaßten Mohammedaners in sein Haus aufzunehmen, erfaßt den Knaben, da sie eben über eine Brücke reiten und dieser nicht aufhören will zu schreien, und

schleudert ihn in den Strom hinab. „Schweige, Thörin!“ ruft er die Lautaufjammernde an; „besser werden dich daheim deine Brüder vermählen, und bessere Nachkunft wirst du zur Welt bringen als solche schwarze Brut! Recht aber ist, daß von bösem Stamm kein Splitter und von räudigem Hund kein Junges bleibe!“

Ein solcher Act unerbittlich nachhaltiger Rache ist unbedingt entsetzlich, und wir können ihn vom Standpunkte unserer Weltanschauung aus gar nicht fassen; und dennoch liegt Etwas darin, was unsere Sympathie für den scheinbar herzlosen Kindesmörder gefangen nimmt, und das ist einerseits die poetische Gerechtigkeit, andererseits der nationale Schmerz, und endlich die Stärke der Idee der Familie, die er einem Volke gegenüber vertritt, das die Familie mit Füßen tritt, und bei welchem, um der sinnlichen Lust der Vielweiberei desto unbeeinträchtigter zu fröhnen, der Kindesmord in den Harems zur Lebens- und Tagesordnung gehört.

Um so ergreifender ist die rührende Einfachheit, mit welcher wir die Unnatur der Bruder-

feindschaft geschildert und den milden, versöhnlichen Beruf der Hausfrau hervorgehoben finden. Soviel über das Thema feindlicher Brüder gedichtet worden, etwas Schlichteres, Tieferes ist uns noch nicht begegnet.

Schon der Beginn der Erzählung, wie bezeichnend! Der Mond schilt den Morgenstern aus und fragt ihn, was ihm denn so Außerordentliches vorgekommen sei, daß er drei Tage lang seine Pflicht vergaß, zur bestimmten Stunde zu erscheinen? Nun erzählt der Morgenstern das Außerordentliche, wodurch er eine Versäumniß, deren er sich sonst nie schuldig gemacht, entschuldigen zu können meint. Zwei Brüder, Bogdan und Demetrius Jakschitsch, denen Beiden nach dem Tode des Vaters ausgedehnte Ländereien zum Erbtheil geworden, gerathen, nachdem sie sich in dieselben friedlich getheilt, wegen des Rosses und des Falkens ihres Vaters in so bittere Feindschaft, daß Bogdan dem Demetrius nach dem Leben trachtet und seine Ehefrau, während er selbst ausreitet, um zu jagen, beauftragt, ihn zu vergiften, widrigenfalls er nie mehr ins Haus zurückkehren würde.

Lange reitet er durch den Wald; da erblickt er endlich eine goldene Wildente über einem See und läßt seinen Falken nach ihr los. Der Falke, mit der Wildente ringend, zerbricht seinen rechten Flügel und sinkt in den See. Mit Mühe vermag ihn Bogdan, der sich sogleich in die Fluten stürzt und nach ihm schwimmt, zu retten. „Wie ist dir, mein armes Thier, ohne rechten Flügel?“ fragt er nun den Falken. „So wie einem Bruder ohne den andern ist!“ erwidert dieser. Bogdan, sich im Innersten getroffen fühlend, lenkt sogleich um und fliegt so schnell er zu Rosse kann, nach seinen Höfen zurück.

„Was ist's mit meinem Bruder?“ ruft er von ferne schon seiner Ehefrau entgegen: „O, daß du ihn noch nicht vergiftet hättest!“

„Statt ihn zu vergiften, habe ich ihn dir versöhnt, und gern tritt er dir Roß und Falken ab!“ erwidert die Frau, und der Friede des Hauses ist befestigter denn je.

Dagegen zeigt uns ein anderes Lied, wie tief das Glück der Familie erschüttert werden kann, wenn ein Weib ihren schönen Beruf ver-

gessend, Hader und Feindschaft zwischen Brüdern stiftet. Wir wollen, um ein Beispiel zu geben, wie diese Lieder ihre schönen Stoffe behandeln, dies Lied hier selbst mittheilen. Es lautet:

Kühlen Wein zwei Brüder Jakschitsch trinken,
Jakschitsch Stefan und Dimitar Jakschitsch.

Als sie sich des Weines froh getrunken,
Spricht Dimitar so zu seinem Bruder:
„Komm, mein Bruder! Laß uns gehn und jagen!
Ausgekundschaft in den grünen Wäldern
Hab' ich gestern einen braunen Hirschen!“

Stefan aber dies ihm drauf erwidert:
„Gerne ging ich, Bruder, doch ich kann nicht;
Schweres Weh hält mir das Haupt befangen!“

Und Dimitar macht sich auf zur Stunde,
Ruft die Diener, läßt heraus die Rüden,
Will allein zum Wald hinaus und jagen.

Also aber spricht zu ihm die Eh'frau:
„Solchen Spott, wie kannst du ihn ertragen?
Darum höre, was ich jetzt dir sage:
Scheiden dich von deinem Bruder mußt du!
Thust du's nicht — an einem Seile hangen
Siehst dein Weib du an des Thores Pfosten!“



Zürnend drauf erwidert ihr Dimitar:
„Schweige, Weib — daß dich das Glück verlasse!
Sag', mit wem soll dann mein Bruder leben,
Da er weder Schwester hat noch Mutter
Und kein Lieb', das seiner liebend pflege?“

Abend aber, als es dunkel worden,
Und er heimkehrt, müd' des wilden Jagens,
Spricht er dennoch so zu seinem Bruder:
„Bruder . . . laß uns theilen . . . laß uns scheiden!“

Auffährt Stefan, schmerzvoll, eine Natter:
„Und mit wem dann, Bruder, soll ich leben?“

Doch gesprochen ist's, und nicht zu ändern,
Und die Brüder gehen hin, und theilen.

Was zuerst sie theilen, sind die Heerden;
Sich die besten Schafe nimmt Dimitar,
Seinem Bruder theilt er zu die räud'gen.

Was sodann sie theilen, ist die Baarschaft;
Sich die Golddukaten nimmt Dimitar,
Bis zum letzten auch die blanken Thaler,
Seinem Bruder läßt er nur die Pfenn'ge.

Stefan merkt es, spricht jedoch nur dieses:
„Nimm's, mein Bruder! Ehrlich sei's das deine!
Mög's gedeihn dir — Stefan ist kein Mäkler!“

Was zuletzt sie theilen, sind die Waffen;
Sich die neuen, blanken, nimmt Demetrius,
Seinem Bruder theilt er zu die rost'gen.

Doch auch dazu spricht nur Stefan dieses:
„Immer nimm, und ehrlich sei's dein eigen!
Brauch' ich Waffen? Stefan ist kein Schläger!“
Macht sich auf dann, scheidet von dem Bruder. —

Aemsig seiner Habe waltet Stefan,
Treibt die räud'gen Schafe ins Gebirge
Zu den fetten Triften von Swiesda,
Baut sich eine Hütte im Gebirge,
Wohnt darin neun Jahre, still und einsam,
Und die Heerde mehrt sich ihm da wuchernd. —

Arm indessen ist Dimitar worden,
Sitzt, Gott sandt' es so, in leeren Höfen.

Da spricht also zu ihm seine Eh'frau:
„Solchen Hohn, wie magst du ihn ertragen?
Sprich! Und hast du nichts davon vernommen,
Wie sich wuchernd Stefan's Habe mehre?
Darum höre, was ich jetzt dir sage!
Nimm dein Roß, nimm deine blanken Waffen,
Geh' zu ihm ins Waldgebirg' Swiesda,
Lad' ihn ein, im Wald mit dir zu jagen!
Geht er mit dir, treibe du das Wild auf,
Treib' ihm zu die Rehe und die Hirsche;
Ihn jedoch, ihn laß das Wild verfolgen,

Daß ein Hirsch ins Dickicht ihn verlocke,
Und derweil du seine Heerden forttreibst
Uns zu helfen aus dem bittern Elend!“

Wie sie sprach, so thut zur Stell' Dimitar,
Geht hinaus ins Waldgebirg Swiesda.

Da er nah' kommt Stefan's schlichter Hütte,
Was vernimmt er? Einer Flöte Töne!
Stefan bläst ein wohlbekanntes Lied ihm,
Singt dazu, des Bruders gramvoll denkend.

Vor ihn an die Hütte tritt Dimitar:
„Kennst du nicht Dimitar, deinen Bruder?“

Aufspringt Stefan, da er dieses höret,
Schließt ihn in die Arme, küßt sein Antlitz,
Fragt besorgt nach seinem Wohlbefinden,
Und beehrt ihn, wie er kann, aufs Beste.

Als darauf die dunkle Nacht entschwunden
Und der Morgen leuchtend angebrochen,
Gehn sie in das Waldgebirg und jagen.

Stefan lauscht, Dimitar treibt das Wild auf,
Treibt nicht lang, und treibt ihm einen Hirsch zu.

Doch mit Stefan ist des Glückes Gnade.
Rücklings scheut vor ihm das braune Waldwild,
Setzet um, und wirft sich auf Dimitar,

Spießt ihn auf das zackige Geweihe,
Bohrt ihm in den Leib die spitzen Aeste,
Schleudert blutend an den fels'gen Grund ihn.

Auffährt Stefan, da er solches siehet,
— Aus den Wangen floh vor Schreck das Blut ihm —
Hebt empor ihn auf die starken Schultern,
Trägt ihn schnell nach seiner schlichten Hütte,
Reicht ihm Labung, hebt ihn auf sein Roß dann,
Führt das Roß, treibt mit sich tausend Schafe,
— Schmerzensthränen netzen ihm das Antlitz —
Bringt zurück nach seinem weißen Hof ihn.

Aus dem Hofe eilt Dimitar's Eh'frau,
Eilt, daß den Gebieter sie begrüße.

Da sie aber diesen wund zu Roß sieht,
Sieht den Schwager, der das Roß am Zaum führt,
Schrei't sie auf, — verhüllt vor Scham ihr Antlitz.

In den Hof trägt Stefan seinen Bruder,
Eilt ans Meer dann, holt erfahrne Aerzte,
Weicht vom Bruder nicht, bis er genesen. —

Da Dimitar völlig nun genesen,
Langt nach seinem Stabe wieder Stefan,
Will zurück zu seiner schlichten Hütte.

Also aber spricht zu ihm Dimitar:
„Nicht so, Bruder! Komm, laß uns versöhnt sein!“





Doch sein Weib — das faßt er an den Armen,
Bohrt ihr aus der Stirn die schwarzen Augen,
Gibt ihr einen Tannstab in die Hände,
Heißt sie gehen und ihr Brot erflehen:
„Lerne nun, beraubt des Lichts der Augen,
Lerne, wie sich's lebt beraubt des Bruders!"

Der Zug, mit welchem dies Lied endet, ist, wir können es nicht in Abrede stellen, abermals ein entsetzlicher, allen unsern hergebrachten Begriffen und allen Gefühlen in uns widerstrebend. Die furchtbare Grausamkeit, das schuldige Weib zu blenden, wir hätten sie dem reuigen Dimitar gern erlassen. Es hätte genügt, wenn er seine böse Ehehälfte von Haus und Hof gejagt!

Dennoch behaupten wir, daß das tiefsittliche Princip, welches den Grundgedanken des Liedes bildet, dadurch nicht verdunkelt wird!

Ja, je finsterer und bedauerlicher diese wie manche andere Schattenseiten in der Poesie sowol wie im Charakter der Südslaven sind, desto lichter tritt neben ihnen eine Reihe von sittlichen Momenten hervor, die um so mehr unsere Anerkennung beanspruchen, mit je wildern,

grauenhaftern, unbändigern Zügen wir sie gepaart finden.

Tiefe, rein menschliche und unter allen Himmelsstrichen und Dogmen sich behauptende Wahrheiten des Gemüthes kommen da oft neben einer (übrigens mehr aus den Verhältnissen hervorgegangenen als ureigenen) Wildheit zur Anschauung; neben Tollkühnheit und Uebermuth oft eine Weisheit, wie sie bei uns, deren Lebensphilosophie das Resultat der mannichfachsten religiösen, politischen und socialen Einflüsse ist, kaum mehr begriffen werden kann, weil eben der Quell, dem sie entspringt, bei uns immer mehr im Versiegen begriffen ist: — die Familie.

Die Rolle, die diese im Leben der Südslaven spielt, ist überhaupt eine bedeutende. Sie ist ihre Religion, sie ist das Grundgesetz ihres sittlichen Verhaltens, der Leitfaden ihres Handelns. Sie hat bei ihnen eine Bedeutung und eine Ausdehnung erlangt, wie vielleicht bei keinem andern Volke auf Erden; in Europa gewiß. Es sind Verhältnisse in sie hineinbezogen, für welche wir nicht einmal Namen kennen, und die bei ihnen, je nach dem Standpunkte, von wel-



chem aus sie betrachtet werden, ihre besondern, stets bezeichnenden Benennungen haben.

Denken wir uns z. B. einen Mann. Zunächst nun hat dieser Vater und Mutter, Brüder und Schwestern. Dann kommen Vaters Brüder und Schwestern, und ebenso der Mutter Geschwister. Alle diese aber haben Söhne und Töchter, und diese wieder Frauen, Männer, Kinder, und diese Frauen und Männer haben Aeltern und Geschwister, und diese Kinder ebenfalls Frauen, Männer und Kinder u. s. w. und allen diesen ist der Mann verwandt, und für alle diese Verwandtschaftsverhältnisse bestehen besondere Namen.

Heirathet nun der Mann, so erhält er einerseits Schwiegervater und Schwiegermutter, dann die Geschwister dieser Beiden mit ihren Familien zu neuen Verwandten, andererseits die Brüder und Schwestern seines Weibes mit ihren Familien, die natürlich in gleicher Weise verzweigt sind, wie seine eigenen.

Und alle diese verschiedenen Verhältnisse von Schwager- und Schwägerinschaft, von Oheim-, Basen-, Neffen- und Nichtenschaft haben für

ihn sowol als für seine Frau, seine Söhne und seine Töchter ihre besondern Namen, und bestehen nicht blos nominell, sondern haben ihre Rechte, Ansprüche, Verpflichtungen und ihre Heiligkeit.

Alle Functionen, die sich auf die Familie beziehen, werden mit einer Umständlichkeit, einer Fülle von Symbolik, einer Festlichkeit, einer Oeffentlichkeit begangen, welche für sich allein schon hinreichen würde, um den gewichtigen Einfluß erkennen zu lassen, der ihr auf das südslavische Leben eingeräumt ist. Das Ehebündniß z. B., ein Act, den wir immer mehr zu vernüchtern und bis auf den kalten Bogen Papier eines paragraphirten Contractes zu redigiren bemüht sind, den wir mit einer Fahrt in die Kirche, mit einem Gang zum Notar abthun, ist dem echten Südslaven noch ein Inbegriff von hundert kleinen und großen Unerläßlichkeiten, die vorhergehen, gleichzeitig beobachtet werden und nachfolgen müssen, die ihn immer wieder auf die Wichtigkeit des Schrittes zurückführen, und deren jede einzelne ihre poetischen, dem Gemüthe entsprossenen und auf das Gemüth zurückfüh-

renden Beziehungen hat. Das kommt daher, weil die Ehe, als der Grundstein der Familie, noch nicht eine Sache der kaltberechnenden Convenienz, der Bequemlichkeit, der Lebensversicherung geworden, sondern das Bündniß Zweier, an das sich zugleich die Verpflichtung zu innigem Zusammenhalt mit so vielen Andern, die Verbrüderung für Wohl und Wehe mit einem Stück Welt für alle Zeiten knüpft.

Als ob jedoch dieser Kreis noch ein zu enger wäre, dehnt der Südslave den Umfang seiner Familie noch weiter aus, indem er auch noch die Freundschaft hineinbezieht. Der Vermittler hierfür ist die Sitte des Wahlgeschwisterthums.

Jeder Südslave kann sich, wen er immer will, zum Bruderbündniß wählen, und der Wahl- oder Bundesbruder, pobratim, oder die Bundesschwester, poseja, liegt fortan seinem Herzen nicht minder nahe als die leiblichen Geschwister, die er zum Unterschiede, rodjen brat, rodjena seja, angeborener Bruder, angeborene Schwester, nennt. Ja sogar die Gatten beider sind ihm Bundesschwäger und Bundesschwägerinnen.

Zwischen ältern Personen und jüngern gestaltet sich das Verhältniß in älterlicher Weise. Man nennt sich Bundesvater, poočim, Bundesmutter, pomajka, Bundessohn, posinak, Bundestochter, pokćer. Selbst Leute, die ihm minder nahe stehen oder auch ganz fremd sind, nennt er in der Umgangssprache brate, Bruder, sejko, Schwester. Der Herr nennt seine Diener deco (sprich: deezo), Kinder. Alle die verwickelten und zwanzigsilbigen Titulaturen, denen man heutzutage in den sogenannten „höhern" südslavischen Kreisen begegnet, sind modernen Ursprungs, nach russischem Vorbilde gemodelte Errungenschaften, um welche wir die südslavische Welt nicht beneidenswerth finden.

Dieses Bundesverhältniß schließt, nicht minder als die Blutverwandtschaft, die Verpflichtung zu jedem Beistande, jeder Hülfeleistung, jeder Aufopferung in sich. Es ist so heilig — der heilige Johannes ist der besondere Beschützer desselben und in seinem Namen wird es auch geschlossen — daß es genügt, in der größten Gefahr Jemand damit anzurufen, um seines unbedingten aufopfernden Beistandes gewiß zu

sein. Wen immer, selbst einen ganz Fremden, der Gefährdete anruft: „In Gott und im heiligen Jowan sei mein Bundesbruder!" der wird, wenn ihm anders noch etwas heilig ist, jede Rücksicht bei Seite setzen, und ihm beispringen. Der Feind selbst, dem man gegenüber steht, läßt auf diesen Zuruf die bereits zum Todesstreich geschwungene Waffe sinken.

Jedoch noch ein drittes Element dient dazu, um den Kreis der Familie zu erweitern: dies ist das Pathenthum, kumstvo, das sich im weitern Sinne selbst auf das Nachbarthum und die Landsmannschaft ausdehnt. Pathe, kum, und Pathin, kumica (sprich: Kumizza), begründen die unverbrüchlichste wechselseitige Hochachtung.

Wie tief nun alle diese Verhältnisse ins Leben eingreifen, läßt sich denken. Der Verwilderung gegenüber sind sie ein wahrer sittenmildernder Hort; dem Feinde gegenüber eine Phalanx, die durch keine Gewalt zu durchbrechen ist. Wer Einem etwas anthut, der hat es gleich mit Hunderten zu thun!

Unerschöpflich überdies ist der Stoff, der aus diesem reichen Familienleben für die Poesie sich

ergibt: Die Liebe des Sohnes zur Mutter, als deren glänzendes Vorbild immer noch Marko's Liebe zu seiner Mutter, der Königin Euphrosine, dasteht; die Liebe der Mutter zu ihren Kindern, für die aus vielen nur das eine Beispiel angeführt sein mag, das zugleich das erste in deutscher Zunge bekannt gewordene südslavische Lied ist: Das Lied von der edlen Fraun des Asan-Aga; die Liebe der Schwester zum Bruder, bei welcher zu schwören ihr höchster Eid ist, und umgekehrt des Bruders zur Schwester, deren angeborener Ritter und Beschützer er ist.

Die rührendsten, ergreifendsten, zugleich lieblichsten Gesänge, wahrhafte Perlen der Poesie, bewegen sich in diesen engen Kreisen, von denen unsere immer lockerer werdenden Begriffe von der Familie, trotz Dimitri's unrechtfertigbarer Grausamkeit, sich manches neukräftigende Element aneignen könnten!

## XIX.

Dunkle Seiten und ihre Veranlassung. — Das Haiduckenthum. — Das Tschetenthum. — Daniel von Montenegro.

---

Bei einem Volke, wo Geschichte und Chronik so ausschließlich durch die Poesie vertreten wird, wie bei den Südslaven, mußte diese letztere auch mehr als bei andern Völkern den Geschicken desselben nicht nur ihren laufenden Stoff, sondern auch ihren jeweiligen Charakter, ihren Grundton entlehnen, und das Lied für den Erforscher der sittlichen wie der politischen Zustände gleich sehr an Bedeutung gewinnen.

In der That auch sind die auf uns überkommenen Gesänge aus den Jahrhunderten der

Unterdrückung der südslavischen Stämme beredtere und lebendigere Bilder dieser Zustände, als solche je durch Schilderungen und anderweitige Erzählungen erreicht werden könnten.

Wir sehen ein Volk, ausgerüstet mit den herrlichsten Tugenden des Heldenthums und ebenso der schönsten geistigen wie materiellen Blüte fähig, von dem christlichen Europa wie von seinen ohnmächtigen griechischen Nachbarn bloßgestellt, plötzlich von der Höhe freier Selbständigkeit zur Tiefe völlig rechtloser Knechtschaft hinabsinken. Der Grund und Boden, der noch gestern fleißigen Pflügern angehörte, die Seeküste, an der sich ein ämsiger Handel zu entwickeln begann, wird des Sultans Eigenthum, mit welchem er seine gläubigen Krieger belehnt, die denn auch nicht säumen, die bisherigen Besitzer von Haus und Hof zu jagen und sich in ihrem Besitzthume festzusetzen.

Es bildet sich der Gegensatz zwischen unbeschränkt berechtigten Besitzern und unbeschränkt rechtlosen Vogelfreien — der Rajah — und aus ihm eine unaufzählbare Kette von Gewaltthaten seitens der Erstern und von Unternehmungen der Abwehr und Rache seitens der Letztern, die uns oft gleichmäßig

mit Mitleid und Empörung wie mit Schauder und Entsetzen erfüllen.

Eine Verwilderung der Sitten und Gemüther greift an den Ufern der Narenta, Drina, Save und Donau, in den schwarzen Bergen, in der Schumadia und im Balkan um sich, die den daselbst wohnenden Stämmen durch die ganze Welt bald den Ruf der „Wilden Europas" verschafft.

Das Singen aber vergessen diese Stämme über ihrem Elende nicht, und sie singen heute, was sie gestern vollführten: Streifzüge gegen die Türken, Ueberrumpelungen, Ausplünderungen, Niederbrennen und Ausmetzeln türkischer Ortschaften und Schlösser, Entführungen und Bekehrungen türkischer Mädchen, Befreiungen eigener Brüder, Söhne, Töchter, Schwestern und Gattinnen aus den Händen wollüstiger Agas, Zweikämpfe mit übermüthigen Paschas, Ausdauer und Verharren beim Christenthum in den verhängnißvollsten Lagen u. s. w. Die Verwilderung und Erbitterung der Gemüther spiegelt sich in den so entstandenen Liedern, erhöht durch den poetischen Schwung und durch

gedrungene Plastik, oft bis zu einem uns, von unserm Standpunkte aus unbegreiflichen Grade von Uebertreibung, Grausamkeit und Verschlagenheit: Züge, die, so wenig wir sie in Schutz zu nehmen gesonnen sein können, uns doch zuletzt durch die Zustände, aus denen sie hervorgegangen, vollkommen erklärbar erscheinen.

Was das Uebertriebene in den Liedern anbelangt, das Ueberschwängliche, das oft Dinge vorbringt, als wären die handelnden Personen lauter kolossale Menschen, lauter Riesen, die Bäume statt Keulen führen, haben wir schon bei Gelegenheit der Marko-Lieder Anlaß genommen, darauf hinzuweisen, daß es für die Augen des Südslaven durchaus nichts so Unnatürliches in sich schließt, als für die unsern. Wenn ein Junak (Held) mit einem Schwertstreiche einen zu Rosse sitzenden Türken mit sammt dem Rosse vom Scheitel ab in zwei gleiche Hälften spaltet, und das Schwert dabei noch ein gutes Stück tief in die Erde eindringt, so ist das allerdings kolossale Uebertreibung. Nicht zu leugnen aber ist, daß sich darin ein starkes Kraftbewußtsein

ausdrückt. Es gehört Kraft dazu, ein solches Bild dichterisch zu entwerfen, Kraft, es sich gefallen zu lassen, d. h. für immerhin möglich zu halten. Dergleichen das Natürliche überschreitende Bilder entwachsen der Phantasie eines jeden urkräftigen, ursprünglichen Volks. Man denke nur an die Nebelhelden der Skandinavier, an Herakles, an Theseus, an die Cyklopen, an die Giganten! Was bei den südslavischen Sängern als eine neue und reiche Quelle der Beliebtheit solcher Kraftübertreibungen hinzukömmt, ist das natürliche Bestreben, welches der Unterdrückte immer hat, sich über den Unterdrücker zu erheben, und sich und die Seinigen zu ermuthigen. Daher kömmt es auch, daß der südslavische Sänger die Macht des türkischen Gegners immer möglichst, oft bis ins Fabelhafte erhöht, die eigenen Mittel aber immer möglichst verkleinert, dem Feinde alle möglichen Vortheile der Stellung und Bewaffnung zutheilt, den eigenen Helden dagegen mit allen möglichen Verlegenheiten und Hindernissen überhäuft, damit nur sein Sieg um so wunderbarer, staunenswerther erscheine. Dreihundert Türken müssen oft im

Felde stehen, um vor einem Stirnrunzeln Marko's, vor dem Anblicke seiner sich zusammenziehenden Augenbrauen wie Spreu zu zerstäuben. Die Redensart: „malko ga udario (er traf ihn nur ein wenig, berührte ihn kaum) — und er sank todt zu Boden", ist gang und gäbe. Wer seinen Helden siegen ließe, ohne ihn erst in die desperateste Situation zu versetzen, würde sich wenig Beifall zu erwerben im Stande sein.

Ebenso in den Verhältnissen begründet scheint uns der Zug von Grausamkeit zu sein, auf den wir in so vielen spätern Poesien stoßen, und auf welchen wir schon hinzudeuten Gelegenheit hatten.

Wo keine Vorstellung, keine Bitte, Gewaltthätigkeiten abzuwenden; kein Gesetz vor Willkür zu schützen vermag; wo der Schrecken der bewaffneten Hand die einzig mögliche Abwehr ist: da wird die Waffe hoch angeschlagen, da gewinnt die Kraft, der Muth, die Gewalt schon durch sich selbst eine hohe Bedeutung.

Wenn der Moslim in das Haus des Rajah einbrechen, ihm die Vorrathskammer leeren, die

Heerde aus dem Stalle wegtreiben, Weib und Töchter entführen darf; wenn ein Osmanli, der einem Christen begegnet, diesen mishandeln, ja tödten darf, weil er ihm nicht weit genug aus dem Wege gewichen, ohne daß es ein Gesetz gibt, das da genugthuend einschritte, so bildet sich von selbst die ungefesseltste Selbsthülfe heraus, und das Schrecklichste erscheint nur als exemplarische Vergeltung, als nothgedrungene Repressalie, als statuirtes Exempel, — ein Titel, unter welchem ja selbst in sogenannten Culturstaaten unter unsern Augen und in unserer Mitte Dinge vollzogen worden, die wir auch lieber nicht geschehen wissen möchten. Hat die christliche Duldung hier ein Ende und treten „höhere Rücksichten" als maßgebend auf, so ermüdet sie unter jenen Verhältnissen um so mehr und hält sich an das alte, zwar schreckliche, aber der sich selbst überlassenen menschlichen Natur vollkommen ureigenthümliche „Zahn um Zahn, Aug' um Aug'!" Die Nachkommen Platon's und Sokrates', die Helenen und ihre Klephten haben sich um kein Haarbreit weniger auf diesen Standpunkt zurückgedrängt

gefühlt, als die Bosniaken, Serbianer und Bulgaren!

Freilich müßte man sich dabei in das unbändige Gefühl der Wonne hinein versetzen können, des gefürchteten Bedrückers einmal habhaft worden zu sein, und die Steigerung aller Leidenschaften, die Gereiztheit aller Gefühle bei einem kriegerischen, von Kindheit auf mit der Waffe in der Hand die öden Felsgeklüfte durchstreifenden, und sich so zu sagen in dem Zustand ewiger Nothwehr befindenden Volks mit in Rechnung bringen, um dies Behagen am Schrecklichen selbst dann noch fassen zu können.

Auch die List, der wir in den Dichtungen so oft als Hebel der Handlung, und im Leben ebenso oft gefeiert als angewandt begegnen, findet in dem Gesagten ihre Erklärung.

Sowenig wie die Blutrache den christlichen Begriffen der Demuth, der Fügung und der im Jenseits waltenden Gerechtigkeit, entspricht die List unserm geläuterten Begriffe vom Edlen. Aber wie jene aus der Ohnmacht der Schutzgesetze, entspringt diese von selbst aus der sich

überlassenen Menschennatur, wo neben der Waffe eben nur der eigene Mutterwitz der Schirm ist, auf den man sich angewiesen sieht. Zuwarten, bis der gerechte Gott im Jenseits seine Unterdrücker vor Gericht zieht und sie bestraft, bis ein Wunder sie ihm vom Halse schafft, das dauert dem hundertfach gedrückten und gehöhnten Kjauren für sein heißes Blut denn doch etwas zu lange. Wollte Europa so lange warten, bis Gott die Türken für die ein halbes Jahrtausend lange Versündigung an der europäischen Cultur und die Russen für ihre neuen Paragraphen im Völkerrechte zur Rechenschaft zieht und ihm beide vom Halse schafft — es müßte bis zum jüngsten Tage warten. Helfe was hilft! Niemand, selbst der Durchbildetste, wird es verschmähen, wo eben nur seine Faust und sein Witz ihm zu Gebote stehen, wenn ihn z. B. in der Wüste Beduinen überfallen, zu beiden seine Zuflucht zu nehmen, so unchristlich er das Eine und so unedel das Andere auch finden mag. Selbsterhaltung ist die „höhere Rücksicht", die auch hier als oberstes Gesetz auftritt, und diese ist es, die in den Augen der Rajah den

persönlichen Muth und die List zu hochgefeierten Tugenden gestempelt hat. Auswüchse und Verirrungen — waren sie bei solchen Grundlagen hintanzuhalten?

Dieser Trieb der Selbsterhaltung ist es auch, aus welchem sich allmälig ein eigenthümliches Schutz- und Trutzwesen herausgebildet hat, wie wir Aehnliches wol auch anderswo bei unterdrückten kriegerischen Stämmen, z. B. im Kaukasus begegnen: — das Haidukenthum, der verkümmerte Ueberrest des alten südslavischen Heldenthums, das in so vielen Stücken dem ehemaligen Ritterthum des Westens verwandt war.

Alles Land vom Meere bis hinauf über die Donau war im Namen des Propheten in Besitz genommen und nur der Prophetengläubige berechtigt, es im Namen Mohammed's vom Sultan als Lehen zu empfangen. Jenen unter den Südslaven, die um den Preis der Christverleugnung den Fortbesitz nicht erkaufen mochten, blieb nichts Anderes übrig, als den Nacken zu beugen und in den Zustand jammervollster Sklaverei zu versinken, oder mit ihren letzten Kräften, wo und wie immer möglich, einen ununterbrochenen

Rache- und Befreiungskrieg gegen die Unterdrücker zu eröffnen.

Sie wählten das Letztere, und die Fahrlässigkeit des osmanischen Verwaltungswesens wie das unverantwortliche Gebahren des türkischen Satrapenthums förderte sie darin gleichmäßig.

Der Mishandelte oder Ausgeplünderte flieht ins Gebirge, nistet sich hier, allein oder von Gleichgesinnten begleitet, in unzugänglichen Felsgeklüften und an den Kanten unerreichbarer Abhänge — den Klephten Griechenlands gleich — ein, und weiht sein ganzes Leben fortan der Bekämpfung alles Dessen, was Türke oder türkisch ist.

Vor Sturm und Unwetter gewährt ihm ein Dach von etwas Tannenreisig Schutz.

Von hier aus erspäht er nun den Vorüberzug der türkischen Kaufleute, der Steuersammler des Sultan, des jagenden oder auf Frauenraub ausziehenden Pascha, überfällt die Unvorhergesehenen, nimmt ihnen ihre Güter und schlägt ihnen im Falle der Gegenwehr die Häupter ab, um sie als Trophäen auf Pfähle zu pflanzen

oder den benachbarten Christengemeinden zuzusenden.

Von den abgenommenen Gütern behält er für sich nur wenig oder nichts, höchstens ein prächtiges Kleidungs- oder kostbares Waffenstück, sondern vertheilt sie an die ärmere Rajah, an die Klöster, an seine Freunde in den Thälern.

Dafür braucht er sich aber auch um seinen Lebensunterhalt wenig zu sorgen. Jedermann — von der Rajah nämlich — nimmt ihn gern zu Gast auf, schenkt ihm Fleisch und Wein, und nicht selten tragen die christlichen Bewohner naher Ortschaften ihm den Lebensbedarf selbst ins Gebirge zu.

Um so mehr von den Türken gefürchtet, als er in seinem Bergnest unerreichbar ist, und im Falle der Verfolgung sich nicht selten die ganze christliche Bevölkerung einer Gegend zu seinem Schutze erhebt, steht er bei der Rajah in hohem Ansehen. Wer irgend glaubt, oder wem wirklich von einem Türken Gewalt und Unrecht geschehen, der braucht nur seine Sache vor ihn zu bringen, und kann der Genugthuung gewiß

sein. Je gefürchteter die Haiduken einer Gegend, desto unbehelligter lebt in derselben die Rajah.

Dafür aber darf auch der Haiduke darauf rechnen, im Winter, wo ihn Schnee und Frost von den Höhen herabtreibt, bei seinen Freunden in der Ebene ein sicheres Obdach zu finden, und jede Verletzung der Gastfreundschaft, die ihm da widerfahren sollte, blutig gerächt zu sehen.

In den ersten Zeiten mehr ein nothgedrungenes Wegelagererthum, sehen wir das Haidukenthum sich bald zu einer hohen Wichtigkeit erheben, und es ist nicht zu leugnen, daß es nicht nur gewiß viel Unheil verhütet und Unbill von der Rajah abgewandt, sondern auch unzweifelhaft dazu beigetragen habe, daß nicht an manchen Orten diese letztere völlig ausgerottet worden.

Je verwegener die Unternehmungen eines Haiduken waren, desto höher stieg sein Ansehen, und die Andern ordneten sich gern unter seinen Befehl. So entstanden die Haidukenhäuptlinge, von harati (heeren, verheeren, Heer?), Haram-

baschi genannt, deren Macht oft so anwuchs, daß es selbst Paschas für klug fanden, mit ihnen auf gutem Fuße zu stehen und sogar persönlich mit ihnen verkehrten. Welche Rolle das Haidukenthum in der serbischen Revolution spielte, ist bekannt. Eine der schönsten und poetischesten Gestalten neben Kara Georg, einer des tapfersten, ausdauerndsten und — was viel ist — zugleich der anspruchlosesten unter den damaligen Kämpen, ist der Haiduke Weliko.

Das Ende eines Haiduken war und ist freilich in der Regel ein trauriges: nämlich Tod unter den grausamsten Martern in den Händen der Türken, wenn er nicht früher so glücklich war, sich von irgend einem Felsabhang zu Tode zu stürzen oder im Kampfe zu fallen. Auch die Gegend, die unter seinem Schutze lange unbehelligt geblieben, sehen wir dann um so furchtbarer heimgesucht, wenn nicht gleich ein ebenso kühner Nachfolger an seine Stelle tritt.

Dieses Haidukenthum, das romantische Element des Südslaventhums, war von jeher und ist noch heute der unerschöpfteste und beliebteste

Quell zahlreicher Heldenlieder, durch welche die Thaten der einzelnen Haiduken verherrlicht und die jungen Leute zu ähnlichen Thaten angefeuert werden.

Einer der ältesten und noch jetzt gleichsam das Vorbild aller Haiduken, den wir in den Liedern begegnen, ist Starina Nowak, d. h. Nowak der Alte, der im 15. Jahrhundert gelebt zu haben scheint, und die Landschaften des heutigen Serbien mit seinem Bruder Tatomir und seinem Sohne Grujo, oder wie er im Diminutiv oft genannt wird, Gruiza, an der Spitze einer zahlreichen Truppe einerseits beschirmte, andererseits in Schrecken versetzte. *)

Seiner eigenen Aussage nach hat er sich durch die unersättliche Habgier Jerina's (Irene), der Frau des von den Türken eingesetzten Despoten Georg Brankowitsch, eines Nachkommens des berüchtigten Verräthers auf dem Amselfelde, da-

*) Die sämmtlichen Starina-Nowak-Lieder in meinen „Gesängen der Serben" I, 83 — 123).

hin gebracht gesehen, dies „halsbrecherische Handwerk“ zu ergreifen.

Als diese nämlich das Schloß von Smederevo (Semendria an der Donau) baute, habe er, wie viele Andere, ihr drei Jahre lang mit eigenem Karren und Zugrind gefrohndet, worüber er denn selbst ein bettelarmer Mann geworden. Endlich habe sie gar drei Litren Gold von Kopf für Kopf zu erheben befohlen, um Fenster und Thüren zu vergolden. Da er das nicht zahlen gekonnt, habe er seine Axt über die Schulter genommen und sich nach Bosnien gewandt, um da zu tagelöhnern. Unterwegs sei er einem türkischen Hochzeitszuge begegnet, und von dem jungen Hochzeiter ohne allen Anlaß so arg mishandelt worden, daß ihm, da alles Bitten nichts half, endlich die Geduld riß, und er denselben erschlug.

„Vierzig Jahre sind seitdem verflossen.
Zur Gewohnheit wurden mir die Wälder,
Sind mir lieber als ein eigner Hof nun!
Im Gebirg' nun lagr' ich an den Wegen,
Laure auf im Umkreis den Bewohnern,
Nehm' ihr Gold und nehm' ihr Silber ihnen,

Nehm' auch Zeuge, Stoffe, Sammt und Seide,
Kleide mich und meine Freunde alle,
Bin gewandt im Fliehn wie im Verfolgen,
Fürchte nicht, an schlimmster Stell' zu stehen,
Scheue Keinen außer Gott dem Einen!"

So schildert er seine Lebensweise und damit die aller Haiduken.

Was von ihm und seinen Söhnen gesungen wird, sind Züge ebenso staunenerregender Tollkühnheit, muthwilligster List, wie Bilder des kummervollsten, unglücklichsten Nomadenlebens einer geächteten, heimatlosen Familie, ebenso oft durch Humor ergötzlich, wie durch tragische Katastrophen erschütternd.

Die bekanntesten und in zahlreichen Liedern außer ihm gefeierten Haiduken sind: Mihat, früher ein wohlhabender Hirt, nachdem ihn jedoch die Türken aller seiner Heerden beraubt, durch seine Besonnenheit und Kaltblütigkeit das Entsetzen eines weiten Umkreises; der kleine Radivoj, Radoitza genannt, ein ebenso lustiger wie tollkühner Hitzkopf; der furchtbare Wischnitsch Jowan; der imponirende aber unglückliche Rado von Sokol; Luka Galowran; Bujadin und seine

Söhne; Mato der Kroate, und Andere, deren abenteuerliches Treiben eine bunte Reihe der verwegensten Wagnisse und ausgesuchtesten Rachethaten ist, abwechselnd mit Zügen urwüchsiger Ritterlichkeit, Pietät und vollkommenster Ehrenhaftigkeit. So z. B. läßt sich Mato, in die Gefangenschaft des Veziers Tschuprilitsch (Köprili) gerathen, der ihn aber, da es ihm mehr um Geld als um den Haiduken zu thun ist, gegen bestimmte Geschenke freigeben will, und unter der Verbürgung des Türken Bakitsch entläßt, damit er die Schätze hole, durch nichts abhalten, zurückzukehren, den Vezier zu befriedigen und seinen Bürgen zu belohnen.

Verwandt mit dem Haidukenthum in der Tendenz, wenn auch minder ungeregelt und weniger an das Nomadenhafte und Wegelagerische desselben streifend, sind die Tscheten, eine Art nothgedrungener Aufgebote und gemeinsamer Streifzüge gegen türkische Personen und Ortschaften, und durch Verwüstung, Plünderung und Brandschatzung Repressalien zu üben.

Die Hauptheimat dieser Tscheten waren die Gebirge des heutigen Ottotschaner und Likaner

Regiments im kroatischen Militärgrenzlande — die eigentliche Heimat der Morlachen, — Türkisch-Kroatien, das nördliche Dalmatien und Montenegro, wo sie bis in die Gegenwart herauf üblich blieben und der Natur der Sache nach ebenso oft in den kleinen Krieg wie in Raubzüge ausarteten.

Wer eine Tscheta veranstalten will, steckt irgendwo im Gebirge oder im freien Felde an einer bekannten Stelle, auf einem Weideplatze oder bei einem Brunnen eine Fahne aus, läßt Freunde und Gesinnungsgenossen mit ihrem Anhange durch Briefe oder Boten besonders dazu einladen, und erwartet dann diese sowie alle Andern, die theilnehmen wollen, zur bestimmten Stunde unter der Fahne. Flintenschüsse, die häufig gewechselt werden, dienen ebenso, um den Ankommenden den Weg zu weisen, als um sich anzumelden und wechselseitig zu begrüßen. Ist man beisammen, so wird erst ein Mahl abgehalten, und dann nicht selten eine Ausmusterung vorgenommen, da sich gewöhnlich nur Leute von bewährter Tapferkeit und sonst ehrenhaftem Rufe — „die Besten aus den Besten" heißt's

immer in den Liedern — zusammenhalten, Landläufer aber, zweifelhafte Menschen und dergleichen, das Vorhaben nicht ungewiß machen oder, gar in Gefahr bringen sollen in einen gemeinen Diebszug umzuschlagen. Auch Diejenigen scheidet man gern aus, deren Verlust der Familie gar zu empfindlich werden müßte, z. B. einzige Söhne, oder Söhne, die ihre verwitweten Mütter ernähren, Väter zahlreicher noch unerwachsener Kinder, junge Ehemänner u. s. w., schließlich einen Jeden, „der sein Leben theurer als eine Flintenkugel hält".

Dann ordnet sich die Truppe, wählt ihren Führer, kapetan, und setzt sich in Bewegung.

Mehrer Tagereisen bedarf es oft; die steilsten Bergabhänge müssen übersetzt werden, ehe man ans Ziel kommt. Und ist der Zug da angelangt, bedarf es erst allen Aufwandes von Muth und List, um sich zu behaupten, den feindlichen Ort zu erstürmen, die Gefangenen heimzubringen u. s. w.

Wochen-, oft monatelang bleibt die Tscheta

aus. Manchmal sogar überkommt sie der Winter, und zwingt sie mitten in den Klüften den günstigen Augenblick für die Rückkehr abzuwarten. Der Kampf ist dann ein dreifacher: mit den Feinden, mit den Wölfen und mit der Noth. Man weiß von Fällen, daß alle Kugeln bereits verschossen waren, und die Tschetniken die Knöpfe von ihren Jacken schnitten, um sich zu behaupten.

Als die berühmtesten Tscheten-Anführer älterer Zeit lernen wir Janko von Cataro und seinen Sohn Stojan Jankowitsch kennen, die zu Ende des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts lebten. Unter ihnen scheint die Tscheta systematisch und in aller Ehrenhaftigkeit blos in der Absicht geübt worden zu sein, um den Türken Schaden zuzufügen und sie in Respect zu erhalten. Stojan Jankowitsch wurde sogar von der Republik Venedig durch eine goldene Medaille und den anerkannten Titel Capitaneo dei Morlacchi ausgezeichnet und bezog einen Jahresgehalt von 240 Dukaten. Bei Gelegenheit eines derartigen Streifzuges gerieth er mit seinem gleichberühmten Freunde Ilija Smilja-

nitsch in türkische Gefangenschaft, in welcher ihm nur die Furcht der Türken vor einer beispiellosen Rachenahme von Seite seiner zahlreichen Anhängerschaft das Leben erhielt, und aus welcher zu entkommen ihm erst nach vierzehn Monaten gelang. Auf einem spätern solchen Zuge jedoch kam er um.

Nicht minder berühmt der vielen von ihm angeführten Tscheten wegen ist Iwo, der Kapitän von Zengg, einem kleinen Hafenstädtchen gegenüber der Insel Veglia im Quarnero, der mit dem Pascha von Udbina — im heutigen Likaner-Regimente — in fast immerwährender Fehde lebte, und unter allen Tschetenhäuptlingen vielleicht der besungenste ist. Nach ihm sind die genanntesten Wuk Manduschitsch, Schaaritsch Zwian, Komnen der Fahnenträger und Andere. *)

Soviel in den letzten Zeiten, und namentlich von dem verstorbenen Vladyken von Mon-

---

*) Ueber sie sämmtlich das Bekannte in meinen „Gesängen der Serben".

tenegro, Peter Petrowitsch Njegusch, gethan worden, um das Tschetenthum zu unterdrücken, es hat sich dies nie vollständig erreichen lassen. Wie die polnischen Schlechtizen einst, ohne auf den König zu achten, auf eigene Faust Feldzüge unternahmen, so ließen sich die Montenegriner, der einzige südslavische Stamm, der bis auf die jüngsten Tage herauf sich mit seinen alten Sitten und Einrichtungen erhalten, die Streifzüge nach dem türkischen Nachbargebiete nicht wehren. Die Bedeutung dieser Streifzüge für die Geschicke der südslavischen Völker im Großen zu bewähren, scheint sich der gegenwärtige Fürst dieses Gebirgslandes, Daniel, zur Aufgabe gestellt zu haben. Daß er in seinen Bestrebungen, das türkische Element von europäischem Boden verdrängen zu helfen, der Sympathien Europas gewiß sein darf, davon hatte er Gelegenheit sich gleich nach seinem Regierungsantritte zu überzeugen. Daß aber die Bundesgenossenschaft, unter deren Schild und in deren Gefolge Europa gegenüber zu treten er sich zu gefallen scheint, ihm selbst

wie der Sache der Südslaven diese Sympathien zu entziehen geeignet ist — möge er es nicht so weit treiben, sich auch davon überzeugen zu müssen!

---

## XX.

Orsowa. — Non plus ultra. — Vorläufiger Abschluß.

---

Wir sind in Orsowa.

Wie man uns auf dem Wege hierher vielfach mitgetheilt und wie wir zuletzt auch selbst darauf gefaßt waren, so finden wir es bestätigt. Mit dem Dampfboote auf keinen Fall, aber auch auf keine andere Weise ist von hier aus an ein Weiterkommen zu denken.

Dieses plötzliche Halt, das aller Communication hier von den Gewalten des Krieges geboten wird, hat in dem kleinen, sonst ziemlich stillen Grenzorte eine kleine Anstauung von Fremden verursacht, die die wenigen hier zu

Gebote stehenden Unterkunftslocale überfüllen und Einer den Andern rathlos, aber auch thatlos anschauen, was denn an diesem äußersten Punkte des europäischen Friedens weiter zu beginnen.

Da gibt es Kornhändler bis von Triest herab, die verzweifelnd die Arme ringen, und nicht wissen, wie es anzufangen, um die aufgekauften Getreidevorräthe, die sie an diesem oder jenem Orte der walachischen Donau liegen haben, zwischen der Scylla Gortschakoff und der Charybdis Omer-Pascha herauszubekommen. Aus den Verordnungen und Erlässen, die sich auf die Getreideausfuhr beziehen, und die vom bukarester Hauptquartier aus bald gegen die türkische, bald gegen die östreichische Seite zu geschleudert werden, weiß kein Mensch klug zu werden, da sie heute wieder verbieten, was sie gestern gestatteten, und man sich selbst auf Das, was sie momentan zugestehen, sowenig verlassen kann, daß man sich kaum getraut davon Gebrauch zu machen. Das beste Mittel soll noch, wie überhaupt überall, wo russische Justiz und russische Ver-

waltung am Ruder ist, ein vergoldeter Händedruck sein, durch welches probate Mittel es denn auch Manchem schon gelungen, seinen Weizen ins Trockene zu bringen.

Da sitzen Handlungsreisende, die in Bukarest, Galatz, Ibraila und Jassy Geschäfte abzumachen haben, und sehen sich genöthigt, ihre Diäten vor der Hand in nicht eben süßem Nichtsthun zu verzehren.

Da stiefeln Zeitungsberichterstatter und Schriftsteller das einsame Ufer entlang, die den Kriegsschauplatz bereisen sollen und Land und Leute studiren wollen; und während die Einen, um doch etwas zu thun, jedes Lüftchen von Gerücht, das von Osten herüberweht, jede Lippenbewegung, die die Namen Kalafat oder Widdin auszusprechen sich anschickt, einander vorweg abzulauern bemüht sind, um es frischweg der Welt zu berichten, begnügen sich die Andern vorerst damit, schwarzen Kaffee trinken und den Tschibuk rauchen zu lernen, und ihren Filzhut vor allem Andern mit einem rothen Fehs zu vertauschen.

Selbst ein Stückchen Diplomatie hat sich

hier angesiedelt, und zwar in Gestalt eines russischen Consularagenten oder Consularverwesers, oder welchen Titel dieser Herr sonst führen mag, und dessen Bestimmung, wenigstens die ostensible, in frühern Jahren darin bestand, die nach Rußland donauabwärts gehenden Waaren als aus pestfreiem Lande kommend zu bezeichnen. Während er jetzt ein förmliches Paßbureau aufgeschlagen hat, da ohne sein Visa Niemand walachischen Boden betreten darf. Da jedoch dieser Herr in Ertheilung seiner Unterschrift eine außerordentliche Wähligkeit an den Tag legt, so ist durch seine werthe Gegenwart dem Verkehre kein sonderlicher Vorschub geleistet, am wenigsten den armen Reisenden von der Feder, für die er in seinem Bureau in der Regel nicht viel mehr als ein bedauerndes Achselzucken hat.

Der einzige Weg, der unter so bewandten Dingen dem Reisenden offen steht, ist der zu Lande durch Serbien nach der Bulgarei. Selbst für diesen Fall aber sieht er sich an eine vorgeschriebene Route gebunden. Es bleibt ihm nämlich nichts übrig, als nach Ada-Kalessi hinüber-



zuschiffen, sich hier einem elenden Klepper auf Gnade und Ungnade zu überliefern, und in Begleitung eines „Tataren" den Weg nach Kladowa und von da über Brza-Palanka nach dem serbischen Kreisorte Negotin einzuschlagen, um sich von da über den Timok nach Widdin zu wenden.

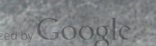
Ob wir uns, lieber Leser, zu dieser Art der Weiterreise entschließen werden, das müssen wir in diesem Augenblicke noch dahin gestellt sein lassen. Wir haben uns einmal die Donau zum Leitfaden unserer Wanderungen vorgezeichnet, und möchten sie nicht gerne, wäre es auch nur streckenweise, verlassen. Vielleicht ist ihre Straße unserer Wanderflagge schon in nächster Zukunft offen, und dann — wohlgemuth weiter! Bis dahin laß uns unsern Ausflug mit dem Eisernen Thore abschließen.

Im Mai 1854.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.


3 2044 010 395 2




Digitized by Google

